Charaktere und Situationen.

Erſter Theil.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK JENA

Druck und Papier von F. W. v. Coſſel
in Wismar.

Charaktere und Situationen.

Vier Bücher

Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen
und durch die neueste Literatur.

Von

Th. Mundt

Erster Theil.

I. Novellen.
II. Deutsche Gestalten und Richtungen.

Wismar und Leipzig, 1837.
H. Schmidt u. v. Cossel's Rathsbuchhandlung.
(L. W. v. Cossel.)

germ. 100 72-1

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

GESCHENK
FREEMAN US

D. C

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Theil.

I. Novellen.

Seite.

Antonien's Bußfahrten 3

Der Bibeldieb 128

II. Deutſche Geſtalten und Richtungen.

Rahel und ihre Zeit 213

Immermann und das Jahrhundert der Epigonen . . 272

Die Zerriſſenheit im deutſchen Roman 293

Die philoſophiſche Bildung der jungen Generation . 304

Die Dichtung der Übergangsepoche 313

Deutſche Höflichkeit 329

Wiener Humor 338

Seydelmann 312

Vorwort.

Auf den nachfolgenden Blättern habe ich einige poetiſche und kritiſche Arbeiten aneinander gereiht, die hier in einem gewiſſen Zuſammenhange zu einander ſtehen, und, wie ich glaube, auf kleinem Raume ein concentrirtes Bild des heutigen Literaturzuſtandes, ſowohl im Schaffen wie in den angeregten Meinungen, abzugeben vermögen.

Einige dieſer Darſtellungen ſind ſchon in einer frühern Zeit entſtanden, namentlich die Novelle: der Bibeldieb, die im Jahre 1833 zuerſt im Morgenblatt abgedruckt erſchien. Sie ſteht an dieſem Orte in ihrer erneuerten Geſtalt nicht ganz ohne Beziehung, indem ſie ſchon damals Richtungen zeichnete und abfertigte, die ſpäterhin, mit andern Elementen verſetzt, in

der Literatur bedeutend wurden, und einen, freilich zumeist auf Mißverstand und Borniertheit beruhenden Kampf veranlaßten. Von andern aus der Journalvereinzelung in diese Reihe aufgenommenen Artikeln ist fast kein einziger, der nicht in einer durchgreifenden Umarbeitung wiedererschiene.

Vielleicht bieten diese Skizzen in ihrer Zusammenstellung manchen meiner Freunde eine willkommene Unterhaltung! In einer Zeit, welche die Literatur immer mehr unter schwierige und precäre Verhältnisse stellt, mag es wohl der Mühe werth sein, noch einigen Lebensmuth und sorglosen Charakter, soviel man davon übrig hat, zu beweisen!

Berlin, den 8. Januar 1837.

Th. M.

I.

Novellen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Antoniens Bußfahrten.

1.

Eine wunderbar belebte, frische und fröhliche Ausschau, der in wenigen Städten Ähnliches sich darbietet, genießt man in Hamburg aus den Fenstern des Hotel Belvedere, besonders wenn man so glücklich ist, sein Zimmer nach der Alster hinaus einzunehmen. Das herrliche Treiben des Jungfernstiegs und der ihn fortsetzenden Esplanade, mit seiner unabläſſigen Menschenmenge, den glänzenden Pavillons und den neuen stattlichen Wohnhäusern, drückt immer eine regsame und lebenslustige Stimmung aus. Alle Vorübergehenden haben Eile, Jeder trägt eine flüssige Geschäftsmasse mit sich über die Straße und doch sieht man nur selten mißmuthige Gesichter, überall vielmehr einen hellfarbigen Charakter

vorherrschend. Ich stand mit meinem Reisegefährten, einem jungen Maler, lange vor diesem ergötzlichen Anblick, indem unsere Augen bald über die Baumreihen des Jungfernstiegs, bald über das blaue Alsterbassin, das sich in weitschimmernder Perspective mit der großen Alster zusammenschließt, sich hintrugen. Ein erfrischender Morgenhauch kräuselte den Wasserspiegel, Schwäne saßen auf der schönen durchsichtigen Fluth, Gondeln ruderten vorüber, Böte, mit Fremden und Einheimischen besetzt, legten an dem freundlichen, auf einer Schiffsbrücke erbauten Badehause an.

Eine festliche Reihe von Flaggenkähnen besetzten heut das Alsterbassin. Die schönen, buntgeschmückten Wimpel, dem Winde sich faltend und wieder entrollend, flatterten fröhlich, ein bedeutungsvolles Symbol, durch die Lüfte. Wenn solche Kähne auf der Alster stehen, erglänzen lebhafter die Augen jeder jungen Hamburgerin, die vorübergeht. Ihr Busen hebt sich seufzend, eine feine Röthe lagert auf den Wangen, und wenn sie den Jungfernstieg zu Ende gelangt, blickt sie sich noch einmal mit einem

Sehnſuchtsauge nach jenen Flaggen um, und wandelt dann ſinnend und mit geſenktem Kopfe über den Gänſemarkt weiter. Sie blättert das Blatt des Lebens, auf dem das Zauberwort Braut ſteht, in Gedanken um. Denn dieſe wallenden Segeltücher auf dem Baſſin verkünden, daß eine Braut, welche dem Hochzeitstage entgegenbangt, an der Alſter oder in der Nachbarſchaft wohnt. Es iſt ein ſchöner Zug von den Hamburgiſchen Schiffern, welche ſich ein Geſchäft daraus machen, mit dieſen Feſtkähnen, zur Feier der Bräute Hamburgs, den Fluß zu belegen.

Mich und meinen Freund erinnerte dieſes gemüthliche Sinnbild an den eigentlichſten Zweck unſerer Ankunft in Hamburg, die vor einigen Stunden erfolgt war. Wir waren zur Hochzeit geladen. Die holde Hamburgerin, der zu Ehren die bräutliche Flagge diesmal ſich ausbreitete, war höchſt wahrſcheinlich ebendieſelbe, die wir an der Hand unſeres theuren und wunderlichen Freundes Conſtantin ſollten zum Altare treten ſehn. Der Maler fand dieſe Sitte ſo ſchön und maleriſch, daß er das Baſſin mit den Flaggen-

kähnen in sein Skizzenbuch einzutragen begann. Er gedachte es zu einer phantastischen Skizze, eine Liebesflotte darstellend, auszuführen. In den Nachen, umgaukelt von Lebensgenien und Najaden, sollten die verschiedenen Typen von Hamburgischer Frauenschönheit, die mein Freund vielfältig studirt hatte, in Gestalt der Schifferinnen anschaulich gemacht werden, die schönste sollte ein Conterfei der Braut sein; als ich, seinen Entwurf unterbrechend und belachend, ihn daran erinnerte, daß wir vor allen Dingen erst die an Liebenswürdigkeit und Talenten als unvergleichlich gerühmte Braut unseres Constantin kennen zu lernen hätten.

Wir machten uns auf den Weg, um den Freund wiederzusehen, den wir seit vielen Jahren entbehrt, mit dem wir früher, ein schönes jugendmuthiges Dreiblatt, die wichtigsten und keckſten Berührungen des Lebens gemein gehabt. Constantin war ein so ächt moderner, vielgestaltiger Mensch, daß nach den vielen Metamorphosen, durch die er gegangen, ich mir kaum noch vorstellen konnte, was an ihm übrig geblieben sein möchte, um ihn daran zu erkennen.

Wir hatten den ſchönen Traum von der deutſchen Literatur mit einander durchgeträumt. Wie alle jüngeren Talente von Bedeutung war er mit großen Hoffnungen von der Literatur ausgegangen, um ſie in eine neue Verbindung mit dem Leben zu ſetzen. Sein hauptſächlichſtes Talent aber beſtand darin, ſchnell und auf Einmal dasjenige aufzugeben, was er als unnütz und erfolglos erkannt hatte. In Berlin mußte ich ihm einmal zwei Strohhalme hinhalten, einen längeren und einen kürzeren. Er wollte looſen über die beſte Art, von der deutſchen Literatur loszukommen. Der eine Strohhalm bedeutete eine Heirath mit einem hübſchen, braven und reichen Mädchen in einer kleinen Landſtadt; durch dieſe ihm dargebotene Partie hätte er glücklich und ſorgenfrei leben können, ohne ferner eine einzige Zeile für ein deutſches Journal zu ſchreiben. Der andere, kürzere Strohhalm bedeutete ein in Paris zu begründendes Journal, das franzöſiſch und deutſch erſcheinen ſollte, und womit er den letzten Verſuch ſeines literariſchen Wirkungseifers machen wollte. Conſtantin zog den kürzeren. Am andern Abend ſaß er auch

ſchon auf der Poſt, hatte die Partie ausgeſchlagen, und theilte mir am Poſtwagen bereits eine Abſchrift von dem Proſpectus mit, mit dem er ſeine neue Unternehmung in Paris ankündigen wollte. Ich wartete lange vergeblich auf einen Brief von ihm aus Frankreich, und erhielt ihn endlich aus Portugal. Durch die Schwierigkeiten, auf die er in Paris mit einem franzöſiſch-deutſchen Journal geſtoßen, war er abgeſchreckt worden, und hatte Kriegsdienſte unter Dom Pedro genommen. Später focht er unter den Chriſtinos gegen Don Carlos, ſein Name wurde durch einen beſondern Umſtand einigemal in den Zeitungen erwähnt. Dann bekam ich einen merkwürdigen Brief von ihm aus den Vereinigten Staaten, wo er eine deutſche Colonie in Maſſachuſetts hatte einrichten helfen. In der großartigen Melancholie einer wilden Felſeneinſamkeit hatte er ſich hier zu einem religiöſen Stillleben gewandt, das eigentlich keine beſtimmte Religion war, ſondern ein allgemeiner Gottesfrieden für alle Qualen der modernen Exiſtenz, wie er es nannte. Vier Monate darauf ſandte er mir aus Schleſien eine von ihm

verfaßte Brochüre über den Runkelrübenbau, die verſiegelt ausgegeben wurde. Er ſchrieb mir, daß er durch mehrere landwirthſchaftliche Speculationen, die er mit einigen ſchleſiſchen Gutsbeſitzern unternommen, auf dem Wege ſei, ein reicher Mann zu werden; nur ſein Herz werde täglich ärmer, und bettele um ſein liebes Brot. Man mußte die wunderbare Beweglichkeit ſeines Charakters kennen, um zu begreifen, wie er dieſe ſchnellen Wendungen ſeiner Exiſtenz auch nur äußerlich möglich machte. Von Schleſien begab er ſich nach Hamburg, um eine Predigerſtelle zu übernehmen, zu der ihm ſeine dortigen angeſehenen Verwandten Ausſichten eröffnet, denn Conſtantin hatte eigentlich Theologie ſtudirt. Die erwachte Sehnſucht ſeines Gemüths nach einem ſolchen Beruf wußte er trefflich zu motiviren, er traute ſich zu, eine Bruſt voll zerfleiſchender Skepſis mit einem aufgehenden Walten in der Gemeinde zuſammentreffen zu laſſen, ſo daß ihn die Hingebung an eine milde, geregelte Lebenspflicht von ſelbſt in der Kraft und Wahrheit der Symbole erhielte. Sein letzter Brief aus Hamburg meldete jedoch, daß er,

ſtatt dieſes Auskunftsmittels einer umhergreifenden Seele, ein groſses Wollgeſchäft übernommen, und im Kaufmannſtand die gröſste Befriedigung und Beruhigung des Lebens zu finden anfange. Zugleich bat er mich und den Maler, zu ſeiner Hochzeit zu kommen. Denn in ſeinem Friedenshafen habe ſich ihm auch ein ſchönes einziges Heiligenbild, das ihn durch Liebe fromm erhalten werde, aufgeſtellt. Sein Feſt ſollte auch eine Wiederſehnsfeier für das alte, ſo lange zerſprengte Dreiblatt werden.

Ich war unter allen der einzige, der dieſes endlich ausgefundene Lebensziel unſeres Freundes für vollgültig anerkannte. Aus aller Überzeugung hatte ich ſeine Anſicht von dem Kaufmannſtande vertheidigt, und auſser dem Wirkungskreis des Kaufmanns nur noch den des Arztes als eine erfolgreiche und wünſchenswerthe Thätigkeit in unſerer Zeit gelten laſſen. In der That führen ſich auch alle unſere heutigen Richtungen am Ende auf den Kaufmann und Arzt zurück. Die bewegenden Unternehmungen der Zeit ſind kaufmänniſch, und ihre Zuſtände ſind pathologiſch. Der Geiſt zieht Handelsſtraſsen

durch die Welt und geht mit Ideen hauſiren. Die Production ſetzt ſich in die Betriebſamkeit um. Auf der andern Seite ſchlägt dieſer ſchnelle Vertrieb des Lebenscapitals wie ein heißer Fieberpuls gegen das Herz der Geſchichte. Die Meinungen werden als Krankheiten behandelt, die Weltverbeſſerer, deren Zeitalter das jetzige iſt, ſind Ärzte, und die Ärzte werden die phyſiſchen Geſetze ihrer Heilkunſt hergeben müſſen zu einer milderen und richtigeren Behandlung der geiſtigen Richtungen.

Ich wünſchte, es enthüllte Jemand die Poeſie des Kaufmannſtandes! Vielleicht thut es der Wollhändler Conſtantin. Dies heitre, rührige weit ausgreifende Treiben, in Arbeit und Genuß, in Geſchäftigkeit und Behagen, in Berechnung und Erfolg, in Täuſchung und Hoffnung, mit männlichem Muth die Mittel und Wege der Exiſtenz erfaſſend, iſt die ächt menſchliche und naturgemäßeſte Grundlage für ein Daſein, das im Wiſſen und Schaffen ſich nicht mehr zurecht finden kann; es iſt die lebendige Gegenwart, wo die Vergangenheit todt und die Zukunft ein ſeltſames Ideal.

Unſer Freund, der Maler, wollte nichts davon wiſſen. Er war der jüngſte, die Verzweiflung hatte ſein blondlockiges Haupt übergangen, und er hoffte, ein Schüler Schadow's, eine neue Epoche für ſeine Kunſt. Gutmüthig, phantaſtiſch, hingebend, launig, wie er war, mochte er nichts davon hören, daß das Leben auseinanderklaffe, und glaubte an kein Raiſonnement, das ihn in ſeinem altdeutſchen Frieden ſtörte. Den Namen des Altdeutſchen hatte ihm Conſtantin gegeben. Er wurde jetzt noch mit ſeiner Hamburgiſchen Liebesflotille, die er auf der Alſter geträumt, ein wenig geneckt, und dann zog ich ihn mit mir auf die Straße hinunter. —

2.

Conſtantin war ausgegangen, und wir mußten uns gedulden, ihn um eine Stunde ſpäter zu erwarten. Wir ſchlenderten unterdeß auf den Gaſſen Hamburgs umher, deren volkreiches Treiben überall ein kräftiges materielles Leben ausſpricht, und gelangten endlich in die ſchöne

ſtille Vorſtadt St. Georg an der Alſter, die mit ihren freundlich hingelagerten Häuſer- und Baum-Gruppen wie ein geborgenes Friedensaſyl der in der Ferne rauſchenden Stadt anliegt. Hier ſind nicht nur mehrere der berühmten Sommer-Theater Hamburgs aufgeſchlagen, die, außer der plattſprechenden und Matroſenbevölkerung, auch den Fremden zu einem Beſuch anlocken, ſondern auch eine alte ehrwürdige Ruine der deutſchen Literatur, von der die Reiſenden nicht mehr erzählen, kann in dieſer Vorſtadt noch angetroffen werden. Da wir noch Zeit übrig hatten, ſo zogen wir die Klingel eines kleinen Hauſes, deſſen Thürſchild den Namen Leonhard Wächter mit großen deutlichen Buchſtaben zeigte. Jeder erinnert ſich noch aus ſeiner der Schule abgeſtohlenen Romanlectüre der dicken Bände der Sagen der Vorzeit, die er vor dem aufpaſſenden Lehrer nur mit Mühe unter dem Tiſch verbergen konnte. Veit Weber hat ſie geſchrieben, wie freute ich mich ſchon als Junge der wichtigen Entdeckung, da ich erfuhr, daß dieſer Mann eigentlich Leonhard Wächter geheißen ſei! Seine deutſchen Ritter und Frauen,

ſeine Brüder des Bundes für Freiheit und Recht, ſeine heilige Vehme, ſein Männerſchwur und Weibertreue, und ach! ſein Tugendſpiegel, haben mir unausſprechliches Vergnügen gemacht. Die herrlichen Flegeljahre meiner Phantaſie treten wieder heran, vor dieſem Namen Leonhard Wächter auf dem blaugemalten Blechſchild. Der Mann hat durch viele Veränderungen der Zeit und der Geſchicke wie ein Brama hindurchgehen müſſen, um zu erleben, daß auch ich ſeine Thürklinke drückte. Eine alte Magd führte uns zur ebenen Erde in ein kleines Zimmer, das mit einem Klavier, einem abgenutzten Sopha und einigen Stühlen verſehen war. Der alte Herr ſchien ſich erſt ein wenig zurecht zu machen. Endlich hörten wir einen ſtarken Männerſchritt die Treppe herunter, eine kleine gedrungene Figur, in einen braunen Überrock gekleidet, mit ungeputzten Stiefeln, die über die Beinkleider hinaufgezogen waren, trat herein. Es war Veit Weber, deſſen ſchneeweißes, von Alter gebücktes Haupt uns freundlich begrüßte. Zu ſeinen weißen Haaren contraſtirte wunderbar ſein außerordentlich kräftiges und ausdrucksvolles

Geſicht, das noch dem feſteſten Mannesalter angehörte, und mit den großen, ſtarken, biederdeutſchen Zügen uns ehrwürdig anſchaute. Wir ſagten ihm dies. „Ja, erwiederte er, auf dem Sopha uns gegenüberſitzend, die Larve hält wohl noch zuſammen, die iſt von Papiermaché — aber die Bruſt — die Bruſt“ — er deutete auf ſeine kranke Stelle, die ſchon der fortwährende Huſten verrieth. „Hier iſt der Tod im Anmarſch,“ fuhr er fort, gleichgültig vor ſich niederblickend, und hub dann von den neueſten Zeitungsnachrichten zu ſprechen an. Er ſchien allen Ereigniſſen der Zeit mit Antheil gefolgt zu ſein, und erzählte Mehreres über Louis Philipp's Perſon, mit dem er perſönliche Berührungen gehabt hatte, beſonders im Kriege von 1792, wo Veit Weber als Offizier in franzöſiſchen Dienſten geſtanden. Auf Literatur fiel das Geſpräch gar nicht. Er entließ uns bald wieder mit einem herzlichen Handſchlag, da ihn das Reden anzuſtrengen ſchien. —

Wir gingen in die Stadt zurück, und hofften nun, unſern Freund Conſtantin nicht länger mehr zu entbehren. Aus der neuerbauten Al-

ſterhalle, die in dieſen Tagen eröffnet worden war und von Beſuchern wimmelte, trat eine ſchlanke, hochſtrebende Geſtalt heraus. Es war eines von jenen ſkeptiſchen Geſichtern unſerer Zeit, deren vorwärtsſtarrender Blick wie eine Todtengräberſchaufel ins Leben hineingräbt und gewiß iſt, überall auf Leichname zu ſtoßen. Geiſtige Keckheit lag mit erloſchener Lebensluſt ſtreitend auf dieſer Stirn, unter dieſen Augen, und man fühlte die erhabene Gleichgültigkeit eines ſich ſelbſt durchſchauenden Charakters kalt herauswehen. Dies Geſicht war trotz ſeiner durchſchimmernden Ermüdung ſchön, es war bis zum Erſchrecken durchſichtig ausgearbeitet in ſeinen ſprechenden, an die Gegenſtände ſich anklammernden Mienen. Schmerz, Witz, Leidenſchaft und Ruhe miſchten das dunkle Colorit dieſer Züge, das ſich über die Wangen hin in eine leiſe Bläſſe erhellte. Es war ein Antlitz, dem kaum mehr etwas unerwartet kommen konnte, welches ſich ſelbſt auswendig wußte, und das, ein Geiſterſeher ſeiner eigenen Gefühle, jedem Eindruck, der es vom Leben aus noch durchſchüttern konnte, wie einer Viſion

entgegensah. Das Alter des innern Lebens war über die gewöhnliche Zeitrechnung hinaus, aber in der kräftigen beweglichen Gestalt, in der Muskelstärke der Glieder, zuckte noch die unruhige Flamme der Jugend. Dies war das Gesicht Constantin's.

Ich hing schon an seinem Halse, noch ehe er uns erkannt hatte, denn ich freute mich außerordentlich, dieses verwandte Herz wieder an das meinige zu drücken. Unser guter blonder Maler weinte sogar vor Freuden, während ich aus demselben Grunde lachte. Constantin war noch der alte gegen seine Freunde, und es zeigte sich wieder, daß, nach allen durchstürmten Genüssen des Lebens, doch die Jugendfreundschaft für den Mann immer den stärksten Reiz behält, an metallischem Feuer, am Gefühl der Einigkeit selbst in aller Verlorenheit der Existenz, die Süßigkeit der Geschlechtsliebe weit übertreffend. Wir sahen uns noch einmal mit lächelnden Augen von Häupten bis zu Füßen an, ehe wir uns das Gegenüber und Nebeneinander als etwas Gewohntes wie sonst zugestanden. Er hatte an uns nichts auszusetzen, und ich wunderte mich

bloß über ſeinen portugieſiſchen Orden, welchen er noch als Denkmal des Feldzuges im Knopfloch trug, und auf den er komiſcher Weiſe ſehr ſtolz that.

Unſere endloſen Geſpräche trugen wir am beſten auf einen weiten Spaziergang hinaus in's Freie. Die Hamburgiſchen Gaſſen, wo wir im Eifer unſerer Mittheilungen von jedem betheerten Krahnzieher überrannt worden wären, hatten keinen Raum für dieſe Freude. Wir wollten die ſchönen Elbufer gewinnen, eilten durch das Altonaer Thor, an den abenteuerlichen Buden und Volksgruppen des Hamburger Berges vorüber, und geriethen in die ſtillen, melancholiſchen Straßen des einſamen Altona hinein. Im wechſelſeitigen Erzählen und Entgegnen durchſchnitten wir es hin und wieder, und fanden endlich unſern Ruhepunct in dem herrlichen Garten von Rainville, deſſen hohe Baumgänge uns aufnahmen. Hier giebt es auf einer Anhöhe einen in ſeiner Art einzigen Platz zum Niederlaſſen und Umſchauen, von dem man die Elbe in ihrer ganzen großartigen Fernſicht beherrſcht. Wir ſaßen, einige Flaſchen fröhlich

blinkender Flüſſigkeit vor uns auf dem Tiſch, auf dieſer Stelle, und ließen das überberedt gewordene Geſpräch unſerer Erinnerungen einſtweilen verklingen, ſchweigend zu einander gekehrt. Die Elbe rauſchte auf immer höher gehobenen Wellen dem Meere zu, Flaggen aller Länder und Nationen kreuzten buntfarbig und mit geſchwellten Wimpeln vorüber, Weltſegler kehrten heim in den Hafen, und das Dampfſchiff mit ſeiner emporwirbelnden Rauchſäule ſchnitt tiefe Brandungen in den Strom, von denen die kleinſte Welle am Ufer nachzitterte.

Wir brachten einen Toaſt auf die Hamburgerinnen aus, der in ſeiner beſten Anwendung beſonders dem Bräutigam Conſtantin galt. Er bedankte ſich im Namen dieſer republikaniſchen Schönheiten, auf deren Kennerſchaft wir alle Anſpruch machten, und von denen die auserleſenſte ihm geworden, obwohl er behauptete, nur der Theil ihres Weſens, wo er es wünſche, ſei Hamburgerin, nämlich ihr leibliches Leben, der Geiſt aber reiche weit über Hamburg in den ätherblauen Himmel hinein. Die Ehe muß der Spätſommer des Lebens ſein, ſetzte Conſtantin

in ſeiner ruhigen, gleichgültig betonenden Manier hinzu. Ich habe noch gerade ſo viel Luſt am Leben übrig, als der Bettler an der Sonne, der er das Fenſter ſeiner Hütte öffnet. In meine anrückenden Winterſchauer ſchien noch einmal der warme Strahl hinein, und ich ließ ihn in meinem Innern ſchmelzen, was noch zu ſchmelzen war. Seht, wie ich wieder zu blühen und zu grünen anfange in meinem Nachſommer, der an einer einzigen, ſchönen, hohen Blume ſich aufrichtet. Im Frühling meiner Lebenshoffnungen würde ich keiner geliebten Frau das Leid angethan haben, ſie mit mir zu verheirathen. Auf feuerſpeienden Bergen ſtehen zwar die Weinreben der Liebe herrlich, und der ſüße Thränenwein der Leidenſchaften träufelt von ihnen hernieder, aber die Hütten des Friedens darf man nicht dort bauen. Jetzt bin ich als Kaufmann auf einer ſichern und ruhigen Breite der Exiſtenz angelangt, ſtatt mit dem Leben zu kämpfen, fange ich an mit ihm zu rechnen, ich ſehe ſeine Erſcheinungen nicht mehr als verzehrende Widerſprüche, ſondern als Frachtgüter und als das Waarenlager der Wirklichkeit an, die im Staats-

haushalt der Schöpfung einmal aufgestapelt liegen und gegen Provision einiger Lebensfreuden von den Menschen untereinander verhandelt werden. Dieser Materialismus ist nicht so materialistisch, als er Manchen erscheinen könnte. Eine große göttliche Gewißheit hat sich dabei meiner bemächtigt, ich greife fröhlich die Dinge der Welt an, die ihre metaphysische Unheimlichkeit für mich verloren haben, weil ich nichts anderes mehr hinter ihnen suche als sie sind. Ich wundere mich, daß die Philosophie, statt in der Speculation die Welt aufzulösen, nicht schon längst die Wendung genommen hat, die Gedanken der Menschheit gewissermaßen durch einen Handelsvertrag mit der Wirklichkeit zu versöhnen, in dem Sinne, wie ich das Leben als Geschäft anzusehen begonnen. Alles, was ist und geschieht, ist ein Natur- und Handelsproduct, das für den Umlauf des ganzen Weltcapitals schon seine bestimmte Anweisung mitbringt. Darum freue ich mich meiner Wollsäcke, wenn sie in so fragwürdiger Gestalt mit ihrem realen Inhalt vor mir stehen, der für mich das ganze Gewicht eines ideellen besitzt. Denn wer

noch zweifelt, daß auch Wollsäcke Ideen sind, hat sich noch nicht zu derjenigen Weltbetrachtung erhoben, auf der allein Frieden für das Gemüth ist. Auf dieser Stufe der Weltbetrachtung muß man aber auch mit den Ideen zu derselben Gewißheit gelangen, wie mit den Wollsäcken, man muß die Ideen als ein gegebenes Capital ansehen, das nur so viel wirkliches Interesse für die Menschheit hat, als es ihr Interessen einträgt. Und wenn man ein guter Schafzüchter seiner Ideen ist, so wird man am Ende nur solche Sorte cultiviren, die am besten Stand hält, und aus der die tüchtigsten und gesuchtesten Zeuge in der Welt gewoben werden können. Ihr seht, Freunde, ich bin aus Prinzip Kaufmann geworden und bin es durch und durch. Ich habe mir ein festes Erdreich des Lebens zusammengetreten, auf dem das Blüthenschlagen aller edleren und schöneren Gefühle erst recht einen fruchtbaren Boden gewinnt. Der Himmel liegt klar und sonnenhell über mir, alle Formen der Wirklichkeit sehe ich scharf beleuchtet und gesondert, nichts macht mich mehr irre, und über den alten Ruinen und Wildnissen meiner

Bruſt haben ſich heitre Fabrikgebäude mit freundlichen Nutzgärten und Wieſenplänen erhoben. Ich ſpanne wie ein Schmetterling die Flügel aus, um mich auf den Blättern und Zweigen des Daſeins, an denen ich ſonſt als Raupe nagte, zu wiegen und zu nähren. Fragt ihr noch, ob ich nicht der holdſeligſten Hamburgerin würdig bin, und fähig, ſie zu beglücken? —

Ich lachte ihm Beifall, aber unſer Maler war unruhig geworden bei dieſer Rede. Er meinte kurz, bei dieſen Anſichten bleibe ihm nichts übrig, als ſich ſogleich vor unſern Augen mit ſeinem ganzen Künſtlertalent in die Elbe zu ſtürzen, was ihm Conſtantin lebhaft widerſtritt, worauf ſich ein langes Geſpräch über Beruf oder Nichtberuf unſerer Zeit für die Kunſt zu entſpinnen drohte, wäre nicht glücklicherweiſe durch einen Zufall die Rede auf den hamburgiſchen Frauencharakter abgeleitet, der uns alle mehr und näher intereſſirte. Jeder gab einige Züge zu ihrem Bilde, wie ſie ihm gerade einfielen. Die materielle Lebensfriſche, die ſinnliche Fülle und Geſundheit der Geſtalten, die runden, ſchwellenden Formen, die hier als vor-

waltender Grundtypus auftreten, wurden zuerſt gezeichnet und geprieſen. Der eine demonſtrirte die Hamburgerinnen als verklärte Beefſteacksnaturen, der andere fand den auf das Nutzbare und Eßbare gegründeten Geiſt des kaufmänniſchen Hamburgs auch in den ſchmackhaften und geſättigten Elementen ſeiner Frauenſchönheiten abgeprägt. Eine Hamburgerin hat große herrliche Augen, zwei klare hellgeſchliffene Spiegel einer unbefangenen Seele, aber Romantik, Begeiſterung und alle die wunderbaren Myſterien im weiblichen Liebesherzen, ſteigen ſelten aus dieſem Grunde empor. Dafür liegt die kräftige, heitre, genießende Gegenwart auf freudeſchimmernden Geſichtern. Man muß die anziehendſten Geſtalten im Sommer vor der Thür ihrer Land- und Gartenhäuſer, in den reizenden Umgebungen der Stadt, aufſuchen, wo ſie beim dampfenden Theewaſſer, das eine Hamburgerin den ganzen Tag auf dem Tiſch hat, in zierlicher und nachläſſiger Gruppirung ſitzen. Das Ideale fehlt ihren Perſonen eben ſo ſehr, als die ausgeſuchte und feingewandte Tournüre der reſidenzſtädtiſchen Geſellſchaft, aber ſie erſetzen

dieſe durch ihr ungezwungenes und treuherziges Weſen, das ſie nicht minder liebenswürdig und feſſelnd macht. Man iſt in ihrem gaſtlichen Kreiſe bald heimiſch geworden, und wenn Du zu ihnen ins Zimmer trittſt, reichen ſie Dir freundlich die ſchöne, weiße Hand zum Gruß entgegen, eine anmuthige Sitte, auf die man freilich nicht zu viel Bedeutung legen darf, ſchon um ſie nicht zu zerſtören, die aber dem Fremden um ſo angenehmer auffällt, als ſonſt die deutſchen Frauen darin ſo karg, oder es ſchon als etwas beſonderes anſehen, die Hand hinzugeben, die ſie nur für den Fall aufzuſparen ſcheinen, wo man um dieſelbe anhält in aller Form Rechtens. Mit einer Hamburgerin ſpricht es ſich ſehr traulich und artig. Die Hamburgiſche Mundart, die in vielen Wörtern in die engliſche Ausſprache hineinſpielt, beſonders in den häufigen ä-Lauten für a, hat von den Lippen der Frauen viel Naives und Liebliches. Noch viele andere Reize ihrer lebensvollen Erſcheinung wurden herausgehoben.

Der Maler ſagte, er wolle uns eine Geſchichte erzählen, die ihm vor zwei Jahren mit

einer Hamburgerin begegnet, von so seltsamer Art, daß sie ihm noch oft auf's Herz falle, wie ein räthselhaftes Märchen. Da es noch früh am Tage war, und erquickliche Morgenlüfte über den weiten Elbspiegel zu uns heraufwehten, so ließen wir es uns gern gefallen, und waren um so gespannter darauf, da dieser Freund es an der Gewohnheit hatte, merkwürdige Erlebnisse, die er lange, und man wußte nicht, aus welchem Grunde, verschwiegen, bei irgend einem Zufall plötzlich zu erzählen, mitunter selbst zur Unzeit. In letzterm Falle entschädigte aber immer seine durchaus lebensgetreue und anschauliche Darstellung, und so schwiegen wir erwartungsvoll still, indem er anhub.

3.

Die irrfahrende Hamburgerin *).

Als ich von meiner größern Kunstreise zurückkehrte, hielt ich mich durchreisend einen Tag

*) Nach dem mündlichen Bericht mit wenigen Veränderungen hier wiedergegeben.

in Berlin auf, und fand es bequem, für die kurze Zeit einen der kleineren entlegenen Gasthöfe zu wählen, weil eine gute Gelegenheit, auf der ich am andern Morgen früh nach meiner Heimath Schlesien abgehen wollte, dort stationirte. Das kleine Haus, in dem ich damals einkehrte, ist jetzt nicht mehr an seinem Platze zu finden, denn als ich es nach Verlauf eines Jahres wieder aufsuchte, sah ich ein anderes stattliches an seiner Stelle aufgeführt, nur zum Privatbesitz dienend. Der unansehnliche, aber wohleingerichtete Gasthof, der auf der Friedrichsstadt lag, war sehr angefüllt mit Fremden aller Art und jeden Standes. Ich trat in das Speisezimmer, das einen langen, öden, unabsehlichen Saal vorstellte, und mein Mißvergnügen über diese unfreundlichen Räume wollte sich eben regen, als mein Auge auf eine seltene ungewöhnliche Erscheinung abglitt, die mich mehr als Alles überraschte. Ein weibliches Wesen, in aller Blüthe und Fülle der Jugend, schritt durch den Saal und schien hier als eingewohnte Gestalt zu verkehren, obwohl sie wie ein fremdartiges Götterbild an diesen

Umgebungen vorüberging. Ich begegnete ihren Blicken, die auch mich ſchon aus der fernen Ecke des Zimmers erſpäht hatten, und aus denen ein wunderbares, gedankenvolles Sternenleben mich anleuchtete. Es war ſo viel ſüßer Liebreiz als ſelbſtbewußte Größe in dieſem ſchönen Mädchen, ein Zug von Nachdenken und Trauer ließ den hellbraunen, reichgelockten Kopf etwas ſeitwärts neigen, indem ſie ging. Ich betrachtete die hohe ſchlanke Geſtalt, die für die niedrigen Räume, unter denen ſie ſich einherbewegte, nicht aufgewachſen ſchien, ich ſuchte mir aus dieſem lilienblaſſen, ſtillſinnenden Geſicht das Geheimniß ihrer Exiſtenz zuſammenzuleſen. Ihr Anzug war halb der einer Dame, halb trug er den Charakter des Häuslichen und Wirthſchaftlichen, aber dieſes Gemiſch zweier verſchiedener Beſtandtheile war in eine ſehr geſchmackvolle Anordnung gebracht. Ein kleines Schlüſſelbund an der Seite gab ihr das Anſehn der Schaffnerin des Hauſes. Ich hörte ſie mit einem Fremden franzöſiſch ſprechen, das ſie mit graciöſer Leichtigkeit handhabte, eine feine Kenntniß im Ausdruck verrathend. Indem ſie ſprach,

zeigte der imponirende Anſtand ihrer Bewegungen, daß ſie etwas Beſſeres zu thun gewohnt ſein mochte, als einem franzöſiſchen Lederhändler Auskunft zu ertheilen. Bald darauf redete ſie zu einem der andern Gäſte, der ſie angegangen, eben ſo geläufig engliſch, mit der anmuthigſten Betonung. Ich ſtand verwundert, und hatte noch immer vergeſſen, mir einen Platz am Tiſche auszuwählen. Ihr Blick traf mich noch einmal, wie zu Anfang, mit ſeinem tiefdringenden bedeutſamen Strahl, er war wie eine große ſchmerzliche Frage, auf die ich keine Antwort wußte, dann verhallte ihr edler Schritt im Hintergrunde des Saales, wo ſie in einem Nebencabinet verſchwand.

Ich fragte den Kellner, der mich bediente, nach dieſer Erſcheinung. Dies ächt berliniſche Geſicht grinſte mich lächelnd an, und brachte endlich eine etwas zweideutige Antwort heraus, die mich eben ſo ſtutzig machte als von neuem mein Intereſſe ſpannte. Er ſagte, ſie ſei das Mädchen aus der Fremde, man wiſſe nicht, von wannen ſie gekommen, und wohin ſie fahren

werde, aber ſie ſei hübſch. Sie befand ſich erſt ſeit fünf Tagen in dem Gaſthofe.

Das Zimmer hatte ſich unterdeſſen von Gäſten geleert, und ich ſaß allein am Tiſch. Allerlei Gedanken über meine Verhältniſſe beſchäftigten mich, ich verſank in ein ſtilles Sinnen und Träumen. Bald darauf ſetzte ſich ein junger Menſch von wildem verworrenen Anſehn mir gegenüber, ſtruppiges Haar hing ihm über finſtre verwüſtete Geſichtszüge herab, Leidenſchaft, Tücke und Unglück ſprachen aus ſeiner abſchreckenden Phyſiognomie. Seine Kleidung war phantaſtiſch und unordentlich, und man hätte ihn nach derſelben für ein heruntergekommenes Genie meiner edlen Profeſſion halten können. Ich achtete nicht ferner auf ihn, und überließ mich, den Kopf in die Hand geſtützt, wieder meinen innern Bildern. Da traf auf einmal ein leiſer, aber aus unendlich tiefer und ſchöner Seele hörbar werdender Seufzer mein Ohr. Ich blickte auf, und ſehe, daß am Fenſter, nicht weit von uns, mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, Antonie ſitzt. Sie mochte ſchon ſeit einiger Zeit unbemerkt dort ihren Platz

genommen haben. Ihren Namen Antonie hatte mir der Aufwärter genannt. Es war jene unvergeßliche Mädchengeſtalt, die mir ſeit meinem Eintritt in dieſen Saal unabläſſig vorſchwebte.

Sie ſah mich mit ihren herrlichen traurigen Augen einen Moment in freundlicher Wehmuth an, richtete ſie aber dann ernſt und ſcharf auf den jungen Menſchen, der mir gegenüber ſaß. An dieſen ſcheint ein beſonderes Intereſſe ſie zu knüpfen. Sie ſpäht alle Augenblicke forſchend zu ihm hinüber, ihre Theilnahme für den düſter Schweigenden hat etwas Sorgliches und Peinliches. Er dagegen aß haſtig, mit vor ſich hinſtarrenden Blicken, ſtand dann trotzig auf, ſie von der Seite finſter anſehend, und verließ den Saal. An ſeinem taumelnden Gang bemerkte ich erſt, daß er betrunken zu ſein ſchien. Sie begleitete ihn ängſtlich mit den Augen, und verließ nicht eher den Blick von ihm, als bis er in der Thür verſchwand.

Ich war allein mit ihr. Sie hatte etwas ſo Ungewöhnliches und Seltenes in ihrem Weſen, daß es mir ſchwer wurde, mit den bannalen Redensarten ein Geſpräch anzuknüpfen.

Man hätte gleich das tiefſte Herz ihres Charakters, das wie verhüllt unter einer Neſſeldecke von Lebensſchmerzen lag und zuckte, mit feſtlichen Glockenklängen aufrufen mögen. Sie erkundigte ſich ſehr theilnehmend nach Schleſien, das ſie als mein Reiſeziel aus dem Paßbuche erfahren. Ihre Fragen danach verriethen ein geſpanntes Intereſſe. Sie habe gehört, es gebe dort viele gute freundliche Menſchen, einen gemüthlichen Schlag, zu dem ein Geſcheiterter gern pilgern möchte, um dort ſein Aſyl zu ſuchen. Ein ſchneidendes Gefühl von Heimathloſigkeit und Hoffnungsloſigkeit ſchien plötzlich bei ihr durchzubrechen, ſie ſchauerte heimlich zuſammen, faßte ſich aber wieder, und blickte mich an mit klaren Augen, in die etwas Entſchloſſenes und Selbſtändiges trat. Ich lud ſie ein, morgen mit mir nach Schleſien zu fahren, und ſie ging heiter auf dieſen Scherz ein, erkundigte ſich aber dann wieder mit faſt ernſthafter Genauigkeit nach der Meilenzahl zwiſchen Berlin und Breslau. Sie ſchien einiges Vertrauen zu mir zu empfinden. Ihre klangvolle ausgebildete Stimme hatte zugleich einen äußerſt gutmüthigen

Ton, und hauchte zuweilen die weichſten Nüancen der Seele aus. Sie hatte etwas von dem hamburgiſchen Dialekt, beſonders in der ſchillernden Ausſprache der Vocale. Ihre Geſichtsbildung, die in etwas großen Zügen einen ſtark ausgeprägten Madonnencharakter zeigte, gemahnte den Kenner auch einigermaßen an die Hamburgerin. Als das Geſpräch mit ihr eben inniger ſich in einander ſchlang, wurde ſie abgerufen. —

Von mehreren Gängen und Geſchäften in der Stadt kehrte ich erſt ſpät gegen Abend in meinen ſeltſamen Gaſthof zurück. Ich wußte ſchon, daß ich im Saal auf einem Sopha die Nacht würde zubringen müſſen, weil die geringe Anzahl von Zimmern, welche das kleine Haus faßte, ſchon ſeit mehreren Tagen mit Gäſten überfüllt war. Die lange ſchmale Ebene des Saales war an mehreren Orten von Seitenthüren durchſchnitten, die in kleinere angränzende Zimmer zu führen ſchienen. Mein Nachtlager, auf dem ich mich eingerichtet hatte, war in der Nähe einer ſolchen Thür befindlich, und ich glaubte Geräuſch und Tritte hinter derſelben zu vernehmen. Dann ließ ſich ein leiſes Schluch-

zen, ein recht bitteres Seufzen und Weinen hören, das jedoch bald wieder verstummte. Ich dachte an Antonie, und glaubte sie zu erkennen.

Ich streckte mich unruhig auf meinem Lager hin und her, es war später geworden, nur ein trübes Nachtlicht brannte in der entferntesten Ecke. Bei der großen Stille, die nun ringsum eintrat, hörte man nichts als das Drehen des Holzwurms in dem alten Gemäuer. Da öffnete sich mit heftigem Geräusch die große Saalthür und jener junge Mensch, der mir schon heut Mittag als mein Tischnachbar auffällig gewesen, stürzte polternd und stolpernd herein. Er war völlig betrunken, so daß er sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, murmelte einige wilde Flüche vor sich hin, und warf sich sodann auf ein mir gegenüber befindliches Ruhebett, wo er sogleich einschlief und in ein heftiges Schnarchen verfiel.

Die Mitternachtstunde mochte herangerückt sein, als ich durch ein kleines Geräusch in meiner Nähe wieder erwachte. Die Seitenthür neben mir hatte sich leise geöffnet, und eine Gestalt im weißen Nachtkleide, mit einem Licht in der

Hand, trat mit vorſichtigen Schritten herein. Es war Antonie. Ich hielt mich zurück, ich wagte kaum zu athmen. Sie ſchwebte wie eine Lichterſcheinung an mir vorüber, die außerordentliche Schönheit der Glieder durchſchimmerte das leicht verhüllende Gewand. Was will ſie beginnen, was bedeutet ihr irreſuchender Blick? Ich konnte von meinem Platze Alles deutlich wahrnehmen, was vorgehen möchte.

Sie ſtand drüben vor dem Lager des jungen Mannes betrachtend ſtill, und beleuchtete ihn einen Augenblick, um ſeinen Schlummer zu prüfen. Dann ſetzte ſie das Licht an den Boden nieder, beugte ſich zu dem Schlafenden herab, und zog ihm eine goldene Kette mit einer daran befeſtigten goldenen Uhr, die er um den Hals trug, behutſam über den Kopf. Wie? War dies Diebſtahl, hatte es einen andern unbegreiflichen Zuſammenhang? Ich wußte mich vor Erſtaunen nicht zu laſſen, ich wollte aufſpringen, Zorn, Empörung bemeiſterten ſich meiner, aber nein! dann konnte und wollte ich wieder an dieſer edeln Geſtalt, an dieſem herrlichen Geſicht nicht irre werden.

In dieſem Augenblick war aber auch ſchon der Schlummernde erwacht und ſprang wie ein Raſender auf das Mädchen zu, das die Kette mit der Uhr zitternd in ihrer Hand hielt. Er faßte ſie bei den Haaren, warf ſie mit gräßlichen Schimpfreden, unter denen das Wort: Metze! verworfene Dirne! mich kalt durchrieſelten, an die Erde nieder, und war eben im Begriff, ſie auf das Entſetzlichſte zu mißhandeln, als ich, hinzuſpringend, ihn von hinten beim Genick ergriff und mit aller Gewalt zur Seite ſchleuderte. Seine ganze Wuth richtete ſich jetzt gegen mich. Eine völlige Tollheit ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen, zähnegrinſend ſtarrte er mich einen Augenblick an, zog dann ein langes Meſſer, das er in der Bruſt verborgen getragen, und ſtürzte damit ſchreiend und mit ſchäumendem Munde auf mich los. Ich würde ſchlecht davon gekommen ſein, wären nicht auf den Lärm, der alle Schläfer des Hauſes erweckt hatte, Mehrere herbeigeeilt, die den Unbändigen ergriffen und entwaffneten. Man konnte ſeiner nicht anders Herr werden, als daß man ihn mit Stricken band und davon

ſchleppte. Ich blickte mich nach Antonien um, ſie war ſchon früher in ihr Zimmer verſchwunden.

Im ganzen Hauſe wurde es wieder ſtill, ich ging unruhig den langen Saal auf und nieder. Ich horchte an der Thür, aus deren Ritzen noch ein Lichtſchimmer zu mir hereindrang, ich konnte leiſe Bewegungen unterſcheiden. Mir lag unendlich viel daran, das räthſelhafte Weſen noch in dieſer Nacht zu ſprechen, ihr Schickſal zu erforſchen. Ich hörte, daß ſie im Nebenzimmer ſchrieb, einen Brief faltete, verſiegelte. Dann ſprach ſie mehrere Worte zu ſich ſelbſt, deren tiefen Klagelaut ich nur vernahm, nicht ihre Bedeutung. Aber vor dieſem Seelenklang der Stimme ſchwand mir gänzlich aller niedriger Argwohn gegen ſie. Ich konnte mich nicht länger halten, ich rief ihr zu, klopfte an die Thür, nannte bittend ihren Namen. Sie öffnete ſie, hieß mich eintreten, und ſchloß dann wieder ſorgfältig hinter ſich ab.

Jetzt ſaß ich ihr gegenüber, in einem kleinen, ſpärlich erleuchteten Gemach, das faſt nur mit ihrem Bett, einigen Stühlen und einem Tiſch, auf dem Schreibzeug und einige Bücher lagen,

angefüllt war. Sie reichte mir ſtill ihre Hand hin, und indem ich ſie hielt, ſah ſie mit einem fragenden leuchtenden Blick, deſſen Ausdruck ich nicht beſchreiben kann, an mir herauf. Das prächtige lange Haar hing ihr aufgelöſt über die Schulter, auf der Wange lagen einige Thränentropfen, ſie weinte noch halb, halb lächelte ſie, wie ein höherer Geiſt, der ſeinem Schickſal überlegen. Sie ſah wunderſchön aus, und legte die größte Ehrerbietung auf, indem ſie zu ſich hinriß. Ich fragte, ob ſie mir ihre Geſchichte vertrauen wolle?

Sie entzog mir ihre Hände, fuhr ſich mit der einen über die Augen, und weinte leiſe in ſich hinein. Dann ſagte ſie, gefaßt und mit Stolz ſich aufrichtend: Ich fühle wohl, daß Sie ſich ein Recht darauf erworben, ihr nachzufragen, und auch ohne dieß müßte ich Ihnen ja Alles erklären, da ich Ihnen unter ſo ſonderbaren und zweideutigen Umſtänden begegnete. Meine Geſchichte gleicht einem Brautkranz, der im Flechten unter den Händen zu einer Dornenkrone wurde. Mein Schickſal vergriff ſich nur immer in der Wahl der Blumen, ſonſt

nichts. Es hätte Alles ſchön werden können, und wurde häßlich, die wohlklingendſten Grundaccorde wurden rauh und heiſer, noch ehe ſie in die Melodie übergehen konnten. Was ſoll ich ſagen, wenn ich meine Geſchichte in ihre Beſtandtheile zerlege? Ich ſehe zu wenig Schuld für mein Unglück, und zu viel Unglück für meine Schuld. Darum iſt mein Herz noch ſtark und trotzig in ſeiner Hoffnung, wenigſtens fühle ich den göttlichen Trotz, nicht zu klagen. Ich laſſe Alles über mich ergehen, aber ich weiß, was ich verdiene. Ich bin neugierig, ob das Schickſal ſich wirklich mit meiner Natur verrechnen wird, denn es hat mich bis jetzt behandelt, als kenne es mich und meine Art nicht. Hören Sie aber, welchen Eindruck die einfachen Thatſachen auf Sie machen werden.

Ich ſtaunte, ſie ſo reden zu hören. Dann begann ſie zu erzählen.

Ich bin aus Hamburg, einer dort ſehr geachteten Familie angehörig, in der ich zwar wenig Liebe, aber viele Gelegenheit zu meiner ſorgfältigen Ausbildung fand.

Doch nein, unterbrach ſie ſich mit einer ſchmerz-

lichen Zuckung, in dieſem Tone, der dem Anfang eines gewöhnlichen Romans gleicht, kann ich nicht fortfahren. Ich muß Ihnen in ſchnelleren Tableaux meine Ereigniſſe vorüberführen, nehmen Sie dann daraus den Zuſammenhang, wie Sie können.

Ich ſchlich mich gegen Abend aus dem Hauſe meiner Eltern fort, der ſtille Abſchied, den ich zu nehmen hatte, fiel mir nicht ſchwer. Der Vater war gut, aber ſchwach, ich küßte ihn noch einmal aus ganzer Seele, er wußte nicht, warum. Die einzigen Worte, die ich ſeit den letzten Monaten aus ſeinem Munde gehört, waren: Du ſollſt heirathen, wen Dir die Mutter beſtimmt hat. Die Mutter küßte ich nicht, ſie würde ſonſt Verdacht geſchöpft haben. Gott, wir waren uns ſo fremd, daß es mir oft ſchien, als hätte ſie mich nur darum geboren, um mich haſſen zu können. Sie gehörte zu den Naturen, die gern haſſen, weil ſie gar kein Talent für die Liebe haben. Mich wenigſtens hat ſie kein einziges Mal geliebt. Ich aber liebte auf der ganzen Welt nur einen jungen, mit mir einverſtandenen Freund, er hieß Wilhelm.

Ich muß anführen, daß ich unten in der Hausthür weinte, während ich unsere Zimmer ohne Thränen und Empfindung verlassen hatte. Es war mir schon einmal begegnet, daß meine Empfindung gerade an einer Stelle losbrach, welche eigentlich die gleichgültige war. In der Hausthür aber wurde es mir bitter, die Schwelle zum letztenmal zu überschreiten, es war mir, als hielte mich etwas beim Kleid zurück, nicht in die Nacht hinauszugehen. Dieselbe Thür hatte vor wenigen Jahren ein Bruder von mir hinter sich zufallen lassen, der dem väterlichen Hause heimlich entfloh. Dann aber hüllte ich mich fester in mein Umschlagetuch, und eilte mit einem klopfenden Herzen, in dem ich den Schmerz nicht mehr von der Freude zu unterscheiden wußte, über die noch geräuschvollen Gassen dahin. Erst an dem entfernten Steinthor hielt ich still, und lag in den Armen meines harrenden Freundes.

Ich sagte zu ihm: Losgerissen von den sichern Banden, welche das Weib an die hergebrachte Sitte knüpfen, komme ich zu Dir, mein Freund! laß mich an ein unerschütterliches Herz fallen!

Unſere Liebe, weil ſie ächt iſt, trägt die Sühne in ſich für unſere Schuld! — Gott weiß es, wie ein Sacrament empfand ich ſeinen zärtlichen Kuß, mit dem er mich in den Wagen hob. Unſere Fahrt war zuerſt nach Berlin beſtimmt.

Wilhelm war reich, unabhängig, elternlos, amtlos, ſein Inneres war voller Schönheit, ſein Gemüth heiter und klar. Indem ich mich an ihn ſchmiegte, vergaß ich alle Sorgen der ganzen Erde. Sternenhell war die Nacht über uns, mein Herz frei und leicht und voller Liebe, das junge Herz war damals eine reiche Beute, mit dem die ſchnaubenden Roſſe, die mich entführten, luſtig davon flogen.

Ich wollte, wir wären immer auf der Reiſe geblieben und das Leben draußen hätte ſich nur in der Fenſterperſpective dieſes Reiſewagens zu uns geſtellt. So glücklich war ich. Ich blieb es und wurde es noch mehr zwei Monate lang in Berlin, in dieſer Stadt des nackten Verſtandes erlebte ich herrliche Pfingſttage meines ſo lange unterdrückten Gemüths, Auferſtehung alles Guten und Schönen, was in mir war. Ich hatte an meine Eltern feſt und beſonnen ge-

ſchrieben, aber die Zeugniſſe, die zu unſerer Trauung herbeigeſchafft werden mußten, waren noch immer nicht zu erlangen. Dies hätte mich zuweilen ſehr geängſtigt, wenn ich nicht ſo viel Leichtſinn, Zärtlichkeit und ein gränzenloſes Vertrauen auf den Himmel beſeſſen hätte. Wenn ich eine Zeitlang deshalb geweint hatte, dachte ich immer, Gott fragt nichts nach den Papieren, und lachte. Wir hatten unſre Zeit gut eingetheilt, laſen viel zuſammen, und Wilhelm beſchäftigte ſich mit Zeichnen. Zuweilen that mir mein alter Vater leid, der jetzt ganz allein mit der Mutter in dem hohen fahlen Zimmer ſitzen mochte und die heiſern Glockenſchläge der Michaeliskirche, neben der unſer Haus lag, gähnend zählte. Eines Abends wartete ich lange, daß Wilhelm zu einer feſtgeſetzten Stunde nach Hauſe kommen ſolle. Er kam nicht. Es wurde neun, zehn, elf, zwölf Uhr, er kam nicht. Ich fühlte zum erſten Mal mit heißen Schweißtropfen auf der Stirn, was es heißt, vergeblich zu warten auf Einen, der zu uns gehört, der ſich uns entzieht. Ich bat Gott um Verzeihung,

wenn ich meinen Eltern vielleicht eine eben ſo bange Stunde bereitet, meiner zu warten.

Aber Wilhelm kam nicht, wie ich auch bangte und harrte die ganze Nacht hindurch. Der erſte Tagesſtrahl, der mit dem aufgehenden Morgen in mein Fenſter drang, ſchoß mir wie ein Blitz betäubend über den Scheitel, und meine Angſt machte ſich in einem einzigen gellenden Schrei Luft. Es hätte noch zufällig ſein können, daß er ausblieb, aber ich war ſchon überzeugt, daß er mich verlaſſen hatte, obwohl ich nicht wußte, warum. Ich rechnete Alles noch einmal nach und fand, daß in der ganzen Rechnung kein Irrthum war, aber in den Zahlen. Wir hatten mit unrichtigen Ziffern gerechnet, es mußte ein Bruch übrig bleiben. Schon öfter war es mir geweſen, als ſei ich viel glücklicher, als er, aber ich wollte nur nicht daran glauben. Er hatte unſer Stillleben nicht länger ertragen können, und ich ſah ein, daß ich die Größe des Mannesherzens, von dem ich überhaupt in meiner Mädchenſchwärmerei immer zu idealiſch geträumt, in ihm überſchätzt hatte. Den andern Tag erhielt ich einen Brief aus Leipzig, der

war gut geſchrieben, verſöhnlich nach ſeiner oberflächlichen Weltanſicht, die ich oft für Genialität an dem heitern Jüngling gehalten. Er bot mir alle Mittel der Exiſtenz, und machte Vorſchläge zu einer Ausſöhnung mit meinen Eltern. Ich lehnte Beides mit gleicher Entſchiedenheit ab. Ich wollte, wie auch immer, fortan nur auf mein eigenes Schickſal geſtellt ſein.

Er war klein, ich beſchloß, ihm nicht zu zürnen, und dachte an die Zukunft. Ich muſterte die ſchönen, von ſeiner Prachtliebe reich geſchmückten Räume, die zwei Monate lang der Tempel unſerer Liebe und Täuſchung geweſen waren. Was ihm angehörte und von ihm herrührte, verkaufte ich und ſchenkte den Erlös an die Armen. Vielleicht war mein Eigenſinn thöricht, daß ich gar nichts, ſelbſt zum Vortheil meiner prekären Lage, mehr von ihm beſitzen wollte. Meine eigenen Koſtbarkeiten, die ich zu Gelde machte, ſicherten mich jedoch für den Augenblick. Ich wurde wieder guten Muthes, und fühlte keine Reue in meiner Bruſt. Was ich gethan hatte, war gethan, ich konnte

immer eine milde Richterin meiner eigenen Thaten ſein, weil es das Schickſal ſchon ſtreng genug mit mir nahm.

Jetzt komme ich auf einige Situationen meines Lebens, wo mir der Athem ausgehen möchte, ſie zu ſchildern. Bis ſich meine Zukunft feſtſtellte, wollte ich eine kleine ſtillgelegene Wohnung in der Stadt beziehen, und meine bisherige Wirthin, eine alte Frau, verſprach mich einer anſtändigen Familie zu überweiſen, bei der ich für einen mäßigen Preis Aufnahme und Beköſtigung finden könnte. Es war eine freundliche, etwas corpulente Dame in mittleren Jahren, die mir ein Zimmer, wie ich es wünſchte, in ihrem Hauſe abtrat, und bat, daß ich mich zu ihrer Familie gehörig betrachten möchte. Ich blieb jedoch die erſten Tage ganz allein auf meinem Zimmer, und Niemand ſtörte mich. Ich ſchrieb einige Briefe, um mir Gelegenheit zu einer für mich paſſenden Loge zu eröffnen. Dann empfand ich Langeweile und den Trieb, wieder mit Menſchen zu verkehren, und begab mich eines Nachmittags hinunter in das Familienzimmer. Hier traf ich mehrere ſehr geputzte junge Damen

an, die mir als Anverwandte des Hauſes vorgeſtellt wurden. Ich fühlte mich ein wenig befremdet in dieſem Kreiſe, ſo daß ich Anſtand trug, den mir dargebotenen Platz anzunehmen. Die jungen Mädchen ſchienen ſich übrigens wenig um mich zu bekümmern. Die eine ſaß am Flügel und ſang, eine andere lehnte in einer ſehr nachläſſigen Stellung auf dem gelbſeidenen Kanapee und las in einem Buche, an deſſen ziemlich unſauber gewordenem Einband man eine geſuchte Leihbibliothekenlektüre erkennen konnte, noch vier andere ſaßen um einen kleinen Marmortiſch und ſpielten Karten. Das Zimmer war übrigens ausnehmend elegant eingerichtet. Es währte nicht lange, ſo trat ein Offizier ins Zimmer, der ſich auf eine ſehr ungebundene Art mit den Damen in ein Geſpräch einließ, und Scherze wagte, denen ich mit Erſchrecken entfloh. Ich war erbleicht und erſtarrt, und ſchlich mich nachdenkend auf mein Zimmer, das im zweiten Stockwerk lag. Dort hatte ich keine Ruhe, ich flog wieder die Treppe hinunter, ſuchte die Frau vom Hauſe, rief nach ihr, und fand ſie nirgends. Alles was ich jetzt in dem Hauſe flü-

ſtern, raſcheln, ſich bewegen hörte, machte mir Angſt. In meiner Bangigkeit ging ich auf dem Hausflur auf und ab, ich ſtürzte auf die Hausthür zu, und bemerkte, daß ſie verſchloſſen war. Die Bücherleſerin, welche auf dem Kanapee geſeſſen hatte, trat zu mir heraus, ſie beredete mich, wieder mit ihr in's Zimmer zu gehen, und entſchuldigte das Benehmen des Offiziers, der ein Verwandter der Familie ſei, und leider öfter betrunken komme. Er ſei nicht mehr da. Sie hatte noch am meiſten Angenehmes in ihrem Weſen, ich folgte ihr halb gedankenlos und ſetzte mich an ihrer Seite nieder. Sie ſprach Mehreres mit mir, ſchien gutmüthig und gebildet. Von den übrigen Damen fehlten jetzt einige, andere ſtanden vor dem Spiegel, mit coquetten Anordnungen ihres Putzes beſchäftigt. Da wurde die Hausglocke ſo heftig gezogen, daß ich in allen meinen Nerven zuſammenbebte, die Thür ging auf, und eine Geſellſchaft von mehreren älteren und jüngeren Herren ſtürzte mit tumultuariſchen Gebärden herein. Eine Bowle Punſch wurde gefordert, bald ſtand ſie dampfend auf dem Tiſch, und da es inzwiſchen

Abend geworden war, flackerten zwei Gasröhren in ſtarken Flammen auf und warfen eine blendende Helle über das Zimmer und die darin zuſammengedrängten unheimlichen Geſtalten. Mein Entſchluß war gefaßt. Unter den Anweſenden befand ſich ein ältlicher Herr, deſſen Ausſehen mir am meiſten Zutrauen einflößte. Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu folgen und mich anzuhören. Draußen redete ich ihn mit den eindringlichſten Worten an, ich vertraute ihm die unglückliche Ahnung über mein Hierſein, und beſchwor ihn, mir nur dazu behülflich zu ſein, daß ich gleich im Augenblick dies Haus verlaſſen könne. Ich fand faſt mehr Theilnahme und Glauben bei ihm, als ich erwarten konnte, denn nachdem er heftig und drohend mit der Wirthin des Hauſes geſprochen, traf er Anſtalten, für die ich ihm nicht Dank genug wiſſen konnte. Es war ein Baurath, von bekanntem Namen, in dem ich einen augenblicklichen Beſchützer gefunden. Er führte mich in dieſen Gaſthof, deſſen Beſitzer, ein alter würdiger Mann, ſein Freund, und wo ich ſeit einigen Tagen die Stelle einer Oberaufſeherin

und Wirthschafterin vertrete, bis sich eine günstigere Gelegenheit getroffen, die mich in das Gewohnheitsgeleis des bürgerlichen Lebens, das ich eigenmächtig verlassen, zurückführe.

In diesem Hause stand mir noch ein neues Ereigniß bevor. In friedlicher Wehmuth schlich ich durch die Säle und Zimmer, an den mir obliegenden Pflichten mir genügen lassend, als plötzlich ein ganz abgerissener, elend aussehender Mensch hereintrat, um ein Nachtquartier zu begehren. Eine größere Verwilderung hatte ich noch nie abgedrückt gesehen an einer menschlichen Gestalt, als an dieser. Ich weiß nicht, welcher Schauder mich ergriff, als er mich so auffallend anstarrte und einen kalten, höhnischen, durchbohrenden Blick an mir festheftete. Dann überflog sein Gesicht ein wundersames Lächeln, er streckte mir die Hand entgegen und sagte schneidend: Wie kommst du hieher, Antonie? Ich glaubte dich in Hamburg, bei Vater und Mutter, und finde dich hier! Bist du die verlorene Tochter, wie ich der verlorene Sohn? — Heiliger Gott, es war mein Bruder Michael!

Nichts von meinen bisherigen Erlebniſſen glich dieſer Erſchütterung, dieſem Schreck meines innerſten Herzens. Ich dachte an jenen Abend, wo ich Thränen um ihn vergoß, als er nicht wieder nach Hauſe kam, und die Mutter ſchrie: der Ungerathene iſt fortgelaufen! Ich fühlte auf einmal eine gränzenloſe Hinneigung zu ihm, trotz ſeiner abſtoßenden Erſcheinung. Ich fiel ihm um den Hals, weinte aus überſtrömender Seele, und nannte das Unglück ſüß, das Bruder und Schweſter in ſolcher Lage gänzlicher Lebenszerſchleuderung zuſammenbringe. Er ſtieß mich leiſe von ſich, ſagte, ich möchte mich nicht beſchmutzen an ſeinen Pilgerkleidern, und forderte ein Glas Wein, wenn ich ihm Liebe erweiſen wollte. Vor dieſem ſaß er ſchweigend, und ich ſtand lange vor ihm, ihn betrachtend, mit gefaltenen Händen und bittenden Augen. Ach, es wäre mir die größte Genugthuung meines armen zerfahrenen Lebens geweſen, hätte ich etwas gewußt, ihn glücklich zu machen! Er ſtieß Schmähreden aus gegen unſere Eltern.

Er hatte ſich in der ganzen Welt umhergetrieben, war in Griechenland geweſen, in

Petersburg, und überall mit seinen Planen gescheitert. Ich beredete mit ihm seine Zukunft, und vergaß das Leid meiner eigenen darüber. Ich schenkte ihm Alles, was ich noch irgend an Werth besaß, um ihn äußerlich wieder auf einen anständigen Fuß zu stellen. Er hatte immer ein bedeutendes musikalisches Talent gezeigt, und wollte es jetzt damit auf dem Theater versuchen. Ich rieth ihm selbst dazu, auf die Bühne zu gehen, und sagte, durch die Kunst der Lüge könne er vielleicht die Wahrheit seines eigenen Lebens wiederfinden, wenn er es fortan treulich meine. Alles scheint jedoch bei ihm an der unseligen Leidenschaft des Trunkes zu scheitern. Was ich ihm gegeben, hat er bereits verschleudert, ohne daß es ihm für die Besserung seiner Lage zugutgekommen wäre, und es scheint, daß ihn der Abgrund, über dem er taumelt, rettungslos verschlingen wird. In der heutigen Nacht wollte ich ihm meine goldene Uhr, die er mir mit Gewalt abgedrungen, wieder nehmen, um sie für einen Augenblick der Noth, bei so banger Lebensaussicht, aufzusparen. — — —

Hier endigte Antonie ihre Erzählung. Sie ſtand auf und ſchien außerordentlich blaß geworden, aber in hoher würdiger Haltung ſchwebte ihre leidtragende Geſtalt aufrecht. Das Licht war heruntergebrannt, die Nacht verfloſſen, und ſie ging hin, die Läden zu öffnen, durch deren Spalten ſchon die bleiche Morgendämmerung hereinbrach. Unten im Hauſe wurde es ſchon rührſam, mir fiel ein, daß ich in wenigen Stunden mich zur Abreiſe anſchicken mußte. Mich hielten aber Gedanken und Vorſtellungen aller Art an dieſer Stelle feſt, wo ich die ſchickſalsvolle Geſchichte eines ſo ſelten begabten Gemüths vernommen. Ich trat zu ihr hin und fragte, ob ſich denn nichts für ſie ereignen könne, um ihr armes ſchönes Leben wieder einzurichten? Sie ſagte, ihr ſei bald und leicht zu helfen. Sie hätte Kenntniſſe, Geſchick, guten Willen und Muth, um jede paſſende Situation zu ergreifen. Sie wünſche eine Stelle als Erzieherin und Lehrerin, in irgend einem wohlwollenden und anſtändigen Hauſe.

Ich habe kaum jemals einen freudigeren Moment in meinem Leben gehabt, als jetzt, wo

ich die Möglichkeit vor mir sah, ihr zu helfen. Ich konnte ihr nämlich sehr bestimmte Hoffnungen machen, da ich sogar den Auftrag hatte, für eine mir anverwandte Familie, die in Oberschlesien auf dem Lande wohnte, eine gute Hauslehrerin zu gewinnen. Ich sagte es ihr mit fast triumphirender Freude, sie lächelte dankbar auf, ihre Wangen rötheten sich mit Zuversicht und Vertrauen. Dann legte sie mir die Hand auf die Schulter, ließ sie langsam an mir herabhangen, und sagte, wieder traurig werdend: sie wolle und dürfe nicht zu rasch hoffen, um ihr eifersüchtiges Schicksal nicht zu erzürnen! Ich sprach ihr noch einmal Worte des Trostes zu, und nach einigen Verabredungen trennten wir uns.

Ich will Euch jetzt kurz diese seltsamen Ereignisse zu Ende bringen. Ihre leuchtenden Blicke beim Abschied begleiteten mich auf die Reise und spornten meinen Eifer zu ihrem Dienste. Es gelang mir, Alles für sie anzuordnen, und nach Verlauf von acht Tagen war sie schon in Schlesien und trat ihren Beruf mit freudestrahlender Bereitwilligkeit an. Bei dem enggemes-

ſenen Horizont unſeres Familienlebens fand ich es aber für gut, über Antoniens frühere Verhältniſſe den Schleier des Verſchweigens zu decken. Ihr Benehmen in dieſer Familie war muſterhaft, ſie leiſtete viel und machte ſich durch ihr holdſeliges Weſen, ihren gediegenen Charakter und ihre Kenntniſſe und Talente ſo beliebt und geachtet, daß ſie faſt den Mittelpunkt dieſes kleinen, ſchleſiſch gemüthlichen Kreiſes zu bilden ſchien. Ich ſprach von Zeit zu Zeit auf dieſem Landgut als Gaſt ein und weidete mich an den neuen Lebensbewegungen der Glücklichen, die ſich eine Geneſene vom unruhigen Fieber des Lebens nannte. Sie war heiter und hingebend geworden wie ein Kind. Dann entfernten mich wieder Reiſen von dieſem Ort.

Die erſte Nachricht, die ich wieder von Antonien erhielt, war, daß ſie Braut ſei. Ein wackerer Landedelmann in der Nachbarſchaft hatte eine Neigung zu dieſer herrlichen Geſtalt gefaßt, und ihr ſeine Hand angeboten, in die ſie auch einwilligte. Sie war edel genug, alle phantaſtiſchen Verletzungen des Hergebrachten, an denen ihr Lebensſchiff leck geworden war,

jetzt rächen zu wollen durch eine feste Einfriedigung des Daseins an der ehelichen Hand eines kaltverständigen, pflichtstrengen, aber treugesinnten Mannes.

Der Tag der Hochzeit war herangerückt. Er sollte in der Familie, der Antonie die letzte Zeit angehört hatte, gefeiert werden und im Zimmer des ländlichen Schlosses hatten sich die Gäste zur Trauung versammelt. Als der Priester eben im Begriff stand, zum Werke zu schreiten, wurde die Thür aufgerissen und ein junger Mann, dessen drohende Miene alle Anwesenden befremdete, trat herein. Er stellte sich mitten unter die Versammelten, und behauptete, daß er die Braut vor fünf Monaten in Berlin in einem Hause gesehen habe, das zu bezeichnen hinreichend sei, um dem Bräutigam die beabsichtigte Verbindung mit ihr zu verbieten. Er weist Zeugnisse auf, woraus sich ergiebt, daß Antonie am 15. Mai 1831, als in das Haus der Madame ** in der ** straße eingezogen, polizeilich angemeldet worden ist. Der Schrecken und die Niederschmetterung der ganzen Gesellschaft sollen unbeschreiblich gewesen sein, todtenbleiche Ge-

ſichter umſtanden den erſchütterten Bräutigam, der die Hand der beiſpielloſen Dulderin fahren ließ und ſich von ihr abwandte. Sie aber verhüllte ihr Haupt und ging langſam zur Thür hinaus. Als man ſich endlich wieder ſammelte, als man zu prüfen und nachzudenken begann und ſeine Augen auf das geſchmähte Mädchen richten wollte, war ſie nirgends zu finden. Auch der Fremde war verſchwunden. Antonie iſt ſeitdem nie wieder geſehen worden.

Nachdem mir die Kunde von dieſem beweinenswerthen Ausgang geworden, ſetzte ich den betheiligten Perſonen die Bewandniß mit jenem Hauſe auseinander, in welchem Antonie in Berlin allerdings an dem einzigen Abend geſehen worden ſein konnte. Alle Nachforſchungen nach ihr, alle Andeutungen in den öffentlichen Blättern, daß man ſie wieder zurückkehren zu ſehen wünſche, blieben jedoch unerfüllt. Man hat nie wieder etwas von ihr vernommen. Das kleine Mädchen, deſſen Erziehung ihr übertragen geweſen, verfiel in eine Krankheit aus Sehnſucht nach der Lehrerin, der ſie ſich ſo zärtlich angeſchloſſen hatte. —

4.

Unſer Freund, der Maler, ſchloß hier mit bewegter Stimme ſeine Novelle. Wir ſahen es ihm an, daß ihm dieſe Erzählung zu Herzen gegangen war, und ehrten eine Zeitlang durch Schweigen ſein Nachdenken, das ſich auch uns über das Lebensbruchſtück dieſer räthſelhaften Hamburgerin mittheilte.

Ich ſagte, wenn es nicht Zeit geworden wäre, nach Hamburg zurückzukehren, damit uns Conſtantin endlich mit ſeiner Braut bekannt mache, die wir künftig als congeniale Freundin in unſern Geiſterbund aufnehmen werden, ſo wollte ich Euch noch die Geſchichte einer Wienerin erzählen, an die ich durch die Schilderung der Hamburgerin, jetzt wunderbar, ich weiß ſelbſt nicht wie, mich erinnert fühle. Aber die goldenſonnige Gegenwart ſoll heut ihr Recht behaupten, nicht die unglücklichen und geheimnißvollen Bilder der Vergangenheit!

Nicht ſo! ſagte Conſtantin, nachſinnig vor ſich hinblickend. Meine Braut bringt den heutigen Tag auf dem Lande zu, in dem ſtillfried-

lichen Wandsbeck, wo ſie ſich manche Tage ganz der Einſamkeit widmet, und dann auch nicht gern aufſuchen läßt. Sie hat ein tiefbewegtes und immer in ſich arbeitendes Gemüth, dem ich zuweilen die äußere Windſtille gönne, um ſich ganz in das ſchöne Netz des eigenſten Selbſt einzuſpinnen. Dann giebt ſie ſich wieder mit fröhlichem Lebensübermuth an den Tag und den Umgang hin, heraustretend aus einem Seelenhintergrund von unendlicher Bedeutung. Jetzt aber wird es erſt ſchön und prächtig hier auf unſerer Elbuferhöhe, und ich rathe noch treu zu bleiben dem Geſpräch, dem Wein und dieſen ſo eben anlangenden, Himmel und Erde verſöhnenden Beefſteaks Altenglands, welche drei Gegenſtände wir ſo lange nicht miteinander theilten. Dann darf uns auch die Wienerin nicht entgehen, auf deren Schickſale uns unſer Freund begierig macht, denn ich intereſſire mich nicht weniger für die Wienerinnen, als für die Hamburgerinnen.

Wir ſpendeten dieſen Worten unſern Beifall, und die lachende Sonne ſchien hernieder auf unſer Frühmahl, zu dem wir uns zuvörderſt

anſchickten, während Windſtöße voll friſcher Meeresluft zuweilen den Strom herauffuhren und uns von ferner beſtrichen.

Von Hamburg auf Wien zu kommen, nahm Conſtantin wieder das Wort, gewährt überhaupt viele Beziehungen, und die Vergleichung beider Städte, in denen ich längere Zeit gelebt, hat ſich mir oft genug aufgedrungen. Soll noch irgendwo von einer tüchtigen Geſundheit der Exiſtenz heut die Rede ſein, ſo darf man ſie nur in Wien und in Hamburg ſuchen, wo ſie, ungeachtet des verſchiedenſten Treibens hier und dort, auf einer gleichen Hineinbildung des Daſeins in das Reale und Wirkliche ſich gegründet hat. Alle andern großen Städte Deutſchlands kranken im Inhalt wie in der Form des Lebens, und ihre Krankheit ſchleicht noch dazu ohne alle pathologiſche Kriſis dahin. Wien und Hamburg ſind kerngeſund, es ſind die Marktplätze des Augenblicks, wo der Moment wichtig iſt für den Genuß, wie für die Geſchäfte, und im friſchen Schaum abgeſchöpft werden muß von dem Wellenſpiel des Tages. Alle Vortheile und alle Nachtheile, die es mit ſich bringt,

auf ſolche Weiſe geſund zu ſein, vereinigen ſich hier an der Elbe, wie dort an der Donau, denn der Mangel jener göttlichen Krankheit, die alle Wundenmahle der Zeit an ſich aufzuweiſen hat, wie die Nonne Emmerich alle Nägelmahle des Herrn an ihrem verzückten Körper, muß auch wieder als ein Nachtheil angeſchlagen werden. Aber es hat ſich gezeigt, daß bei den Schmerzen wie bei den Hoffnungen und Idealen dieſer Zeit gleichwenig herauskommt, und da das Märtyrerthum der Ideen mir in einer ſolchen Epoche längſt lächerlich geworden iſt, ſo erkenne ich den Materialismus der Gegenwart oder die Gegenwart des Materialismus dermalen für das einzig richtige Lebensprinzip an. Das wahre Herrnhuth für dies Prinzip iſt in Wien und Hamburg oder nirgends zu finden. Hier oder nirgends iſt jetzt Herrnhuth! Hier iſt Frieden mit der Tradition und Verſöhnung mit der beſtehenden Wirklichkeit, und an die Stelle der Zukunft, deren Sterne anzubeten ſich die Menſchheit in Schmerzen verzehrt, iſt ſchon der Genuß getreten, und ein weitausgreifender Vertrieb des Weltcapitals. Wie durch ſeine

überſeeiſche Perſpective das Leben Hamburgs in das hohe Meer des Welthandels einſtrömt, ſo hält das epikuriſche Wien als Bazar der Diplomatie und durch patriarchaliſch-ariſtokratiſches Großleben die Weltfäden in der Hand, mit denen es ſich der Bedeutſamkeit des Allgemeinen verknüpft. Beide Städte, obwohl ſehr eigen in ſich beſchloſſen, ſind alſo keineswegs eingepferchi in ihren Richtungen, ſondern laſſen alle Elemente des andringenden Lebens ein und aus, bleiben aber durch dieſelben unverändert. Das Beſtehende wird in Hamburg durch das Intereſſe des Handels und der Gewerbe, in Wien durch die Anhänglichkeit an die Religion, den Kaiſer und das Vergnügen vertheidigt. Ein beſtimmter Mittelpunkt des Lebens iſt in beiden Städten vorhanden, in Hamburg concentrirt er ſich im Hafen und in der Börſe, in Wien im Katholizismus, von dem alle übrigen Ausſtrahlungen des Tages ſich herleiten laſſen. Mit dem ſichern Ergreifen der Gegenwart verbindet ſich der Genuß, der hier wie dort als das gemeinſame Banner mit goldgeſtickten Rändern und fröhlichen Lebensfarben hoch emporflattert.

In Hamburg motivirt ſich der Genuß immer durch die Arbeit, welche ihm vorangegangen iſt, und mit der es von dieſer vielthätigen Bevölkerung ſehr ernſtlich genommen wird. In Wien entſteigt der Genuß mehr dem Naturell, der Gewohnheit und Gelegenheit des Tages, dem holden Müſſiggang und der ſüßen Leidenſchaft. Darum iſt er hier genialer, leichter, flüſſiger, und wird naiv durch den Volkshumor, der ſich ihm zugeſellt. In Hamburg, dieſem nordiſchen Capua, wo das Vergnügen das anſtrengende Geſchäft ablöſt, tritt eben deshalb die Freude in einer derberen und handfeſteren Geſtalt auf, und greift zu nach tüchtigen Stoffen und Maſſen, um zu zeigen, daß ſie auch wirklich genieße. In beiden Städten wird erſtaunlich viel gegeſſen, in Wien ißt man mit Grazie in infinitum, und verdaut durch Strauß und Lanner. Deshalb hat die ſchöne Fülle des Fleiſches, die hier angeſetzt wird und deren reizenden Repräſentanten, den Wienerinnen, man in den Mittagſtunden am Graben und Kohlmarkt oder die Kärnthnerſtraße entlang in den ſeltenſten Erſcheinungen begegnet, noch immer etwas durch-

ſichtige und durchſchimmernde Poeſie an ſich. In Hamburg macht Einem auf den großen betäubenden Diners die Naturgeſchichte mehr zu ſchaffen. Der Hamburger dinirt mit Ernſt und Gewichtigkeit, die aufgetragenen Gerichte, die ſeltenen Seefiſche, die koſtbaren Hummern, die ausgeſuchten ſubſtanzreichen Suppen, nehmen eine gewiſſe feierliche Grandezza in Anſpruch, und laſſen die Größe des Werkes, zu dem man ſich niederſetzt und deſſen Schwierigkeit beſonders in der Verdauung liegt, ſtill bedenken. Die Unterſchiede des Lebens wird man immer am meiſten an den öffentlichen Vergnügungsörtern gewahr. Man ſitze unter den glänzenden Reihen des Sperl und beobachte die Körperbewegungen der braunen, lebhaften Wienerin, mit denen ſie die Takte der Muſik unwillkührlich begleitet, während ſie die ſiegesgewiſſen Blicke auf ihre Nachbaren umhergleiten läßt; oder man verweile im Elbpavillon auf dem Wall oder in dem herrlichen Alſtergarten zum alten Raben, wo die feſtgenährte weiße Hamburgerin in behaglicher Exiſtenz auf und nieder wandelt, oder man beſuche in Prag die Abendconcerte auf der

in der Moldau so reizend gelegenen Färberinsel oder Schützeninsel, wo nur die dunkeln Augen der Böhminnen in lebhafter Bewegung sind, sonst aber kaum ein Wort verlautet und Jeder still und stumm an dem Andern vorübergeht. Welche verschiedene Physiognomien, die aus verschiedenen Bestandtheilen des Lebens sich zusammensetzen! Im Ganzen zeigen sich die Klassen der Gesellschaft an den öffentlichen Orten getrennter in Hamburg, als in Wien. Ein Tanzfest im Augarten mit seinen üppigen rauschenden Walzern zieht die ganz schöne und vornehme Welt Wiens herbei und durch die blendend erleuchteten Lustgänge sieht man stolzgeschmückte Fürstinnen neben Grisetten und Kammerjungfern wandeln. In Hamburg sind die Tanzsalons fast nur mit den unzähligen Bajaderen dieser Stadt angefüllt. Welche Aufgabe für einen Hogarth, einen Ball in den weltberühmten Salons von Peter Ahrens oder Dorgerloh zu skizziren! Dieses tumultuarische Aufundniederbewegen vieler hundert Gestalten, untermischt mit schaulustigen Fremden aller Nationen, der Tanz geht an, bald in stürmischen

Walzern und Galoppen, die den ganzen Saal durchfegen, bald in einzeln abgetheilten Gruppen des Contretanzes, welche die Zuschauer in dichtem Gedränge durchschreiten; dann läßt sich auf einmal ein lautes Kreischen vernehmen, eine Tänzerin hat Krämpfe bekommen, in einer andern Ecke des Saals entsteht ein Lärm und Zusammenlauf, zankende Stimmen toben durcheinander, da rauscht die Musik mit Alles übertönenden Doppeltakten auf, um den Aufruhr zu beschwichtigen, der Tanz entbrennt von neuem in stürmischen Touren; nun tritt eine längere Pause ein, der Fußboden wird besprengt mit malerisch ausgegossenen Wasserkreisen, man unternimmt Spaziergänge durch den Garten, oder hier und dort auf der Galerie bilden sich einzelne Gruppen und Gelage, wo ein Fremder einige Flaschen Wein spendet, bis endlich gegen den anbrechenden Morgen hin der letzte ersterbende Ton im Saale gespensterhaft verstummt. Will man noch in tiefere Regionen hinabsteigen, so kann man die nächtlichen Schauder des Hamburger Berges, den unheimlichen Sitz ägyptischer Bacchanalien, vergleichen mit dem Volks-

treiben des Lerchenfeldes in der Vorstadt Wiens, oder auch mit dem sogenannten Wurstelprater, wo freilich die Harmlosigkeit des Wieners sich noch ziemlich außerhalb dieser Parallele hält. Dennoch ist im strengsten Sinne die größere Sittlichkeit auf Seiten Hamburgs, wenigstens was das Gesellschafts- und Familienleben betrifft. Ein Lieblingsausdruck der Ehefrauen in Wien ist: „G'scheidt sein!“ und diese Gescheidtheit, welche sie sich nachrühmen, ist der Sicherheit der Ehen weniger günstig, als die blauäugige Treue des hamburgischen Eheweibes, das aus dem strenggezogenen Kreise der Pflicht nicht so leicht heraustritt. Dagegen muß man gestehen, daß das Straßenleben nirgends frecher und unsittlicher vor sich gehen kann als in Hamburg, während in Wien umgekehrt größerer Anstand draußen auf den Gassen herrscht, als im Innersten der Häuser. — —

In einigen Wechselgesprächen führten wir diese Parallelbilder von Wien und Hamburg, die Constantin in solcher Art angeregt hatte, noch weiter aus. Ich fand daran einen guten Uebergang zu meiner den Freunden versprochenen

Erzählung, zu der ich nach einigem Nachſinnen mein Gedächtniß auffriſchte, und dann begann.

5.

Eiſenbahnpartie mit einer Wienerin.

Vor anderthalb Jahren befand ich mich in Wien, und wanderte öfter nach Tabor hinaus in das beliebte Ferdinand- und Marienbad, wo die ſilbergraue Donau in dem ſogenannten Kaiſerwaſſer zur Kühlung und Erfriſchung einladet. In den Vormittagſtunden trifft man auf dieſem Platze viel auserleſene ſchöne Welt beiſammen, beſonders da es ſeit kurzem für die Wienerinnen allgemeine Mode geworden war, in der nicht weit von hier errichteten Damenſchwimmſchule ſchwimmen zu lernen. Ganze Geſellſchaftswagen voll hübſcher Kinder ſah man heranfahren, und es war ein Vergnügen, ſie zu beobachten, wie ſie unter Lachen und Schäkern ausſtiegen, dann mit einem poſſierlichen Seitenblick hinter das Gezelt der neuen Lehranſtalt ſchlüpften und nach einer Stunde erfriſcht und roſawangig, wie dem Meer entſtiegene Göt-

tinnen, zurückkehrten. Ein mit durchgreifenden Weltverbesserungen sich tragender Freund, mit dem ich hier öfter in den kleineren Badabtheilungen badete, pflegte dann philosophische Betrachtungen anzustellen über den Einfluß, welchen diese neue Bewegung des weiblichen Geschlechts auf die Cultur, die Geschichte und die socialen Fragen ausüben könne.

Eines Tages stand ich hier in diesem anmuthigen Getümmel, und schaute die Vorübergehenden und Ankommenden an. Da traf mich aus einiger Entfernung der Ton einer Zither, und bald erschallte auch der Gesang einer weiblichen Stimme dazu. Der Ausdruck war eigenthümlich genug, um mich den Klängen nachzuziehn, und als ich das Gedränge zertheilte, fielen meine Blicke zuerst auf ein schönes großes Mädchen, die sich mir als die Sängerin dieser glockenhellen Töne darstellte. Neben ihr stand an einen Baum gelehnt ein blinder Zitherspieler, von noch jugendlichem, aber widerwärtigem Aussehn. Seine finstern entstellten Züge kannten die Milde nicht, die sonst über die Gesichter der Blinden verbreitet ist, er schien ein von

Unglück und Schuld schwer getroffener Mann, aber die wilde Hast, mit der er die Saiten seines Instruments rührte, brachte Melodien hervor, die eine Meisterhand verriethen. Jetzt sang seine Begleiterin ein altböhmisches Volkslied, das er nur mit wenigen schwermüthigen Accorden accompagnirte, während sie, in allem Ausdruck ihrer schlankgewachsenen Gestalt sich erhebend, ein wunderbares Seelenleben der Stimme in diesen Tönen ausschüttete. Ihre herrliche Stimme maß fast drei Octaven im Umfang, aber noch mehr Erstaunen erregte die Gewalt der Empfindung, die sie in diese naiv schmerzlichen Volkslaute verlegte, und worin sie sich, mit emporwallendem Busen und feuchten Augen, gänzlich vergaß, unbekümmert um alle Zuhörer. Sie trug sich sehr einfach, in einem weißen Kleide, das eng und schlicht die edelsten Glieder umfloß, der Kopf war nur mit ihrem hellbraunen glänzenden Haar geschmückt, dem sich über dem Scheitel ein weißer Schmelz zierlich anlegte. Sie hatte die vollblühende und prächtige Natur einer Wienerin an sich, obwohl ich zweifelte, daß sie dieser Gegend heimisch

angehören mochte. Die Zuhörer ſpendeten reichlich auf das Notenblatt, auf dem ſich mehrere Goldſtücke zeigten. Sie empfing ſtolz und ſchweigend, ohne Dank zu ſagen, aber ihr feines nachdenkendes Geſicht, bald erröthend, bald erblaſſend, kämpfte mit einem Anflug von Trauer, den es ſelbſt wieder an ſich zu zerſtreuen ſtrebte. —

Als ich nach einer halben Stunde aus meinem Badezelt wieder heraustrat, begegneten meine Augen zuerſt dem blinden Zitherſpieler, der einen lauten Lärm um ſich her erhob. Er ergoß ſich in Klagen und Verwünſchungen und griff wie vom Wahnſinn befallen mit den Armen in der Luft umher. An ſeiner Seite fehlte die ſchöne Führerin, die ihn geleitet und zu ſeinem Inſtrument geſungen hatte. Die Umſtehenden ſuchten ihm Troſt zuzuſprechen, aber er gebärdete ſich mit trotziger Widerſpenſtigkeit gegen alle Rathſchläge, und rief unaufhörlich den Namen Derer, die ihn verlaſſen zu haben ſchien. Er behauptete, ſie habe längſt die Abſicht gehabt, ihn ſeinem hülfloſen Zuſtande preiszugeben, ſie ſei entflohen und werde freiwillig nicht wieder zu ihm zurückkehren. Auf Befragen

nannte er sie seine Frau, doch so, daß man sehr daran zweifeln konnte. Eine Menge von Menschen hatte sich um ihn versammelt, die Gesellschaftswagen, mit Rückkehrenden nach der Stadt überfüllt, hielten auf dem Fahrwege still, um dies seltsame Schauspiel abzuwarten. Indem meine Blicke zufällig auf einen dieser Wagen hinstreiften, sah ich auf dem hintersten Sitz desselben, ganz in eine Ecke gedrückt, eine weißgekleidete weibliche Gestalt, in der ich sogleich die Führerin des Blinden wiedererkannte. Sie hatte sich in meiner Seele zu fest und bedeutsam eingeprägt, um nicht auf der Stelle herauszufinden, daß sie es war. Ich trat näher und ihr großes ernstblickendes Auge begegnete dem meinen, das sich wie fragend auf sie richtete. Ich schwieg, und faßte den Entschluß, sie nicht zu verrathen, ich weiß selbst nicht warum. Ich hatte im Stillen Partei für sie genommen, denn dem Blinden, dessen widerwärtiges Wesen mich gegen ihn einnahm, konnte man nicht mehr vertrauen, als ihrer würdigen Erscheinung, an der gewiß größeres Unrecht gethan worden, als sie selbst für den ersten Anschein ihrem Gefährten

jetzt zufügte. Auch behaupteten Einige aus der Menge, es mit angesehen zu haben, wie er sie zuvor, als Beide nebeneinander fortgingen, heimlich mißhandelt und gestoßen. Sie aber wurde jetzt in ihrem Versteck von Niemanden bemerkt. Wahrscheinlich war sie, nachdem sie den Blinden verlassen, auf diesen Wagen gesprungen und hatte den Kutscher für sich zu gewinnen gewußt. Denn dieser trieb jetzt seine Pferde an, und während die andern Gesellschaftswagen noch still hielten, fuhr er im raschen Galopp mit dem wunderbaren Flüchtling davon. Es war mir, als kehrten sich ihre Augen noch einmal mit dankbaren Strahlen auf mich zurück, der ich ihr bis in die weiteste Entfernung mit meinen Blicken nachfolgte. —

Ich verließ den Platz, ohne mich um den unglücklichen Zitherspieler ferner zu bekümmern. Es war für mich Zeit geworden, einem Mittagessen zuzueilen, das mehrere Freunde und Bekannte, mit denen ich während meiner Anwesenheit in Wien zusammengelebt, beim Sperl verabredet hatten. Ich sollte an diesem interessanten Kreise, in dem sich mehrere Literaten des

Kaiſerſtaats, unter andern auch der originelle Philoſoph Anton Günther, befanden, heut zum letztenmal theilnehmen, da ich noch an demſelben Abend von Wien abreiſen mußte. Ich eilte daher durch den ſchattenreichen Augarten in die Leopoldſtadt zurück, und traf in dem Garten des Sperl ſchon die Theilnehmer dieſes philoſophiſch-katholiſchen Diners bei einander. Wenn es mich nicht von meiner eigentlichen Erzählung diesmal zu weit abführte, wollte ich Euch dies merkwürdige Mittageſſen ausführlicher ſchildern, in dem ich, ein armes Weltkind, zwiſchen Propheten links und rechts geſeſſen war, und wo zu den Geſprächen, welche die aufgeklärte Legitimität dieſer Abbé's durch den ſonſt an andere Dinge gewöhnten Saal erſchallen ließ, draußen vom Garten her ſtraußiſche Tanzmelodieen accompagnirend einfielen, der barockeſte Contraſt, dem ich mich noch je in meinem Leben ausgeſetzt gefunden. Bei allen Streitigkeiten über die Neugeſtaltung des kirchlichen und religiöſen Lebens ließen wir uns doch die unbeſtrittene Subſtanz der wiener Küche vortrefflich behagen. Da erhob ſich die kleine

kräftig gedrungene Geſtalt Anton Günther's, er hielt ſein gefülltes Glas in die Höhe, und brachte einen Toaſt aus: den Manen Hegel's! Mit allgemeiner Zuſtimmung der Herzen wurde dies aufgenommen, die vom öſterreichiſchen Wein blinkenden Gläſer ſtießen hell wie Feſtglocken aneinander, und es möchte das erſtemal geweſen ſein, daß dem Traubenſaft Oeſterreichs auf der einen, und der Philoſophie Hegel's auf der andern Seite die Ehre widerfahren, ſich gegenſeitig zu verherrlichen. Dieſe Vermittelungskeckheit war aber der Schule eigen, zu der mich in Wien ein perſönliches Attachement hingeführt hatte, und an deren Spitze Günther ſtand, ein Mann, der eine Fülle von Tiefſinn verbunden mit Phantaſie und poetiſchem Humor darauf verwandte, den feſtgewurzelten Katholizismus mit den neuen Frühlingen der ſich fortbewegenden Idee zu vermitteln. Meine ganze Aufmerkſamkeit war nur auf ihn gerichtet. Er trug ſich in der bekannten Tracht der Weltgeiſtlichen, die Stiefeln über die Beinkleider gezogen, mit einem gewiſſen reinlichen und ſorgfältigen Zuſchnitt ſeines ganzen Weſens, der ihm etwas

Eigenes in der Erſcheinung giebt. Bemerkenswerth iſt ſeine ſchöne weiße Hand, wie man ſie ſelten an einem Manne erblickt. In ſeinem glatten, etwas ſcharf ausgeſchnittenen Geſicht iſt zerſetzende Analyſe mit feinſinniger Gemüthlichkeit zu leſen. Er war in ſeiner Jugend in einem Jeſuitenkloſter in Gallizien, hat ein merkwürdiges inneres Leben durchgelebt, und iſt jetzt Cenſor in Wien, wo er für ſeine Ideen eine ſtille und kleine, aber geiſtvolle Gemeinde um ſich verſammelt hat. In ſeiner Behauſung läßt er ſich nicht gern aufſuchen, ich habe ihn immer nur im Freien und auf Spaziergängen geſprochen, wo er ſich zuweilen plötzlich, wie in Gedanken verloren, abſondert und dann nach einiger Zeit wieder aus einem Waldpfade mit freundlicher Miene der Geſellſchaft entgegentritt. Bei dieſem Diner aber faßte auch mich zuletzt die vermittelnde Tendenz an, ich ließ mir die beſte Sorte Oeſterreichs, den Gumpoldskirchner heranbringen, und um Alles, was es nur in unſerer Zeit an Vermittelung geben könnte, zu überbieten, trug ich mit hochemporgehobenem Kelchglas einen Toaſt aus „auf die Verſöhnung

zwiſchen Welt und Religion, Poeſie und Sittlichkeit!“ Dies war Allen zu viel, kein Menſch wollte darauf anſtoßen, und halb ärgerlich, halb lachend nahm ich Abſchied, um meine Reiſe vorzubereiten, während die Andern noch bei den Gläſern und bei ihren Meinungen ſitzen blieben. —

Um zehn Uhr Abends ging die Eilpoſt nach Linz ab. Ich hatte mich etwas zeitig beim Poſtgebäude eingefunden, und muſterte die reiſefertigen Geſtalten, die dort in großer Anzahl dem Abgang der Wagen entgegenſahen. Eine verhüllte weibliche Figur erregte am meiſten meine Aufmerkſamkeit, einen kleinen Reiſeſack an der Hand ſtand ſie ſtill und bewegungslos in der dunkelſten Ecke des Flurs, Niemand ſchien ſie zu begleiten oder ihr anzugehören, zuweilen blickte ſie ſich ſcheu und vorſichtig um. Ich ſtellte mich in ihre Nähe, und als eben ein Poſtbedienter mit der Laterne vorüberging, erhellte das Licht ihre ganze Geſtalt, und ich erkannte zu meinem Erſtaunen die Sängerin, die ich am Morgen in einem ſo räthſelhaften Verhältniß zu dem blinden Zitherſpieler geſehen. Ich wollte einige

theilnehmende Worte an sie richten, da es mir schien, als hätte sie auch mich ungeachtet einer stummen Begegnung im Gedächtniß behalten, als, sonderbar genug, der Blinde, geführt von einem Knaben, plötzlich draußen auf der Straße sichtbar wurde, wo ihn die große Laterne des Hauses deutlich beleuchtete. Meine arme Reisegefährtin schrak sichtlich zusammen, und ich war neugierig, was der Blinde, den sein Führer gerade in den Flur hineinzog, unternehmen möchte. Sie muß hier sein, Meister Zitherer! sagte der Knabe mit einem gewissen frechen Humor. Sie wird Euch nicht entlaufen. Ich bin ihr heut den ganzen Nachmittag nachgeschlichen und habe alle ihre Tritte und Schritte belauert. Sie wollte nach Linz, verlaßt Euch auf meine Augen, blinder Meister Zitherer, und zittert nicht so! Ich konnte sie nie leiden, so hübsch sie auch sang. Wenn ich nebenan von ihrer Kammer schlief, weinte sie immer die ganze Nacht, und verdarb mir und meiner alten Mutter die Ruhe. Die Mutter sagte immer: was hat sie so zu weinen, die obsternatische Person, als wäre was besonders Nobles an ihr; und

ſchlug ein Kreuz. Jetzt kommt, wir gerathen ſicher noch hier im Poſthofe an ſie. —

Der Knabe ſchrie laut: Tonietta! Tonietta! und die Geſuchte, die noch immer ſchweigend neben mir verharrte, ſchien nach einigem Kampf mit ſich ſelbſt endlich einen Entſchluß zu faſſen. Sie trat hervor, rührte den Blinden durch einen Schlag auf die Schulter an und ſagte ſtolz und gebietend: Noch ein Wort, Michael, mit Dir, ehe wir uns zum letztenmal in dieſem Leben begegnet ſind! Dann ergriff ſie ihn bei der Hand, wies den Knaben ſeiner Wege, und zog ihren blinden Gefährten haſtig mit ſich fort. Sie führte ihn auf der Straße einige Schritte vorwärts über den Dominikanerplatz, und blieb dann vor der Dominikanerkirche an einer einſamen Stelle, wo ſie unbelauſcht ſich wähnen durfte, mit ihm ſtehen. Es war mir gelungen, ihnen unbemerkt zu folgen, und hinter eine Säule gedrückt, hörte ich das ſeltſamſte Zwiegeſpräch an.

Wir ſind geſchieden und müſſen es ſein! ſagte ſie mit feſter und durchdringender Stimme. Die Grauſamkeit des Unglücks hat mich an Dich

gekettet, mein Widerstand gegen das Schicksal soll mich wieder lösen von dieser Fessel, die an Deine Schritte mich band. Du bist der Urheber meines Unglücks, ich überlasse Dich jetzt dem Deinigen!

Du benutzest, erwiederte er kalt und ruhig, meine ohnmächtige Lage, um mir zu trotzen, wie man es sonst nimmer mit mir gewagt hätte. Wäre nicht durch ein verdammenswürdiges Geschick das Leben in meinen Augen getödtet, so spräche ich jetzt als Dein Herr und Meister mit Dir, und schaltete mit Deinen Tagen, als wären sie mir verfallen. Aber merkest Du nicht, daß seit meiner Erblindung meine wilde Natur, die Dir zuwider ist, sich tagtäglich mildert? Habe noch einmal Geduld mit mir, da Du die Stärkere, die Bessere und auch die Glücklichere jetzt bist!

Sie schwieg eine Zeitlang stille, und sann nach. Daß etwas Weiches in die Stimme des Blinden sich mischte, schien ihr Herz zu ergreifen, da sie es nicht gewohnt an ihm sein mochte. Dann sagte sie, ihre Regung bekämpfend: wir müssen uns dennoch gegenseitig aufgeben! An

Dir und mit Dir gereicht mir Alles zum Unheil. Ich will wieder eigennützig werden, und das Glück ſuchen, aus Trotz meines innerſten Selbſt!

Ach! ſagte der Blinde, mein Kind, wie willſt und kannſt Du das Glück finden auf der Fährte Deines verlorenen Lebens! Es iſt wahr, ich habe Dich verderbt, aber wer bürgt Dir dafür, daß ich es nicht zum zweiten Mal thue, wenn Du fern von mir und ohne mich glücklich wirſt? Nein, ich laſſe Dich nicht, ich hänge mich wie ein Schatten an Dein Heil und Unheil feſt. Habe Erbarmen mit mir, ich bin blind, vielleicht werde ich noch gut. Meine böſen Geiſter werden ſanfter, wenn Du an meiner Seite wandelſt, und das Brot des Tages mit mir verdienen hilfſt!

Belüge Dich nicht ſelbſt, armer Michael! ſagte Tonietta. Du haſt an mir blos den Gegenſtand, an dem Deine Dämonen ſich noch auslaſſen können. Und ich habe an Dir meine Buße, meine Gottesgeißel, unter der ich für Alles, was Irrthum meines Lebens war, blute. Darum hatte ich mich ſo lange der Züchtigung Deiner Nähe dargeboten. Jetzt aber habe ich

genug gebüßt. Ich ſteuere wieder keck hinaus, und mache, Gott weiß es, neue Verſuche mit dem Leben.

Nimm mich mit! rief der Blinde dringender. Ich gehorche Dir künftig in Allem und Jedem, finde eine neue Auskunft für Dich und mich, um dieſe bettelhafte Exiſtenz zu corrigiren. Du hatteſt immer einen auserleſenen und raſchen Geiſt.

Wohlan, ſagte ſie ernſthaft, was kannſt Du geloben, Michael? Ach, fuhr ſie mit einer Stimme, die wieder bitterer wurde, fort, kannſt Du auch nur ſo viel geloben, mich nicht mehr zu ſchlagen? Siehe, auch dies nahm ich ſo lange als auferlegte Buße vom Himmel hin. Ich war demüthig, nicht blos innerlich in mir zu büßen, ſondern auch durch äußere Schmach. Ich war thöricht, denn was habe ich eigentlich verbrochen? Aber das Unglück macht am Ende thöricht.

Er gelobte Reue, und es war rührend, wie er ſich trotz ſeiner Härte um jeden Preis mit ihr zu verſöhnen ſuchte. Er mußte auch verſprechen, nie in ihrer Nähe wieder zu fluchen

und gotteslästerliche Reden zu führen. Dann sagte sie: so komm, komm noch einmal! der Himmel weiß es, daß ich besser handele, als ich sollte.

Sie zog ihn mit sich fort, und aus der Ferne folgend, sah ich Beide wieder im Postgebäude verschwinden. Es war zu vermuthen, daß sie jetzt einen Schein für ihn lösen wollte, um ihn mit sich nach Linz zu nehmen.

Inzwischen war der Augenblick der Abfahrt herangerückt. Es waren gewiß zehn Wagen, welche heut in einer Reihe hintereinander diese Posttour machten, indem der ziemlich bedeutende Markt in Linz um diese Zeit Fremde und Reisende aller Art dorthin zu ziehen pflegt. Ich blickte lange umher, ehe ich in den mir angewiesenen Wagen stieg, um von den beiden Räthselhaften etwas zu gewahren, als ich, schon auf meinem Sitz mich befindend, bemerkte, daß die herbeigewünschte Gestalt gerade neben mir saß, und gegenüber der Blinde, der seine Zither, sein einziges Gepäck, vor sich auf dem Schooß trug.

Ich segnete mich über dies glückliche Zu-

ſammentreffen, und nun ſchmetterte das Poſthorn, fröhlich ging es in die tiefdunkle, ſchöne Herbſtnacht hinaus. Als es ſpäter wurde und die übrigen alle ſchnarchten, begann ich das erſte Geſpräch mit meiner Unbekannten, die öfter durch das Wagenfenſter hinausſah in den Wald oder zu den Sternen aufwärts. Mir war ein außerordentliches Intereſſe recht in innerſter Seele für ſie entſtanden, und ihre Nähe durchdrang mich jetzt mit einer beſondern Sympathie, wie ich ſie wohl ſeit lange zu keinem Weſen empfunden. Sie ſagte, ſie ſei eine Wienerin von Geburt, obwohl ihr der Dialect fehlte, der zwar eine etwas ſüdliche Färbung, aber keine wieneriſchen Gurgellaute in ihrem metallreinen Organ verrieth. Sie führte an, ſie habe ihre Jugend nicht in Wien verlebt, aber dann brach ſie ab mit den Worten, ihre Geſchichte ſei zu ſchwer und ernſt für die träumeriſch gaukelnden Stunden einer Poſtnacht. Alsdann ſcherzten wir über die Bagage von all den geheimen Gedanken, Schmerzen und Seligkeiten, die ein ſolcher Poſtwagen auf ſeiner knarrenden Achſe wohl mit ſich ſchleppe und in die Welt

zertheilen helfe. Sie meinte, ein Reiſewagen voll Menſchenherzen habe immer Ueberfracht, und die Mehrtare werde vom Schickſal auf jeder Station unerbittlich erhoben, der eine habe ein zu ſchweres Gepäck an Hoffnungen, der andere an Leiden. Für Beides aber müſſe man bezahlen mit ſeinem Leben. Ich ſtaunte über ihren gewandten Geiſt, mit dem ſie Bemerkungen machte und ſchnell zu andern überging. Der höhere Adel ihrer Natur, ihrer Bildung beſtätigte ſich mir immer mehr, je unbegreiflicher ſie mir wurde. Ich fing auch an, von ſolchen Elementen des Poſtwagenlebens zu reden, die man als die blinden Paſſagiere desſelben bezeichnen könnte. In meiner Argloſigkeit gedachte ich nicht, daß wir wirklich wenigſtens einen Blinden auf dem Wagen hatten. Sie zuckte in der Erinnerung an denſelben zuſammen, ward ſtill und ſprach die ganze Nacht nicht mehr.

Der Tag, der auch die andern Reiſegefährten erweckte, verſtrich weniger angenehm. Wir hatten noch einen an ſeinem ſchwarzen Collet erkenntlichen Abbé und eine dicke behagliche Wie-

nerin, die ächte Repräsentantin des österreichischen Bürgerschlages, uns zunächst auf dem Wagen. Der beständig raisonnirende Abbé ließ sich mit mir in die sonderbarsten Gespräche ein, kam auf Theologie, Speculation und Dogma, und declamirte laut und pathetisch über die Auferstehung der Leiber, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und die Ohren einer bunten Postwagengesellschaft. Ich war in Allem der entgegengesetztesten Ansicht, und in meinem Unglauben an seine Theorie von der körperlichen Auferstehung, bestärkte mich sichtlich die üppige Leibesfülle seiner neben ihm sitzenden Nachbarin, deren irdische Substanz hoffentlich einmal, und zum Besten dieser Person selbst, gänzlich zu Grunde gehen mußte.

In dem freundlichen Linz, weltberühmt wegen seiner Hauben und der sie nicht mehr tragenden schönen Linzerinnen, langten wir gegen Abend an. Die Gasthöfe waren wegen des Marktzudranges sämmtlich überfüllt und an kein ordentliches Unterkommen wenigstens für den Augenblick zu denken. Zwei kleine Zimmer waren noch in der goldenen Kanone vorhanden, worin wir uns für

die erſte Nacht gemeinſchaftlich einrichten mußten. Von dem einen nahm unſer Abbé Beſitz, der auf dem einzigen darin befindlichen Ruhelager ſchon die wohlgenährte Wienerin, die allen zuvorgekommen war, ausgeſtreckt fand und es ſich deshalb auf der Erde bequem machen mußte, während das dicke Weltkind ſeiner frommen Obhut und ſeiner Theorie anvertraut blieb. Der blinde Zitherſpieler, ſeine Gefährtin und ich bezogen das andere Zimmer, das in ſeinem kleinen Raum drei ſeltſam ſich gegenüber befindende Menſchen vereinen ſollte. Tonietta lächelte wehmüthig, als ſie unſere Lage überblickte, und ſagte, nun komme es darauf an, ſich zu begränzen, jeder in ſeinem Kreiſe. Sie wollte die Nacht auf dem Stuhl zubringen, und blieb, den Kopf in die Hand geſtützt, vor dem Tiſch ſitzen, auf dem das ſpärliche Nachtlicht flackerte. Der Blinde, der ſich völlig ſtumm verhielt, hatte ſich über das Bett geworfen, und gab ſogleich die Anzeichen des feſteſten Schlafes von ſich. Ich ſtreckte mich auf einige Kiſſen an der Erde nieder, und konnte von meiner Ecke aus die daſitzende Frauengeſtalt,

die etwas Rührendes und Andächtiges in dieſer Situation hatte, ganz ins Auge faſſen. Es herrſchte eine tiefe ununterbrochene Stille ringsher, und ein wunderbarer Frieden ſank wie vom Himmel auf das nächtliche Gemach herab. Ich wagte mich nicht zu rühren, um jeden ihrer Athemzüge zu belauſchen. Es war etwas kühl, und ſie hüllte ſich zuſammenſchauernd in ihren Reiſemantel. Später löſte ſie ſich das Haar auf, und ließ das reiche Gelock über Stirn und Geſicht fallen, um dahinter zu ſchlummern. Einige Augenblicke verharrte ſie ſo, dann ſprang ſie haſtig auf, ein Traum ſchien ſie erſchreckt zu haben. Sie ſchritt einigemal im Zimmer auf und nieder, ſtreckte mit einer Gebärde des Abſcheus ihre Hand gegen den ſchlummernden Blinden aus, und ergriff das Licht, um mich, den ſie ebenfalls ſchlafen wähnte, zu betrachten. Ich fühlte, daß ſie wohlwollende und freundlich leuchtende Augenſtrahlen zu mir herabſenkte, und mein Herz erbangte mir in den Räthſeln, mit denen mich dieſe Erſcheinung umfing. Ich fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß, mit ihr zu reden. Sie aber ſchüttelte den Kopf leiſe

vor sich hin, ging dann zum Fenster, öffnete es sacht, und blieb lange Zeit in demselben stehen. Ach, sagte sie, diese Sternennacht befaßt meine ächtesten Lebenswünsche, und die sind mein Grab! Wie oft habe ich mir das Grab wie eine Sternennacht gemalt, und traulich, furchtlos und gottgetreu wollte im mich in ihren Mantel einwickeln. Die Nacht hat Rosen für das liebeglückliche Mädchen, das hinaustritt, um den Geliebten zu rufen. Die Nacht hat auch Rosen für die Ungeliebte und Verlorene, die hinaustritt, um den Tod zu rufen. O meine alte Sehnsucht, daß diese hohe Sternennacht sich enger und immer enger über mir zusammenlegen und verdichten möchte, bis Grabeswände daraus für mich geworden sind und mich ewig umschließen! Die Sternennacht ein Grab und das Grab eine Sternennacht, so schwebt es mir vor den Augen und summt mir in die Ohren. Soll ich hineinspringen in diesen tiefen Raum der Zukunft, damit ich ihn erfülle?

Sie streckte die Arme aus und bog sich so weit hinunter, daß mich wirklich die Besorgniß erfaßte, sie werde hinabstürzen. Ich stand hinter

ihr, und umfaßte die ſchöne taumelnde Geſtalt. Sie erſchrak nicht, als ſie meine Gegenwart bemerkte, ſondern legte nur den Finger ſtill und ernſt auf den Mund. Sie ſterben noch nicht, flüſterte ich ihr zu, vertrauen Sie dem Leben und einem unbekannten Freund! Freund? wiederholte ſie mit einem traurigen Lächeln; Sie ſcheinen mir ein Kündiger menſchlicher Herzen, aber woraus prophezeien Sie mir, die freundlos iſt, noch den Freund? Ich ergriff ihre Hand, und ſie überließ ſie mir, ich ſtrich ihr die überwallenden Haare aus der weißen Stirn und von den glühenden Wangen. Sie ſah mich an, wir berührten uns mit dem Athem unſerer Lippen, ſie neigte ihr Haupt halb zu mir hin, halb entzog ſie ſich mir mit einem ſchmerzlich fragenden Blick. Da riſſen ſich plötzlich in unſerer Nähe klagende Zitherklänge von dem Inſtrument los, wir fuhren überraſcht auseinander, und ſahen den Blinden, der ſchon erwacht war und aufrecht auf ſeinem Bett ſaß, während er mit der Hand über die Saiten ſeines neben ihm liegenden Inſtruments fuhr. In demſelben Augenblick bemerkten wir, daß es draußen tagte,

einzelne graue Morgenſtrahlen durchzitterten die ſich entfärbende Nacht, die Sterne flammten noch einmal auf und verblichen. —

Den andern Tag ſuchte ich mir ein wohnbares Zimmer in einem andern Gaſthof, und unternahm dann einige Spaziergänge, theils um die Eiſenbahn zu beſichtigen, welche hier eine für den Handelstransport wichtige Linie zwiſchen Oberöſterreich und Böhmen zieht und die Donau mit Budweis verbindet, theils zum Jägermeier hinauf, wo man tiefunten im Donauthal das herrlichſte Panorama von Linz vor ſich erblickt. Dann ging ich in die goldene Kanone zurück, um mich nach meinen beiden dortgebliebenen Reiſegefährten zu erkundigen. Der Blinde ſtand mit ſeiner Zither allein im Thorwege. Ich richtete einige Worte an ihn, und er erzählte, daß er den heutigen Nachmittag ein Concert in St. Magdalena geben wollte, das auch bereits angekündigt ſei. Seine Frau werde darin mehrere Volkslieder ſingen, mit denen ſie immer zu allgemeiner Bewunderung hinreiße. Bald erſchien auch Tonietta. Sie war in demſelben Anzuge, wie ich ſie in Wien

geſehen, und ſah ernſt und nachdenkend aus. Beide wollten zu Fuß nach St. Magdalena wandern, und ich bat ſie, mit mir auf der Eiſenbahn dorthin zu fahren, welche nach dieſem anmuthigen Vergnügungsort auf beſonders dazu eingerichteten Geſellſchaftswagen hinführt. Der Blinde ſagte, das Geld ſei ihnen völlig ausgegangen, und ich ſuchte meine Anerbietungen deshalb in einen Scherz zu kleiden, da ich ſah, daß Tonietta ſich hocherröthet abwandte. Es wurde endlich angenommen, gemeinſchaftlich zu fahren, und der herbeikommende Abbé, der ſich in einem ſtattlichen Sonntagskleid darſtellte, geſellte ſich auch dazu.

Die Eiſenbahn bei Linz wird noch nicht mit Dampfwagen befahren, aber ſie iſt ſo vortrefflich, daß ein einziges Pferd mit ſpielender Geſchwindigkeit die bedeutendſten Laſten fortſchafft. Der Weg nach St. Magdalena, der ſich durch die reizendſten Waldpartieen hinſchlängelt und an dem romantiſchen Haſengraben vorüberzieht, wird in ſehr kurzer Friſt zurückgelegt, nur tritt, wenn ſich zwei Wagen auf der Bahn begegnen, für den einen die Nöthigung ein, auszuheben.

Dies ereignete ſich auf unſerer Fahrt, wo die Herren Rothſchild aus Wien, die ſich damals in Linz aufhielten, uns in den Weg kamen. Toniettas tiefſinniges Weſen erheiterte ſich ein wenig, und ſie ſcherzte mit einem ironiſchen Seitenblick über die günſtige Vorbedeutung, die es für ihre Kaſſe haben könnte, dem Namen Rothſchild, unter deſſen Firma Fortuna die Bücher des Schickſals führe, begegnet zu ſein. Dann ſaß ſie wieder ſchweigend neben mir, und mich faßte bange die Sehnſucht, in ihrer Seele zu leſen.

Als wir in St. Magdalena ankamen, fanden wir noch kein Publikum für das beabſichtigte Concert verſammelt, und einige dunkelrothe Gewitterwolken machten die Ausſicht für den Tag etwas bedenklich. Der Abbé ſetzte ſich mit dem Zitherſpieler an einen der leeren Tiſche des Etabliſſements, und ſchien ein eifriges Geſpräch, das einer Bekehrung gleich ſah, mit ihm vorzunehmen. Soviel ich verſtand, hatte ihn der Abbé vorher einen wilden Fluch ausſtoßen hören und nahm jetzt den Augenblick wahr, ihm mit einer ausführlichen Disputation ins Gewiſſen

zu reden. Unterdeſſen war ich mit Tonietta in die kleine Kirche getreten, die maleriſch auf der Anhöhe liegt. Das Altarblatt zeigte Chriſtus als Gärtner, ſie ſtand ſinnend davor, ſetzte ſich dann einen Augenblick in einen der hölzernen Chorſtühle, und eine Thräne ſchimmerte heimlich in ihrem Auge. Eine drückende Melancholie herrſchte in den Räumen dieſer ländlichen Andachtſtätte. Wir waren beide nicht Katholiken, und verließen, ohne ein Kreuz zu ſchlagen, dieſe Bilder, dieſe geſchmückten Wände. Wir gingen in den einſamen, von hochragenden Bäumen rauſchenden Wald hinaus, Tonietta hatte ſich an meinen Arm gehangen. In der Nähe von St. Magdalena erſtreckt ſich ein herrliches Bergthal, den wallenden Faden des Donauſtroms und die lichte Häuſergruppe von Linz hat man in der Fernſicht. Ein blauer Duft liegt magiſch über das ganze Gemälde ausgeſponnen. Wir erfreuten uns mit gleicher Luſt dieſes Anblicks, und wandelten, die beiden Eiſenbahnlinien verfolgend, welche hier am Saum des Waldes ſich hinwinden, immer fort mit raſchen Schritten, in kurzen Wechſelworten.

Endlich ſchien ſie ermüdet, wir erſtiegen die kleine Berghöhe, und ſuchten in einem Seitenpfade ein Ruheplätzchen. Es bot ſich auf einem ummooſten Baumſtamme dar, ich ſaß neben ihr auf dem Raſen. Die Sonne, wieder hervorblitzend durch das Wolkengewölbe, durchbrach mit einigen goldenen Strahlen das Gezweige und ſchien ihr ins Geſicht, das wieder einen fröhlicheren Glanz gewann. Ich hielt, als wollte ich ihre Trauer begütigen, bittend ihre beiden Hände, und legte dann im tändelnden Zuſprechen meinen Arm um den wunderſchönen Hals. Sie ſagte, als wolle ſie ſcherzen: ich möchte ſie nur erwürgen!

Den Scherz entgegnend, meinte ich, die Liebe bei mir ſei groß genug, um ſie aus Zärtlichkeit zu würgen. Meine Finger legten ſich um die weichen Formen des Halſes, und ich fühlte das heftige Gehen ſeiner Pulſe, aber ich wagte es bald nicht mehr, den Druck meiner Hand fortdauern zu laſſen.

Sie aber bat faſt ernſthaft, ich möchte nur fortfahren. Sie ſagte, ſie werde aufſchreien,

ſobald es ihr wehthue. Ihr Antlitz nahm einen ganz ſeltſamen Ausdruck an.

Ich lachte und umſpann mit meinen Fingern abermals das weiße zarte Gebilde der Sehnen, um, immer noch im Tand und Wahn eines Liebesſpiels, ſie ſtärker und ſtärker zu drücken. Sie ſchloß die Augen und ſchien ſich den wunderbarſten Phantaſieen bei ſich ſelbſt zu überlaſſen. Sie ſah aus, als wolle ſie ſterben, willig und ſüß, in einer lächelnden Todesergebung, die ſich recht geſättigt fühlte in einem naherreichten Ziel alles Daſeins. In ihren hindämmernden Zügen ſchwebte es auf und nieder, wie verklingende Erinnerungen, wie auslöſchende Bilder des Lebens, und aus tiefer Bruſt erſeufzend, ſchien ſie deſſen froh, als würde eine große Bürde ihr vom Herzen genommen. Der grüne Wald umher ſtreute zitternde Lichter über ihr Geſicht, deſſen ganzer Schmerz und Schönheit ſich in einem verklärenden Gedanken auflöſten. Dann wurde ſie ernſter und bläſſer, und der erkünſtelte Traum des Todes trat in heißen Tropfen über ihre Stirn. Ihr Herz pochte gewaltig gegen das meinige. Sie hing ihrer nicht mehr

mächtig und mit willenloſen Zuckungen in meinen Armen. Ich ließ ſie los, von einer unbeſchreiblichen Bangigkeit ergriffen, und bemühte mich, ſie aus der Todesphantaſie, die ihre Schläfe umſpielte, wieder zu ſich ſelbſt zurückzubringen.

Da ſtürzte ſie auf ihre Knie nieder, und ſtreckte flehend die Hände zu mir empor, mich heftig umfaſſend. Sie ſagte, ſie trage ein großes ſchweres Geheimniß mit ſich herum, von dem ich ſie befreien möchte, bei Allem, was mir heilig! Ihr Geheimniß ſei der Tod, lange ſchmachte ſie nach der helfenden Hand, die ihr den Tod gebe. Sie ſelbſt ſchaudere davor zurück, den Stahl eigenmächtig in ein armes mißhandeltes Herz zu graben. Ob ich nicht Muth, Lebensverachtung und Barmherzigkeit genug hätte, ihr einen Dienſt zu erzeigen, den in alle Ewigkeit ſie mir danken würde. Das einzige Liebesglück, das ſie noch empfangen könne von einer Manneshand, ſei dieſe Wohlthat, um die ſie bettele!

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, ſie wand ſich auf den Knieen umher, ſie ſchluchzete und jammerte wie ein Kind, eine ungeheure innere Gewalt ſchien in ihr zu arbeiten. Ich

weiß nicht mehr, was Alles in dieſem Augenblicke in mir vorging, ſich in mir zuſammendrängte. Ich hob ſie ſtill zu mir empor, und fühlte eine unendliche Neigung für die Todesbangende entſtehen. Meine Seele zitterte vor Leidenſchaft und Trauer, indem ich ſie über meinen Armen liegen ſah, und auf die geſchloſſenen Augenlieder der Halbohnmächtigen drückte ich einen langen, empfindungſchweren Kuß.

Dann zuckte es auf einmal in ihr auf, wie ein peinigendes Bewußtſein, ſie riß ſich von mir los, floh mehrere Schritte von mir zurück, und ſtand, die Hand nachſinnend an die Stirn gelegt, einen Augenblick da. Ach, rief ſie aus, was habe ich gethan?! Ich Unglückliche, wie konnte ich mein geheimſtes Elend ſo über die Lippen bringen! Nun läßt es mich nicht, nun muß ich ewig fliehen!

Mit einer ſeltſam heftigen Gebärde wandte ſie ſich noch einmal nach mir hin, und rannte dann mit ſturmesſchneller Haſt in den Wald hinein. Ich folgte ihr auf dem Fuß mit Zurufungen und ſie tauſendfach beſchwörend, aber wie ein angeſchoſſenes Wild über Pfad und

Steg dahineilend, war ſie mir bald im Dickicht der Gebüſche entſchwunden, und ich wußte ſie nicht mehr zu finden. Ich rief ihren Namen unaufhörlich nach allen Richtungen durch den Wald, aber eine tiefe Stille herrſchte ringsumher, keine Antwort und keine Auskunft tönte aus den Schluchten wieder. Zugleich erhob ſich ein gewaltiges Unwetter, und ein Regen, der immer ſtärker wurde, ſchäumte wie aus einem Wolkenbruch herab. Ich mußte die Fliehende endlich ihrem Schickſal überlaſſen, da ich das ſchreckliche Wetter nicht länger ertragen konnte, und ſuchte in einer nahen Köhlerhütte meine Zuflucht.

Erſt ſpät gegen Abend kehrte ich auf einem andern Wege nach Linz zurück. Als ich am andern Morgen Erkundigungen nach dem blinden Zitherſpieler anſtellte, wußte man mir nichts von ihm zu ſagen, als daß er ganz in der Frühe allein, und nur in der Geſellſchaft des Abbé, der ſich ſeiner angenommen zu haben ſchien, abgereiſt wäre. Ich nahm darauf einen Wagen nach Pöſtlingen, einem auf hohen Bergen herrlich gelegenen Wallfahrtsort, zu dem ſich gerade

an dieſem Tage eine Prozeſſion hinausbegab. Dort verlebte ich mehrere Tage in einſamen Waldbetrachtungen, und las Günther's „letzten Symboliker," den mir der Verfaſſer in Wien geſchenkt. Aber meine Gedanken lenkten ſich unaufhörlich auf das verſtoßene Weltkind ab, deſſen Unglück und Schönheit einen tiefen Stachel in meiner Seele zurückgelaſſen. Wo irrte ſie von ihrem unerklärlichen Schickſal getrieben, umher, und warum konnte ich ihre beſſeren Glückes werthe Geſtalt weder enträthſeln noch verſöhnen? Glaubt mir, Freunde, noch oft gedenke ich ſeitdem ihrer, und meine Erinnerung hält Zwiegeſpräche mit ihrer verübergeflohenen Erſcheinung, deren ich noch einmal wieder habhaft zu werden hoffe. Wie ein holder Schatten, der ſich an meine Gedanken hängt, tritt mich oft unvermuthet ihr Gedächtniß an, im wehmüthigen Schimmer, und ich muß mir es geſtehen, daß ich ein beſtimmtes Verhältniß zu dieſem Weſen in meinem Herzen mit mir herumtrage, eine Frage, an deren Antwort ich noch immer durch irgend einen Zufall oder Schickung glaube. Mir iſt, als müßte Tonietta noch einmal in

den Kreis meines Glückes irgendwie eintreten. Was ſagt ihr zu dieſer Schwärmerei? —

6.

Conſtantin und der Maler hatten dieſer Erzählung mit ſichtlicher und geſteigerter Theilnahme zugehört, ſonſt würde ich mich ſchwerlich in ausführlicher Schilderung mancher Einzelnheiten ſo ergangen haben. Nur tadelte mich Conſtantin des Schluſſes wegen, da er eine Lebensmaxime enthalte, die läſtig und peinlich für ein ihr hingegebenes Gemüth werden könne. Er hielt es für gefährlich, ſich mit ſeiner Sympathie an Geſtalten zu hängen, die in einer unbeſtimmten Ferne zerfloſſen ſtänden und auf dem feſten Boden der Gegenwart nirgends zu erreichen wären. Man binde ſich durch ſolche Sympathieen an dunkle Mächte des Lebens, die zuletzt eine Gewalt ausübten auch über den Gang unſerer Ereigniſſe, und verſäume darüber die Gunſt des neugeborenen Augenblicks, der uns oft genug die rechte Geſtalt des Glückes zeige, die wir aber im Träumen von dem Un-

möglichen nicht zu ergreifen verſtänden. Er ſagte, die geſchilderte Erſcheinung beſchäftige ihn auch in dieſem Moment auf eine eigene Weiſe, aber er forderte mich auf, in Zukunft meine Gedanken von ihr zurückzuziehn und auf eine mir gemäße Geſtalt in erreichbarer Nähe zu übertragen. Die Liebe ſei die ächteſte Gegenwart des Lebens.

Nachdenklicher noch war unſer Maler geworden. Er behauptete, beide Geſchichten, von denen die eine er, die andere ich erzählt, hätten für ſein Gefühl irgend etwas Übereinſtimmendes und Gemeinſames, über deſſen Coincidenzpunkt er nur noch nicht einig geworden ſei mit ſich.

Beide Aventüren, ſagte Conſtantin, haben das Ähnliche miteinander gemein, daß ſie beide wie ſchöne zerbrochene Bildſäulen daſtehen, denen derſelbe Arm übrig geblieben iſt, mit dem ſie klagend und ſich rechtfertigend zum Himmel hinaufweiſen können. Dieſer übriggebliebene Arm des Unglücks predigt eindringlich bis in die Wolken hinein. Gott muß und wird ihn faſſen, um daran die ganze zerbrochene Geſtalt

wieder einzurenken, und zu einer neuen höheren Einheit, in der Friede und Genuß iſt, zu verbinden. Es giebt verlorene und überall zurückgewieſene Naturen, die zu ihrem Mißgeſchick immer noch das fügen, daß ſie den Augen des gewöhnlichen Beobachters ſogar als zweideutig erſcheinen müſſen. Und doch träuft von der Verlorenheit dieſer gepeinigten Weſen, aus den Thränen ihres umherirrenden Elends, ein Thau des Segens herab, den nur der wahre Dichter und Lebensphiloſoph hinſchimmern laſſen wird über ihre Biographie in leuchtenden Tropfen. Sie büßen für irgend einen dunkeln Fleck, der ſich in ihre Vergangenheit eingeätzt hat, aber dieſe Zweideutigen ſtehen auf eine merkwürdige Weiſe in Gottes Hand, ſie können ſich, wenn ſie den heitern, kräftigen, unverdroſſenen Willen nicht einbüßen, noch einmal auf den Wendepunkten, die jedes Menſchenleben von Zeit zu Zeit darbietet, über ihr Schickſal erheben. Wenn ſie den nöthigen geiſtigen Trotz im Unglück behalten, an den das Glück wieder anknüpfen muß, ſo kann ihnen bald einmal wieder gehol-

fen werden, denn dieſer Trotz iſt ſchon eine Art von religiöſem Vertrauen! —

Die Art, wie Conſtantin dieſe Erzählungen combinirte, war mir intereſſant. Arm in Arm ſchlenderten wir Drei nun wieder nach Hamburg zurück, nach der ernſten Unterhaltung uns auch Scherzen und Neckereien in alter Weiſe überlaſſend. Der übrige Theil des Tages wurde zu einer Spazierfahrt benutzt und der Abend im Theater vor einer bellini'ſchen Oper hingebracht. Übermorgen war Conſtantin's Hochzeitstag, in aller Frühe wollte er ſich mit ſeiner Braut trauen laſſen, und dann ſogleich mit ihr und uns in Gemeinſchaft eine kleine Reiſe antreten, wie wir zuletzt verabredet hatten. Morgen hofften wir endlich, ſie zu ſehen. —

7.

Den andern Tag verfehlten wir abermals Conſtantin's Braut, und es wollte ſich nun keine paſſende Gelegenheit mehr finden, ihr noch vor dem feſtlichen Morgen ſelbſt vorgeſtellt zu werden. Dieſer kam heiter und ſonnig heran,

und wir beide, der Maler und ich, betraten erwartungsvoll das uns bezeichnete Haus. Unſere Herzen waren feierlich geſtimmt, und zugleich trug ich Verlangen, die Eindrücke dieſes bedeutſamen Tages auf unſern Freund Conſtantin, dem nur dieſer einzige Lebensreiz noch fremd geblieben war, zu beobachten.

Wir waren die ſpäteſten, die ins Zimmer traten, als man ſich ſchon anſchicken wollte, in die Kirche zu fahren. Der Freund nahm uns mit glückſtrahlenden Augen bei der Hand, zertheilte mit uns die Gruppen, welche die Anverwandten ſeiner Braut im Zimmer bildeten, und führte uns einer hohen weiblichen Geſtalt entgegen, die im Geſpräch mit einer andern Dame am Fenſter ſtand. Sie ſprach mit lebhaften Bewegungen, mit einem vielbedeutenden geiſtigen Ausdruck, Herrlichkeit, Anmuth und Jugendfülle bezeichneten die ganze Erſcheinung, es war das edelſte Profil, das ich nur jemals erblickt. Da wandte ſich ihr Geſicht nach uns um, und wollte uns freundlich begrüßen.

Es war ein zerſchmetternder Moment, der wie ein Gefühl vom jüngſten Gericht meine Seele

durchdrang. Sie war die Erſte, die zuſammenſchrack. Das holdblickende, liebreiche Antlitz, das uns als Fremde willkommen heißen wollte, erſtarrte mitten in ſeinem Lächeln zum ſteinernen Entſetzen, da es auf Bekannte in uns traf. Zu meinem eigenen Erſtaunen war dem Maler der Ausruf: Antonie!! plötzlich entfahren, ohne daß er eine unbeſchreibliche Bewegung zurückhalten konnte. Meine Lippen ſtammelten leiſe den Namen: Tonietta!! Sie hörte, mit vorwärtsgeneigtem Kopf nach den Lauten unſeres Mundes lauſchend, beide Namen an, und forſchte noch einmal in unſern Zügen. Dunkelroth war ſie geworden, und dann wieder weiß, wie eine Todte. Ihre mir in allem wohlbekannten Zauber wieder entgegentretende Geſtalt ſchwankte, wie vom Sturm geſchüttelt und entwurzelt. Sie hatte beide Hände vor die Stirn gepreßt, ſie ſchwieg. Dieſer Augenblick war ſo ungeheuer, daß er an Größe des Schmerzes nur mit Niobe's Schickſal verglichen werden konnte, und daß ſich nichts ſagen ließ, als zu verſtummen.

Während ſie ſo daſtand, fiel mir erſt ein, auf Conſtantin hinzublicken. Er verharrte noch

erſtaunt in der Ferne und lauſchte, ſeine Augen hatten einen ſtechenden Schimmer angenommen, wie man es ſonſt nicht an ihm geſehn, ſein ganzer Körper hob ſich geſpannt in die Höhe. Was ſagt ihr da, ihr Freunde! rief er endlich mit donnernder Stimme aus. Das iſt hier Antonie, meine Braut, mein geliebtes Weib! Verſtehe ich euch recht? — Und euch treibt keine dämoniſche Viſion, hier eure Reiſeerinnerungen aus Wien wieder anzutreffen, hier eure Sympathieen für eine irrfahrende Hamburgerin zu erneuern? So hätten denn unſere Ahnungen es richtig geweiſſagt, daß eure beiden Erzählungen, ihr Seltſamen, etwas Gemeinſchaftliches mit einander haben müßten! Und dieſe da ſoll der Coincidenzpunkt ſein, nach dem unſer träumeriſcher Maler in ſeinen Träumen vergeblich geſucht hat? Antonie, Herrliche, was ſagſt Du? — —

Seine Stimme hatte etwas Schneidendes, daß man erſchrecken mußte. Ein bitteres Lächeln flog über ſein blaſſes Geſicht, zuckte wetterleuchtend um ſeine Lippen. Antonie aber trat hervor, mitten in den Kreis, ſie wollte etwas ſagen,

sie hebt die Hand auf, sie schweigt. Dann heftet sie einen langen durchdringenden Blick auf Constantin, und schweigt. Sie war unendlich rührend anzusehn, der große Dulderschmerz trat ihr wie ein heiliger Glanz in die Augen, einige feuchte Tropfen netzten die Wimper, aber es verklärten sich alle gewaltsamen Zuckungen ihrer Natur auf Einmal in Ruhe und Ergebung. Dann, nachdem sie einen Augenblick bei sich nachgesonnen, trat der entschlossene Ausdruck ihres Wesens, ihrer Würde wieder selbst bewußt, hervor. Die übrigen Anwesenden standen staunend vor diesen Vorgängen, die sie nicht begriffen. Die ganze Scene spielte sich mehr geistig in den Gedanken dieser vier Menschen ab, die hier mit ihren Erinnerungen und Hoffnungen, mit ihrer Vergangenheit und Zukunft sich zu so wunderbarer Verschlingung begegnet waren.

Constantin stand am Fenster, das Gesicht von uns abgewandt, und stützte tiefsinnig sein Haupt, er schien dies Ereigniß erst in sich verarbeiten zu müssen. Du kennst mein vergangenes Leben durch diese Freunde? fragte Antoniens Stimme aufathmend zu ihm hinüber.

Conſtantin wandte ſich um, ſein Geſicht hatte wieder den ihm gleichen Ausdruck der Ruhe und Feſtigkeit gewonnen. Er ging zu ihr hin, ergriff ſie bei der Hand und ſagte: Laß die Vergangenheit, holdſelige Dulderin! nur die Zukunft kümmere uns jetzt, deine ſei meine Zukunft, und meine dein, auf ewig! Ich liebe Dich!

Nein! Nein! erwiederte ſie heftig, und ihr ganzes Weſen gerieth wieder in Bewegung, ſie zitterte. Das wäre wider die Abrede meines Schickſals. Mit dieſem werde ich nie fertig, ich hatte nur irrig geglaubt, es habe mit mir abgerechnet! Weißt Du, Freund, ich muß Dich laſſen, und Du, wenn Du auf die Stimme Deines Glücks hören willſt, mußt mich jetzt verſtoßen! Denn das iſt einmal die Art meines Geſchicks, daß ich immer in demſelben Augenblick, wo das heimathliche Ziel mir entgegenwinkt, wieder aufgeſchreckt werde durch grauſame Conſequenzen meiner Vergangenheit! Ich bin eigenſinnig in meinem Geiſt, ich will nun auch nicht mehr das Gnadenbrot eſſen von meinem Schickſal! Laß mich gewähren, ich muß hinaus! Denke an mich wie an ein zerplatztes Meteor,

das an Deinem Himmel ein Stern hätte werden können! Jetzt aber folge mir nicht, ich beſchwöre Dich bei dem Werth, den mein Gedächtniß einſt noch nach Jahren für Dich haben dürfte, Conſtantin!

Sie entzog ihm ihre Hand, und ſtürzte zur Thür hinaus mit der Schnelligkeit eines Geiſtes. Wir ſtanden uns einen Moment ſtumm gegenüber, Conſtantin umarmte mich und ſagte in ſeinem entſchieden ruhigen Ton: Diesmal ſoll ſie dennoch gerettet werden, ihr ſelbſt zum Trotz! Ihr Glück muß jetzt für immer einen Sturm unternehmen gegen ihr Unglück!

Ihre Geſtalt ſtand mir dunkelherrlich vor der Seele, ſchöner geworden, als damals, durch die Ruhe und die geiſtige Erhebung ihrer letzten friedlichen Zeit, durch den reinlichen Zauber des weiblichen Stilllebens, der ihr wieder angehaucht hatte, was damals vielleicht die Rauhigkeit der Tage an leiſer Schönheit verwiſchte. Ich wußte dem Freunde nichts zu ſagen, als daß auch ich ſeine Geliebte liebe, und für ihren Frieden und Sieg bete! Conſtantin drückte mir die Hand, und ſagte, es müſſe auch gehandelt

werden. Ungeachtet ihres Verbots, beſchloß er, Antonien's Schritten zu folgen.

Nach einiger Zeit kam er zurück, mit verſtörter Miene, und meldete, ſie ſei im ganzen Hauſe nicht zu finden. Man wollte ſie geſehen haben, wie ſie, nach abgeworfenem Brautſchmuck, in einen Mantel gehüllt, über die Straße eilte. Ihre alte Tante, bei der ſie hier wohnte, eine Matrone von ſeltener Herzensgüte im Geſicht, lag halbohnmächtig danieder, und jammerte über ihr geliebtes Kind. Die Übrigen konnten in der Eil nur mit einem ſehr precär erfundenen Zuſammenhang des Geſchehenen beſchwichtigt werden. Conſtantin, ich und der Maler begaben uns nach verſchiedenen Richtungen durch die Stadt, um die Spuren der Vermißten, die immer flüchtig zu werden beſtimmt war, entweder vor ihrem Glück oder vor ihrer Liebe oder aus Sehnſucht nach Tod, wieder anzutreffen. —

8.

Gegen Abend fanden wir Dreie uns an den Ufern der Elbe wieder, als eben das Dampfboot

nach Havre abgehen wollte. Ich und der Maler hatten uns zufällig hieher begeben, rathlos und in Ermangelung aller Kunde und Auskunft. Constantin aber stand am Bord des Schiffes und musterte mit seinen scharfen Augen die Ab- und Zugehenden. Die schwarze Dampfsäule spie in immer stärkern Zügen die Rauchwolke von sich, die Räder der Maschine stöhnten und rasselten in ihrem abgemessenen Takt, die Reisenden vertheilten sich über das Verdeck und in den Kajüten, und die Glocke wurde geläutet, um den Augenblick der Abfahrt nach Frankreich zu verkündigen. Die Nachforschungen, welche den Freund bis auf diesen Punkt geleitet, schienen ihn irre geführt zu haben.

Da nahte sich noch eine verspätete Gestalt, und betrat schüchtern das Brett, um an Bord zu gelangen. Eine alte Dienerin trug weniges Gepäck hinter ihr her. Wir betrachteten aufmerksam die Reisende, Constantin, der das schon in Bewegung begriffene Schiff jetzt verlassen mußte, trat ihr entgegen. Sie schritt sehr unsicher über die schwankende Diele, sie taumelte und wäre ausgeglitten, wenn sie nicht Constantin

in seinen Armen aufgefangen hätte. Sie schrie laut auf, und er trug sie, die Widerstrebende fest an sich drückend, an das Ufer zurück. Sie fährt nicht nach Frankreich! rief er mit lauter jubelnder Stimme. In diesem Augenblicke löste sich das Schiff gänzlich los, und schnitt mit raschen Sätzen in den aufschäumenden Strom. Die Abgehenden und Zurückbleibenden am Ufer begrüßten sich noch einmal mit einem fröhlich schallenden Halloh.

Constantin hielt die Freundin in seinen starken Armen, und ohne sie von sich zu lassen, als fürchte er, daß sie ihm noch einmal sich entziehen könne, trug er sie noch eine Strecke mit sich fort. Sie verbarg ihr Haupt an seinem Busen, und sagte dann, ihr sei nun besser, er möge sie lassen. Wir befanden uns auf den Wall, dessen schöne Baumreihen sich am Elbgestade hinziehen. Er setzte sie auf eine Bank nieder, und wir umstanden schweigend die Trauernde, die nach Worten suchte, um sich auszusprechen.

Was wolltest Du mir thun, Antonie? fragte sie Constantin wehmüthig. Kanntest Du mich

ſo ſchlecht, um mich nicht fähig zu glauben, Dich recht zu beurtheilen? Du biſt mein mit allen Deinen Schickſalen, und nicht mehr darfſt Du fliehen in die Irre des Lebens hinaus, denn glaube mir, nicht der Tod, noch ein verzehrendes Umherſchweifen in der Welt ſind Dir jetzt als Schlußpunkt geſetzt, ſondern meine Mannesliebe, die ein ſtählerner Harniſch iſt! Diesmal ſollſt Du ſiegen!

Nein, ſo iſt es nicht mein Freund! rief ſie, aufſpringend, und in der gewaltſamen Erregung zuckten alle ihre Glieder. Ich bin nur da, um jedesmal beſiegt zu werden. Wie ſollte ich mit Dir ſiegen, da Du mich verachten mußt? Meine Vergangenheit iſt beſchimpft, viel weniger durch Schuld als durch Unglück, aber auch das Unglück iſt eine Schuld, und ſo wird ſie ihre dunklen Schatten hineinwerfen in unſre Zukunft! Wer kennt mein Leben, wie ich es kenne? Stolz und Scham halten mich ab, es zu rechtfertigen. Dieſe theuer gewordenen Freunde wiſſen die Fragmente meines Schickſals, wie ſie ihnen wunderbar begegnet ſind mitten auf dem Markt und der Straße des Lebens, aber ihr wißt alle

nicht, wie ich dieſe herben Fragmente jetzt geſammelt und verbunden halte in der Einheit meiner Seele. Und ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ich muß meine Größe darin finden, zu ſchweigen. Für euch bin ich einmal eine zerſtückelte und zerfahrene Erſcheinung, und Dir, Geliebter, darf ich meine belaſtete Exiſtenz nicht zu eigen geben. Ich ſehe es deutlich ein. —

Conſtantin war ihr zu Füßen geſunken, umfaßte ihre Knie, und ſah lange mit bittenden Augen zu ihr empor. So hatten wir ihn nie geſehn. Die ganze feſtgewebene Rinde ſeines Weſens, die ſonſt unzerbrechlich über ihm zuſammenhielt, ſchmolz vor dieſer gewaltigen Erſchütterung dahin, die ihn jetzt wie verwandelte. Seit vielen Jahren die erſte Thräne war es, die wieder über ſeine Wangen rann. Das Geſicht, dem man es immer angeſehn, daß es ſich ruhig und gleichgültig geſtürmt hatte an allen Leidenſchaften und Lebenszweifeln, deſſen Züge dem erſchreckenden Frieden eines Schlachtfeldes glichen, auf dem hier und da noch ein ſterbender Fechter zuckt, dies Geſicht gewann unter den Schmerzen dieſer Stunde wieder die

Form der Kindlichkeit, der frommen Hingebung, wie ſie ſonſt wohl der Ausdruck des Jünglings geweſen. Es war, als ginge in dieſem Augenblick ein neuer Glanz über ſeinem Haupte auf, als wiche aus ſeinem Herzen jedes ſtarre Verhältniß zum Leben, jede kalte ſtirnbietende Skepſis. Er ſchien mir wieder jugendlicher und ſchöner, indem ſich ihm die leiſe Thräne entwand, und dieſe Umſchmelzung ſeiner Natur, in dem raſchen Moment vor ſich gehend, gab ein merkwürdiges Zeugniß, wie bedeutſam das Verhältniß zu dieſem Weibe ihm und ſeinem Weſen war. Jetzt ſah man, wie nothwendig ſich dieſe Beiden einander angehörten, und daß ſie ſich zu eigen bleiben mußten, was auch dazwiſchen käme. Ich fühlte erſt in dieſem Augenblicke die Wahrheit, daß ihm nur in der Verbindung mit ihr eine neue, mildere Lebensepoche voll wahrhafter Ruhe zurückkehren könne. Vielleicht war es ihm ſelbſt noch nie ſo gewiß und bewußt, als jetzt.

Sie hob ihn zu ſich empor und legte ihm ihre Hand auf die Schulter, ihn ſtill betrachtend.

Ich dich verachten, Antonie? ſagte er endlich

mit anklagender Stimme. Mit welcher Sophiſtik des Unglücks täuſcheſt Du Deine edle Seele hin! Blicke hell auf und um Dich, und erkenne Deinen Freund, dem Du eine heilige Geſtalt biſt, mit allen Schatten des Geſchicks, in die Du Dich auch einhüllen magſt! Dich kann nichts verdunkeln bei mir, als der Eigenwille Deines Herzens, wenn es ſich mir entzieht. Sonſt iſt Alles licht und klar an Dir, und was Du gelebt und geduldet haſt, macht Dich mir theuer. Ich ſtürze die Sphinx Deiner Vergangenheit um, und umarme das freudig gelöſte Räthſel, welches Dein glückliches Selbſt bedeutet! Erſt jetzt liebe ich Dich unendlich und am höchſten, da ich die Pilgerin und Märtyrerin der Lebensformen in Dir kenne, wo ich früher nur den einfachen weiblichen Tiefſinn Deiner Natur zu ſehen geglaubt. Du ruhſt auf Erfahrungen und Weltbildern, auf zerriſſenen Bruchſtücken einer keckgeſtaltenden Lebenskraft, und haſt mehr Gewinn in Dir davon getragen, als ich, der ich gleich Dir auf lauter Trümmern ſtehe eines vielverſuchten Daſeins. Du haſt aus ſchmerzlichen Zerſtückelungen die Weisheit gerettet und die

Schönheit erhalten; wie herrlich in Deinem gedankenvoll bewegten Gemüth tratest Du mir entgegen, als ich das erste Mal Dich sah! Aber mir, was ist aus allen wirren und widersprechenden Kreuzzügen meines Lebens mir Schönes und Gutes geblieben, als — Du! Du, die eine Gestalt, in der ich meine glücklichen Resultate umarmen könnte, willst Du mir nicht bleiben? —

Sie sah wunderbar aus, aus ihren Augen schimmerte wieder die liebestrahlende Seele, eine freudige Bewegung schien von neuem ihr innerstes Leben zu ergreifen. Sie nahm ihn bei der Hand, und zog ihn langsam mit sich fort. Wir gingen schweigend eine Strecke, die stille Nacht unterbrach nur der rauschende Fluß zu unsrer Linken, über dem der milde Mond emporstieg. Da hielt sie plötzlich inne, stand vor ihm mit ihren leuchtenden Blicken, und warf sich dann aus ganzer Seele an seine Brust. Sie küßten sich mit aller Gewalt ihrer Herzen. In diesem Kuß vereinigte sich ihr Leben zu einer ewigen Flamme. —

Wir geleiteten ſie nach Hauſe, von frommer Andacht erfüllt. — —

9.

Wir Dreie verbrachten die Nacht auf Conſtantin's Zimmer, meiſt in Geſprächen und nur wenig ruhend. Er war glücklich, und harrte mit Ungeduld dem Morgen entgegen, wo er Antonien wiederſehen würde. Der Tag brach an, und eine Dienerin überbrachte ein Blatt von Antoniens Hand. Sie mußte es während der Nacht geſchrieben haben.

Antonie an die Freunde.

Ich fühle es wohl, daß ich Bekenntniſſe ſchuldig bin, aber ich weiß keine Art, ſie zu geben. Wie oft lebte ich mit Unruhe und Vorwurf, daß die Geſchichte einer Vergangenheit hinter mir lag, die Dir verſchwiegen blieb, Conſtantin! Aber es ſchauderte mich, aus Deinen Armen, während Du die Gegenwart des Lebens predigteſt, mich wieder wegzuflüchten in das ängſtigende Schattenreich vergangener Bilder. Dein Haß gegen

Erinnerungen und Bekenntniſſe kam meinem Schweigen zu Hülfe, und Deine ſonnige Kraft, das ganze Daſein zuſammenzudrängen im lebendigen Augenblick, ſtählte mich allmählig wieder für den unbefangenen Genuß meiner Exiſtenz. Ich ſuchte Dir ebenbürtig zu werden in Deiner Beherrſchung des Lebens, ich wollte Dir als eine Neue angehören, ein neuerſtandenes Lebensgebilde auf neuem Grunde. So wurde ich, und die Metamorphoſe hüllte mich freundlich ein. Ich überließ mich in frohen Träumen dieſer Poeſie der Veränderung, die mein ganzes Weſen mehr und mehr durchdrang, ich fühlte mich wieder ſtark dem Schickſal gegenüber, und wähnte keck, an Deiner Seite, Du klar Entſchiedener, ſei ich frei von dem Dämon meiner Erinnerungen. Ich war es, und wir theilten uns nichts mit, als was den Raum meines ächten Lebens, unſer Verhältniß, umſchloß. Wir verlangten gegenſeitig keine Geſtändniſſe, wir genoſſen nur uns ſelbſt, wie wir da waren, Auge in Auge. Es war herrlich, und genügte. Was ſoll ich Dir nun noch ſagen? Mit Dir bin ich fertig. Denn ich liebe Dich!

Den beiden andern Freunden bin ich noch mehrere Aufschlüsse schuldig. Wie seltsam mag ich an ihnen vorübergegangen sein, ein zackiges, buntschillerndes Wolkenbild ohne Halt und Zusammenhang, es macht mich unendlich traurig! Das Weib darf keine Abenteuer erleben, auf der schmalen Linie der Einfachheit steht ihr Glück, wenn sie es findet. Wird sie hineingerissen in ein brausendes Element wechselnder Ereignisse, gaukelnder Romantik, so bleibt sie dessen nicht mehr mächtig, was mit ihr geschieht, und die stürmischen Tage überfluthen ihr taumelndes Haupt. Wie wehrte ich mich gegen alle die Bilder, die von hier und dort ihren wilden Reigen um mich zusammenschlangen, nachdem ich einmal aus dem Gleichgewicht des weiblichen Herzens getreten war, und das häusliche Geleise, die heimathliche und elterliche Einfriedigung, mit welchem innern Recht auch immer, übersprungen. Meine Situationen, in die ich gestürzt wurde, meinten es aber schlimmer mit mir, als ich war und sein konnte. Ich war ihnen überlegen aus Instinkt und Kraft der weiblichen Natur, und der Demoralisation der

Verhältniſſe ſtand meine Perſon, ſich auf ſich ſelbſt ſtützend, immer klar gegenüber. Ich blieb mir wenigſtens meines Unglücks bewußt.

Zuweilen blitzte es mir auch plötzlich wie eine Löſung entgegen. Schön war der Aufenthalt in Schleſien, den ich durch den unerwartet gefundenen Freund gewann, und feſte Normen, gerechtfertigte Situationen umgaben hier wieder mein Leben, richteten es ein. Ich wollte durch die Feſſelung an eine klar verſtandene Pflicht wieder ſiegen, nachdem ich durch eine unverſtandene Liebe beſiegt und zu Grunde gerichtet war. Ich mußte Frau werden, und ein braver, achtungswerther Mann in jener Gegend bot mir ſeine Hand. Dies hielt ich nun für die Sühne meines Schickſals, das Bündniß einzugehen, wo Treue, Mühe und Sorgfalt, ohne berauſchenden Herzenslohn, gefordert würde. Aber meine Berechnung, ſo entſchieden mich abzukaufen den Geiſtern der Irre, wurde allzuherbe getäuſcht. Jener Fremde, der an meinem Hochzeitstage ſtörend dazwiſchen trat, mit unglaublicher Verleumdung und Beſchimpfung, war mein Bruder, eine geſpenſterhafte und mir verhängniß-

volle Geſtalt. Er war mein böſer Dämon, und betrachtete mich als ſein Opfer. Nachdem ich ihn in Berlin ſeinem verdienten Schickſal überlaſſen, war er mir nachgezogen, um ſich an mir zu rächen. Er beſchimpfte mich gränzenlos, und wußte es gleißneriſch zu beweiſen, ſo daß mein Gefühl mich nicht mehr dort ließ, in jenem guten edlen Kreiſe. Er aber zwang mich an ſeine Gemeinſchaft, und nahm mich mit ſich fort. Ich war ſeinem fürchterlichen und niedrigen Weſen verbunden, ohne daß ich im Trotz meiner Schwermuth mir ſelbſt hätte helfen mögen. So irrte ich an der Seite des Schrecklichen auf troſtloſen Pfaden fort, und mein Genius weinte nur heimlich in mir. Ich war ſtill, rathlos, auch Michael ſprach nichts die erſte Nacht, die wir zuſammen durchwanderten, und ich fragte ihn nicht nach dem Ziel. Wir befanden uns auf der Straße nach Wien. Unterwegs geſellte er ſich zu einigen Wildſchützen, und trieb mit dieſen ſein Weſen. An einem entſetzlichen Tage, wo ich zum erſtenmal mit tiefem Ernſt an den Tod dachte, verlor er ſeine Augen bei einem Handgemenge mit den Jägern, die ihn im Walde

ertappten. In Folge eines Schuſſes erblindete er für immer, und beſchloß nun, als Zitherſpieler die Welt zu durchziehn. Wir kauften ein Inſtrument, und ich ging mit ihm nach Wien, denn mit ihm zu leiden und zu büßen betrachtete ich nun für meine Beſtimmung, der ich nicht ausweichen konnte. Er gab mich für ſeine Frau aus, ich ließ ihn in Allem gewähren. Aber es kamen Tage in meinem Gemüth, wo ich die Schauder ſolchen Lebens nicht mehr ertragen konnte, und eine unheilvolle Verfinſterung überſchattete und ſchwärzte meine Seele. Ich rang nach Tod und Ende, ich war ſchwach, und will ſchweigen und im Angedenken dieſer Zeit mich einen Augenblick verhüllen, ehe ich fortfahre. —

— Doch es ſei! ich kann das Andre ja nun leicht erzählen, es wurde Alles unerwartet gut. Michael's Nähe empfand ich immer mehr als einen Fluch, als einen unverdienten, und ich verſuchte mehrmals ihn zu verlaſſen. Die Erinnerung an die Eiſenbahn bei Linz, o theurer Freund! mit dem ich dort wanderte, wird mir unauslöſchlich ſein. Meinen Bruder ſah ich hier zum letztenmal, ich ſelbſt erreichte todesmatt

den nächsten Flecken, und fand unverhofft eine Reisegelegenheit nach München, der ich mich anschloß. Hier brachte mir ein Zeitungsblatt plötzlich den Wendepunkt meiner Irrsale. Ich las in der Allgemeinen Zeitung eine Aufforderung, die, bei verschwiegenem Namen, doch nur allein auf mich sich zog. Meine Eltern in Hamburg waren gestorben, ihre Verlassenschaft sollte mir zufallen, und meine gute edelmüthige Tante, die mir immer die liebste aller Anverwandten gewesen war, forderte mich dringend und mit herzlichen Andeutungen zur Rückkehr oder zu Nachrichten auf. Indem ich mich freute, daß man in der Welt noch etwas von mir wußte und wollte, begann schon der große Riß des Lebens in meinem Herzen etwas zu heilen, und ich schaute wieder ermuthigt vorwärts. Diese unermüdliche Schnellkraft meines Herzens erhob mich immer von neuem. In demselben Augenblick trat in das Gastzimmer, wo ich saß, der Abbé, der in Linz mit uns gewesen war. Er erkannte mich wieder, und ich wurde abermals traurig, denn ich wagte ihn nicht nach Michael's Schicksal zu fragen. Dieser aber

war gut aufgehoben, wie der Abbé ſogleich zu erzählen begann: Der Abbé hatte ihn zu einer frommen Geſinnung bekehrt und in einem böhmiſchen Kloſter untergebracht, wo er, wie ich vermuthe, ſeitdem katholiſch geworden und den Dienſt eines Laienbruders verſieht. —

Ich reiſte in jeder Hinſicht beruhigt von München ab, und mein einlenkendes Schickſal brachte mich froh und hoffnungsvoll nach Hamburg, in die Arme der trefflichen Frau, die mir treulich wohlwollte. Nun wurde es milde und hell um mich her und in mir ſelbſt. —

Das ſind meine verſchlungenen und entwirrten Lebenslinien! Euch, die ihr mir freundlich die Hand drücktet hier und dort auf meinen Wegen, meinen ewigen Dank! Ich bin fröhlich, was auch noch mit mir geſchehen mag, denn ich habe mich zurecht gefunden. Mein unruhig ſchweifender Trieb in die Ferne und in die Weite hat für immer Frieden errungen in der Nähe und in der Liebe der Freunde. Dank! Dank! — —

10.

Derſelbe Abend brachte die Hochzeitsfeier Conſtantin's und Antonien's, die in ſchöner Stille und vor wenigen Zeugen begangen wurde.

Antonie entfernte ſich nach der Trauung einen Augenblick, und als wir ſie endlich aufſuchten, ſahen wir ihr weißes Gewand durch den Garten ſchimmern. Sie lag knieend an einem Blumenhügel und war in ſtilles Gebet verſunken, während der Abendpurpur ſie vom Himmel her umglühte und auf ihr bewegtes Haupt ſeine Roſen ſtreute. Als wir kamen, ſtand ſie auf und reichte uns lächelnd ihre Hände hin. Dann, an Conſtantins Buſen ſinkend, ſagte ſie: ich habe zur Zukunft gebetet.

Die ſpäte Nacht traf uns noch im Garten, wo wir in ſeligen Zwiegeſprächen wandelten. Es war das Muſter eines Hochzeitstages. Kein fremdes Geräuſch ſtörte, und Ideen der Verſöhnung nach allen Richtungen des Lebens durchdrangen uns. —

Der Bibeldieb.

Herr von Waldenſee enthob ſich heute in wahrer Verzweiflung den Morgenträumen, denn drüben im Dorfe ſchlug es bereits acht Uhr, und er hatte wenigſtens eine halbe Stunde früher den Brautleuten und Hochzeitsgäſten, die er an dem heutigen Tage auf ſeinem Landſitz erwartete, zur Bewillkommnung entgegenreiten wollen. Es war der Hochzeitstag ſeines jungen Neffen, der ſich heut mit der liebenswürdigen Pflegetochter des ältern Bruders des Herrn von Waldenſee zu vermählen im Begriff ſtand. Herr von Waldenſee aber hatte es ſich nicht nehmen laſſen mögen, daß das ſchöne Feſt dieſer Verbindung auf ſeinem heiter gelegenen Landgute, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt war, gefeiert werde, und man ſah ihn

ſchon geraume Zeit zuvor mit den emſigſten Zubereitungen beſchäftigt, um ſich bei dieſer Gelegenheit als würdigen Feſtgeber zu zeigen.

Sein zu ſpätes Aufſtehen erregte ihm ſo vielen Unmuth, als ihm ſein behagliches Naturell nur immer geſtattete, und er ſchalt den Kammerdiener, der ihn zu wecken vergeſſen, während er ſich dabei mit Wohlgefallen den feinen blauen Frack mit den goldenen Knöpfen anthun ließ, in dem er als Brautführer der ſchönen Wilhelmine prangen wollte.

Aber ſo war ich lebe, da ſind ſie ſchon! fuhr er, in neuer Verzweiflung ans Fenſter eilend, fort. Die Kutſchen fahren vor, Herren und Damen ſteigen aus, ich höre ſchon meinen Bruder, den langen ſteifen Major, mit ſeinen Sporen die Treppe heraufklirren, der junge Richard ſchwatzt ſchon im Vorzimmer, und die Braut ſtirbt vor Verlangen, daß ich ihr endlich die ſchönen Hände küſſe. Menſch, und ich habe immer noch die vermaledeite Schlafmütze auf dem Kopfe! Freund, Kammerdiener, Eſel, du haſt mir ja den Frack angezogen, und noch nicht einmal die Nachtmütze abgenommen!

Es klopfte jetzt ſtark und zu wiederholten Malen an die Thür. „Herein!“ rief Herr von Waldenſee zögernd, als ſein Bruder, der Major, bereits entgegengetreten war, und ihn mit einem militairiſch ſtrengen: „Was iſt das, Herr Bruder?“ begrüßte.

Das iſt die Schlafmütze, Herr Bruder! entgegnete Waldenſee, und ſuchte die Vorwürfe, die er faſt immer aus dem ernſten Munde des Majors zu hören gewohnt war, diesmal in einer recht feurigen Umarmung zu erſticken. Das iſt ein böſes Omen am Morgen einer Hochzeit! verſetzte der Andere verdrießlich. Bruder, könnteſt du dir doch endlich einmal ein wenig militairiſche Promptitude zu eigen machen.

Noch auf meine alten Tage ſoll ich das, Herr Bruder? lächelte der Andere. Nein, mein guter geſtrenger Major, da nehme ich mich lieber heute ganz harmlos zuſammen, und figurire aus alter Luſtigkeit ſelbſt mit der Schlafmütze als Ceremonienmeiſter! Und wo ſind denn nun die jungen Leute, wo iſt die Braut, der Bräutigam, die Hochzeitsgäſte?

Er eilte, ſo wie er war, fort, um die

Angekommenen in dem Geſellſchaftsſaal, wo ſie ſich bereits verſammelt hatten, aufzuſuchen, während ihm der Major kopfſchüttelnd dahin folgte.

Allerſeits Hochzuverehrende, meinerſeits herzlich Begrüßte! begann Herr von Waldenſee, indem er in den von feſtlich geſchmückten Herrn und Damen erfüllten Saal trat, und unter tiefen Verbeugungen die Schlafmütze abzog und mit zierlicher Reverenz ſchwenkte. Verzeihung, holde Braut, daß ich noch nicht ganz im Koſtüm auftrete! Aber ich wollte mich ihnen zeigen, wie ich bin! Wer nicht im Nothfalle ſelbſt mit der Schlafmütze in die Schranken zu treten wagt, der verdient ſelbſt eine zu heißen!

Vortrefflich, Herr Oheim, vortrefflich! Ihr ſeid und bleibt doch ein aufgeweckter Mann! rief ſein Neffe, ein hochgewachſener, blühender Jüngling, indem er grüßend zu dem Alten herantrat.

Ein zu ſpät aufgeweckter Mann heut, wollteſt du ſagen! entgegnete dieſer, und umarmte ihn. Ja, das haſt du ſagen wollen, Spottvogel, Herzensjunge, ich kenne dich von Alters her, du haſt gute Einfälle. Aber du biſt heut Bräutigam,

und darum ſollſt du ſelbſt deinen leiblichen Onkel zum Narren haben dürfen! Nur zu!

Dies Recht darf ſich ein Bräutigam wohl am allerwenigſten nehmen! entgegnete Richard lachend. Wenn es auf einer Hochzeit Narren giebt, iſt der Bräutigam ſicherlich immer der größte darunter. Entweder iſt er närriſch verliebt in ſeine Allerſchönſte, und dann hat er den Narren in ſeinem zärtlichen Herzen ſchon mit auf die Welt gebracht; oder er iſt nicht närriſch verliebt, und dann iſt er wieder ein Narr, daß er in dieſem Falle Hochzeit macht; oder er iſt auch nicht einmal geliebt, und alsdann iſt er der buntſcheckigſte Narr, den es nur geben kann, dann, dann hat ſeine Allerſchönſte ſelbſt ihn zum Narren. Summa Summarum, ein Bräutigam ſollte ſich immer mit einer Narrenkappe vorſehen, wenn er ſeine liebe Närrin zum Altar führt.

Einige Schritte von dem jungen Mann entfernt ſtand die Braut, ein ſchönes, ernſtes Mädchen, mit dunkeln ſchwarzen Augen und ſchwarzen Locken, aber auffallend blaſſen Wangen. Sie fuhr bei den Worten Richards mit

der Hand zuckend nach dem Busen gerade an die Stelle des Herzens, als empfände sie dort einen geheimen Schmerz davon, und in ihrem Auge zerdrückte sich eine verstohlene Thräne, die ihr schnell, ehe sie die Verrätherin bergen konnte, über das Gesicht herunterfloß, und auf dem weißen Brautkleide einen feuchten Fleck sichtlich hinterließ.

Niemanden schien es aufzufallen, daß über Wilhelminens Stirn in den heitern bräutlichen Myrtenkranz ein befremdendes Cypressenblatt sich miteingeflochten hatte. Der Bräutigam setzte nach gewohnter Weise seine übermüthigen Scherze mit dem lustigen Onkel fort, die Gesellschaft begann allmälig gesprächig zu werden, die Chokolade wurde präsentirt, man schwatzte, lachte und unterhielt sich, aber die Braut stand still und einsam unter der geräuschvollen Freude da.

Herr von Waldensee hatte sich inzwischen auf kurze Zeit aus dem Saale entfernt, und unterdeß die noch fehlenden Zierden seiner Toilette meisterlich zu vervollständigen gewußt. Er trat jetzt erst mit der ganzen ihm eigenen Behaglichkeit zur Gesellschaft zurück, und Jeder

mußte es ihm laſſen, daß er die ſchwere Rolle eines munter geſchäftigen und nach allen Seiten hin redſeligen Wirths trefflich und zur allgemeinen Erheiterung ſeiner Gäſte durchzuführen verſtand. Seine natürliche Leibesſchwere machte ihn in der Beweglichkeit, deren er ſich zu befleißigen ſuchte, nur um ſo ergötzlicher. Kinder! rief er laut, indem er ſich auf einem Abſatz im Kreiſe herumdrehte — mir ſpringt mein altes Hageſtolzenherz ſo vor Freude, als ſollte ich ſelber heut Hochzeit machen. Aber ein großmüthiger Jüngling, wie ich bin, begnügt ſich ſtets damit, nur für Andere Hymenäen zu ſingen. Wäre ich auch noch ein Mann für Hymen, ſo fände ich doch vielleicht keine Frau mehr für Hymen. Heiſa, luſtig! Heut iſt ein ſchöner Tag! Heut iſt Hochzeit! Ich habe ſchon nach unſern alten Pfarrer heruntergeſchickt, der die jungen Leute, wie ſie es ſelbſt gewünſcht haben, heut trauen ſoll! Er hat ſie getauft, er ſoll ſie nun auch trauen! Aber wenn uns Sr. Wohlehrwürden diesmal nur keinen Streich ſpielen! Der gute Mann iſt geſtern Abend plötzlich krank geworden, und ich erwarte mit

Ungeduld den Boten zurück, den ich auf Erkundigung nach ihm ausgeschickt habe. Doch fort mit allen Sorgen vor der Zeit! Lustig, Kinder, lustig! Umarmt euch, küßt euch! Umarmt mich, küßt mich! Schöne Braut, warum lachen Sie nicht auch einmal? —

Du fällst ja heut ganz aus deinem Charakter, Herr Bruder! bemerkte der sich immer gleich bleibende Major, indem er den Andern zu einem Zwiegespräch in eine Fenstervertiefung am Ende des Saals mit sich fortführte. — Ich hätte gern jetzt endlich einmal ein vernünftiges Wort über das zukünftige Schicksal unseres jungen Brautpaars mit dir gesprochen, da wir über diesen Gegenstand noch zu wenig unsere Ansichten ausgetauscht haben. Aber erst warst du zu träge, um uns deinem Versprechen gemäß entgegenzureiten, obwohl ich gerade darauf gehofft, um, wenn wir dann zusammen vorausgeritten wären, dir im Vertrauen einige besondere Gedanken zu eröffnen; und jetzt bist du wieder zu beweglich und fast geckenhaft, als daß man deiner zu einer ernsten Unterredung habhaft werden könnte! O Herr Bruder! fühlst

du nicht ſelbſt, wie ſehr dir alle Charakter-Conſequenz, alle militairiſche Promptitude, die dem Manne ſo Noth thut, gänzlich mangelt?

Dachte ich's doch, Herr Bruder, daß du auch heut auf dein altes Lieblingsthema zurückkommen würdeſt! erwiederte ihm Herr von Waldenſee, ohne ſich aus ſeiner muntern Laune im Geringſten herausbringen zu laſſen. Dies iſt nun ſchon ſeit vierzig Jahren das beſtändige und faſt einzige Thema unſerer Unterhaltung, ſo oft du aus der Stadt auf das Land zu mir herüberzukommen beliebſt. Du biſt der ältere Bruder, und es iſt etwas Bedeutendes aus dir geworden. Du biſt Major, du biſt ſogar Adjutant des Fürſten. Da ärgerſt du dich immer noch, daß du aus mir, an dem du ſo viel gearbeitet haſt, nicht mehr haſt machen können, als aus mir geworden iſt. Herr Bruder, laß dir doch endlich die Sorgen vergehen! Ich bin nun einmal mein Lebelang ein träges Haupt geweſen, und bin auch eigentlich viel zu träge dazu, um mich gegen deine immerwährenden Vorwürfe wegen meiner Trägheit zu vertheidigen. Ich bin nun einmal ſchlechtweg nichts als

Gutsbeſitzer, Herr Bruder! Ich beſchäftige mich lediglich mit Beſitzen. **Beati possidentes!** Was kann man auf Erden ſchöneres thun als beſitzen? Nur Eines bedaure ich, was noch außerdem aus mir hätte werden können, und was doch nicht aus mir geworden iſt!

Und das wäre, Herr Bruder? fragte der Major, indem ſich ſeine ſtrengen Geſichtszüge zu einem etwas ſpöttiſchen Lächeln zwangen.

Ein Schriftſteller iſt eigentlich an mir der Welt verloren gegangen! ſagte der Gutsbeſitzer mit komiſcher Würde im Ausdruck. Wenigſtens hatte ich mir immer vorgenommen, einmal ein Syſtem der Faullenzerei zu ſchreiben, das ich ordentlich wiſſenſchaftlich und paragraphenmäßig, in Form eines Handbuches, gewiſſermaßen als ein humoriſtiſches Recht des Beſitzes bearbeiten wollte, aber ich bin eben auch immer wieder zu faul geweſen, um über die Faullenzerei ſchreiben zu können. Was die Welt an meinem Talent eingebüßt hat, hoffe ich indeſſen noch einmal an meinen Neffen Richard verwirklicht zu ſehen. Der Junge zeigt großen Beruf zum Schriftſteller, man kann es nicht läugnen.

Schon als Student arbeitete er an den beliebtesten Zeitschriften mit, und führte seine witzige Recensentenfeder, wie heut mein Koch unten den hochzeitlichen Bratspieß; ich meine, er ließ die Bücher, die er kritisirte, alle braten an dem lustigen Feuer seines Humors, daß es ein Gaudium war. Der Richard schlachtet ganz nach mir, habe ich oft zu mir selbst gesagt, und weil ich den Jungen so liebe, steht es auch bei mir fest beschlossen, ihm einmal mein ganzes Vermögen zu vermachen.

Jetzt kommst du endlich auf den Punkt, Herr Bruder, auf den ich dich eigentlich haben wollte! fiel ihm der Major ins Wort. Du weißt, der junge Mann ist noch Referendarius, und es hat vielleicht noch Zeit, ehe er, ungeachtet meiner einflußreichen Fürsprache bei unserm Fürsten, zu einem einträglichen Posten gelangt. Wir haben nun beschlossen, die beiden Leute zusammenzugeben, weil sie sich durch langen Umgang von Kindheit auf so aneinander gewöhnt haben, daß es das Beste schien, ein Ehepaar aus ihnen zu machen. Ich kann jedoch meine liebe Pflegetochter Wilhelmine für jetzt

nur mit einer ſpärlichen Mitgift bedenken. Du weißt, Herr Bruder, ich lebe bei Hofe, ich bin genöthigt manchen Aufwand zu machen, zu dem du als bloßer Gutsbeſitzer kaum je Veranlaſſung haſt. —

In dieſem Augenblick wurden die beiden Brüder in ihrer Unterredung unterbrochen. Ein Diener trat zu ihnen heran und überbrachte dem Herrn von Waldenſee eine Nachricht, welche dieſen plötzlich in äußerſte Bewegung zu verſetzen ſchien.

Iſt es möglich, daß ein ſolches Unglück ſich gerade heut ereignen muß! rief er aus, indem er ſich mit Beſtürzung zur Geſellſchaft wandte. Denken ſie ſich, ſo eben erhalte ich die Botſchaft, daß unſer alter Pfarrer drüben geſtorben iſt! Der Schlag hat ihn gerührt. Friede ſei mit ſeiner Aſche! Aber was ſoll nun aus uns, was ſoll aus unſerm Brautpaar in der Geſchwindigkeit werden? Die Stunde zur Trauung iſt da, die Kirchglocken läuten ſchon, alle Feierlichkeiten ſind vorbereitet, und nun muß — Gott verzeih mir die Sünde! — ich möchte mir

meine beiden kleinen Finger abbeißen, wenn heut aus der Hochzeit nichts werden ſollte!

Wilhelmine hatte ſich ihm, während er zu ſprechen begann, mit geſpannter Miene genähert. Die eben vernommene Todeskunde ſchien einen wunderbaren Eindruck auf das blaſſe Mädchen zu machen. Ihr Buſen hob ſich in heftigen Bewegungen auf und nieder, und den ſchönen geiſtreichen Augen entſtürzte bald ein Strom von Thränen, die ſie jetzt nicht mehr zurückzuhalten ſich bemühte. Ihr eigenes Leid, das ihr geheim in der Seele ruhte, ſchien jenen Anlaß außen begierig aufzunehmen, um allen verborgenen Schmerzen auf einmal freien Lauf laſſen zu können, und ſo mochten dieſen Thränen, welche dem Andenken ihrers Pfarrers, ihres ehemaligen Lehrers, floßen, mehr noch einem heimlichen Gefühl des eigenen Herzens gelten.

Am heutigen Tage Thränen, Minna? fragte Richard, indem er ſeinen Arm um die liebenswürdige Geſtalt ſchlang, und die Bewegte durch tändelnde Liebkoſungen zu tröſten ſuchte. Ich muß geſtehen, fuhr er in ſeinem muntern Tone fort, der immer zugleich etwas Übermüthiges

an ſich hatte, — ſo ſehr ich den guten Paſtor loci bedauere, ſo kommt mir die Sache doch in dieſem Augenblick mehr komiſch vor, und könnte faſt auf meine Lachluſt wirken, als daß ich in ſentimentale Thränen zerfließen ſollte!

Sie entwand ſich ſchnell ſeinem Arm und trat einige Schritte von ihm zurück.

Dieſe theure Hand, ſagte der junge Mann, indem er ihr lächelnd folgte und ſie bei der Hand faßte — dieſes theure beneidenswerthe Händchen iſt dennoch mein, und wenn alle Paſtoren dieſer Welt der Schlag rührte! Aber unſere Liebe, Minna, iſt nicht von dieſer Welt, und darum ſind wir ja in der unſichtbaren Kirche unſerer Gedanken längſt getraut, und haben in klingenden Küſſen die Copulationsgebühren dem Gott der Liebe entrichtet! Dein Herz war der Altar, dein Händedruck war der Küſter, der die Kerzen darauf angezündet, dein Wort „Ich liebe dich!“ war die Predigt, der Keiner andächtiger zugehört als ich; folglich ſind Prediger und Küſter eigentlich ſchon abgefunden, und es war nur eine Art von Pleonasmus, daß wir uns heut noch einmal trauen

laſſen wollten, um uns dieſer für den zierlicheren Stil des Lebens nothwendigen Redefigur doch auch zu bedienen. Nun iſt es freilich ein ſeltſames Unglück, mein Täubchen, daß heut plötzlich der Tod unſern Pleonasmus mit rother Tinte durchſtreichen mußte, wie ein mürriſcher Magiſter ein fehlerhaftes Exercitium. Aber wir wollen uns durch dieſen curioſen Querſtrich nicht bangen noch ſchrecken laſſen. Was meinen ſie, meine Freunde, wenn ich mich mit meiner Wilhelmine, gleichſam dem tückiſchen Zufall zum Trotz, dennoch von dem todten Pfarrer copuliren ließe? Sie ſtaunen Alle, ſie ſehen mich verwundert an, einige der holden Damen drohen mir mit dem Finger, und ſelbſt Onkel Waldenſee ſchüttelt diesmal ſeinen gutmüthigen Kopf! Nun, könnte es nicht die Form eines phantaſtiſchen Nachtſtücks werden, wie kaum ein Hoffmann, wenn er noch lebte, oder unter den neueſten Franzöſiſchen Teufelsſchriftſtellern, die ich ſo lieb habe, ein Balzac ſie glänzender erdacht haben würde? Hahaha! Wir gingen in die Kirche, ließen uns den alten todten Paſtor auf die Kanzel ſtellen, und der

große Bauchredner Alexander, der jetzt gerade in der Stadt ist und herüberkommen mußte, hielte uns aus dem ernsten Munde des Erblaßten heraus eine Trauungspredigt comme il faut; — doch ich höre auf, dies Bild weiter auszuführen, da mein Bräutchen hier mich schon längst deshalb zürnend ansieht. Aber eine Hochzeit, denk' ich, muß es auf jeden Fall heut geben, schon um Onkel Waldensee's willen, dessen gebratene Hasen und Rebhühner nicht vergebens nach uns geschmachtet haben dürfen! Ist daher nicht etwa einer der Herren Geistlichen aus der Umgegend sogleich bereit, das heilige Werk an uns zu vollziehen, so schlage ich allen Ernstes vor, verkehrte Welt zu spielen, die ja so eigentlich die einzig interessante Welt ist; das heißt, wir feiern heut in allem Jubel das Hochzeitsfest, zu dem wir einmal zusammen gekommen sind, wir verzehren des Onkels Braten und trinken seinen Wein, wir lachen, scherzen, und sind lustig, und wenn ich dann mit meiner Minna nach der Stadt zurückgekehrt bin, lassen wir uns dort zur Nachfeier vom Superintendenten trauen!

Während einige ſeiner umſtehenden Freunde geneigt ſchienen, die kühne und blitzende Phantaſie des jungen Mannes, die er ſelbſt wenigſtens in ſeinen Reden zum Beſten zu geben bezweckte, zu bewundern, hatte ihm dagegen Wilhelminen mit immer ſteigendem Unwillen zugehört.

Nachdem er geſchwiegen, richtete ſie ihr großes ausdruckvolles Auge mit einem unbeſchreiblich ſtechenden Blick gegen ihn. Man ſah ihr an, daß ſie jetzt den Augenblick gekommen fühlte, wo ſie ſich ausſprechen wollte und mußte, aber die eigene heftige Bewegung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, hinderte ſie noch daran.

Endlich trat ſie mit ſchwankendem Schritt in die Mitte der Verſammlung, und ſagte, zitternd vor Schmerz und Aufregung: Die heutige Feier, zu der wir uns Alle ſo feſtlich geſchmückt haben, ſoll und wird nimmer begangen werden! Gott beſtärke mich in dieſem Entſchluß, der mir im jetzigen Augenblick klar geworden, und den ich hiemit offen und feierlich bekenne! Ich werde, ich will nie die Seinige werden! Andere Anſichten, andere Meinungen, andere Grund-

gedanken des Lebens trennen uns hierhin und dorthin auf eine ewige Ferne! Er hat ſich heut, Ihr habt es Alle vernommen, ausgeſprochen in ſeiner gewohnten übermüthigen Art des trivialſten Scherzes, wie er von einem ehelichen Bündniß denkt! Ich habe immer andere ernſtere, auf Gott gebaute Anſichten von der Ehe gehabt, und erkenne einen Wink des Himmels darin, daß der plötzliche Tod meines geliebten Lehrers dieſe Verbindung, die er ſegnen ſollte, noch zur rechten Stunde aufgehalten hat!

In dieſem Augenblick klang es wie ein heller ſpringender Metallton auf dem Fußboden des Zimmers. Es war der goldene Verlobungsring, den ſie ſich, während ſie geſprochen, vom Finger abgeſtreift hatte.

Verzeih mir, Vater, ich kann nicht anders! Ich muß gegen deinen Willen handeln! rief ſie und ſtürzte ſich halb ohnmächtig in die Arme des Majors, der ſich vor Erſtaunen über die ganze Scene noch nicht zu ſammeln vermocht hatte.

Sie verbarg ihr weinendes Geſicht an den Buſen ihres väterlichen Beſchützers. Da drang

ebenfalls ein ſeltſamer klingender Ton in ihr Ohr, der einen ſolchen Eindruck auf ſie machte, daß ſie aufſchrak und ſich umblickte. Sie ſah einen zweiten Ring neben dem ihrigen auf dem Boden liegen. Es war der Richards. Der Jüngling hatte ihn mit leidenſchaftlicher Heftigkeit von ſich geſchleudert.

Meine Verachtung hat denſelben Klang wie die deinige! Klang und Klang ſind ſich begegnet, und einander nichts ſchuldig geblieben! rief er aus. Seine ſonſt ſo hellen munteren Geſichtszüge, die man ſelten anders als lächelnd zu ſehn gewohnt war, hatte plötzlich eine dunkelrothe Gluth überzogen, die ihm ein völlig verändertes fremdes Anſehn gab.

Ach! ſchrie Wilhelmine, und hielt beide Hände vor die Bruſt, wie von krankhaften zuckenden Schmerzen befallen. Dann eilte ſie, wie eine Fliehende, mit lauten durchdringenden Seufzern durch den Saal, ergriff die Thür, und war, nachdem ſie noch einmal einen Blick auf Richard zurückgeworfen, verſchwunden.

Unbeſchreiblich war die Verwirrung und Beſtürzung der übrigen Geſellſchaft. Man rannte

durcheinander, fragte, bedauerte, erſchöpfte ſich in Vermuthungen, bis ſich endlich Alle zur Thür drängten, um der entflohenen Braut nachzufolgen.

Das ſind wunderliche Leute! ſagte Herr von Waldenſee, der zuletzt den Saal verließ. Hätte ich das gewußt, wäre ich noch nicht einmal ſo früh heut aufgeſtanden! Die ſchöne Zeit dauert Einen. — —

Der Mittag war herangekommen, die Sonne brannte ungewöhnlich ſchwül auf die Sommerlandſchaft nieder. In der ganzen Umgegend des Landſitzes herrſchte eine tiefe Stille, und man vernahm keinen Laut von den Hochzeitsgäſten drinnen.

Von der Landſtraße her kam ein Mann im eilenden Lauf herangeſchritten, deſſen Äußeres einen auffallenden Anblick darbot. Eine große hagere Greiſengeſtalt, in einen zerlumpten, grauen Rock gekleidet, ohne Kopfbedeckung, das flatternde gebleichte Haar frei den Lüften zum Spiel überlaſſend, glich er in der ſcheuen Haſt

ſeiner Bewegungen, mit der er ſich näherte, einem unglücklichen Flüchtling, den ſein Schickſal irgendwie unſtät in's Weite getrieben.

Vor dem Landhauſe des Herrn von Waldenſee, das einſam und abgeſondert von dem übrigen entfernten Theil des Dörfchens lag, hielt er wie erſchöpft ſtill, als überlege er, ob er einen Ruhe- und Zufluchtsort hier ſuchen und finden dürfe. Seine Kräfte ſchienen ihm den Dienſt zu verſagen, er wankte, und lehnte ſich einen Augenblick an die Hausthür, um ſich von der Ermattung, die ihn ſichtlich befiel, zu erholen. Er ſeufzte ſchwer, und über ſein von tiefem Unglück durchfurchtes Antlitz ſchlich in plötzlicher Erblaſſung die Anwandelung einer Ohnmacht hin.

Von ſtarker Natur, ſchien er jedoch wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, und ſeines Zuſtandes mächtig zu werden. Habe ich nicht Urſach, mich zu freuen? ſagte er leiſe vor ſich hin. Ich bin meinem Kerker entronnen, mag es auch mit mir ſtehen, wie es will! Ich athme wieder frei, die göttliche Freiheit trägt mich wieder durch Feld und Thal, durch Stadt und Dorf, ich

kann mich berauſchen im Duft der Wälder, ich kann jauchzen mit den Vögeln in den Lüften! Nur eines trübt die Wonne, frei zu ſein, und quält mich flüchtigen Sohn des Unglücks unabweislich; — dies iſt der fürchterliche Hunger!

Er ſah ſich ſpähend nach allen Seiten um, und öffnete endlich zögernd die Hausthür. Niemand ließ ſich blicken noch hören, das ganze Haus ſtand wie verödet. Er ſchritt ſchüchtern weiter über den Flur, hoffend, daß ihm Jemand begegnen werde, den er um eine milde Gabe, um Erquickung in ſeiner Noth anſprechen könne.— So weit hat mich mein Schickſal niedergedrückt, daß ich zum Bettler geworden bin! ſtöhnte er mit zerknirſchtem Schmerz in ſich hinein. — Aber ich bin frei! —

Er wagte es endlich, an eine Thür zu klopfen, und da Keiner ihm antwortete, dieſelbe zu öffnen, trat er in ein kleines Vorzimmer, das durch eine Glasthür zu einem anſtoßenden Gemach führte, in welchem er eine junge Dame, mit Leſen beſchäftigt, erblickte. Überraſcht, wie es ſchien, blieb er ſtehen und zauderte noch, ſeine Anweſenheit zu verrathen. Das leſende

Mädchen hatte ihn indeß nicht wahrgenommen. Den ſchönen Kopf in den Arm geſtützt, war ſie in das Buch, das vor ihr lag, wunderbar vertieft, in ihren ernſten Geſichtszügen malte ſich eine wehmüthige Andacht. Es wogte ihr der jugendliche Buſen in ſchnellen, lebhaften Schlägen auf und nieder; ſie weinte, ſie faltete ihre Hände über das Buch zuſammen, und preßte, ſich niederbeugend, die Stirn ſchmerzlich darauf. Jetzt ſtand ſie auf und verließ durch eine gegenüberſtehende Thür das Zimmer.

Ihr hätte der Flüchtling gern alle ſeine Bedrängniſſe geſtanden und Hülfe und Theilnahme von ihr begehrt. Ihre Erſcheinung zog ihn zutrauensvoll an, er wollte ihr nachgehn, und trat, muthiger geworden, in das Zimmer, das ſie eben verlaſſen hatte. Das Buch, in dem ſie geleſen, lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche. Er blickte raſch hin. Es war die Bibel.

Ach! treffe ich dich hier, Freund in der Noth, Stern in der Nacht, Stimme der ewigen Hoffnung! rief der unglückliche Mann bewegt, und hob das heilige Buch empor, das prächtig in ſchwarzem Sammet eingebunden war. — Du

gemahnst mich, wie eine alte Liebe den Treulosen, der wild und wüst abgeirrt war in alle Labyrinthe des Lebens! Mich ergreift wieder einmal eine unbezwingliche Sehnsucht nach dir und dem Gott in dir! O sonst war es mein Beruf, aus dir das Heil zu verkündigen, aber dein Wort verklang in der glühenden Wüste meines leidenschaftlichen Herzens! Ja, mein Herz ist zur Wüste geworden! —

Er schlug zitternd einige Blätter um, sein Auge blieb betroffen auf einer Stelle haften. Er las mit gebrochener Stimme: „Da sprachen sie zu ihm: Was bist du denn? daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? — Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste!“ —

Ist es möglich? rief der Erschütterte aus. Will dein Wort mich wieder suchen? Will es in dem Augenblick, wo ich die Wüsten meines eigenen Herzens empfinde, an die Stimme des Predigers in der Wüste, welcher der Verkündiger des Heilands war, mich mahnen? Ja, des Herrn Predigt thut Wunder in der Wüste

der Herzen, und kann wohl auch das meinige, so alt und öde es ist, wieder befruchten und aufblühen lassen im Frühling seiner Liebe! Ja, nur einen Thautropfen der Liebe in mein ödes Herz, und neue, bessere Keime wird es wieder treiben! Ach, ich trat wie ein armer Bettler in dies Haus, um irdische Speise zu suchen, und diese wird mir hier dargeboten. Sie soll mich sättigen und erquicken, sie soll mein Almosen sein, an dem ich zehre.

Er nahm die Bibel, ohne in seiner Aufregung zu bedenken, daß sie ihm nicht gehöre, und verließ damit das Zimmer. Draußen angekommen, lenkte er seine wankenden Schritte den Gebüschen zu, welche in einiger Entfernung das Landhaus umgaben. Hier streckte er sich hinter einen Hollunderstrauch ins Gras nieder, schlug getröstet lächelnd die Bibel auf, und las das Evangelium des Johannes, aus dem jene Stelle unwiderstehlich in seine Seele gedrungen war.

Um dieselbe Zeit saß Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in dem großen

Gesellschaftssaal allein. Die alten Herrn unterhielten sich mit ihrem Lieblingsspiel, einer Partie Schach. Die Hochzeitsgäste waren, nach jener unglücklichen Wendung der Verhältnisse, bereits sämmtlich wieder in die Stadt zurückgefahren.

Du spielst entsetzlich schlecht heut, Herr Bruder! sagte der Major verdrießlich. Keine Freude so, mit dir zu spielen. Ich bitte dich, wo hast du deinen Kopf? Hättest du deine Figuren nur mit etwas mehr militairischer Promptitüde ins Feld geführt, du würdest mir längst haben Schach bieten können.

Ich bin heut zu schachmatt dazu, Herr Bruder, entgegnete der Andere, indem er sich eben mit seinem letzten beweglichen Springer festrannte. — Ich bin dumm, völlig dumm, weil ich noch nicht habe daraus klug werden können, was die Capricen unserer beiden Brautleute zu bedeuten haben sollen! Siehst du, Herr Bruder, das geht mir mehr im Kopf herum, als dir, wie es scheint, weil du vor lauter militairischer Promptitüde noch nicht zum Mitleiden mit den jungen Leuten gelangt bist. Mir thun sie leid, und ich muß wissen, wie ihnen noch

zu helfen iſt. Ich weiß, ſie haben ſich in der Stille noch eben ſo lieb, wie ſeit Jahren. Sie müſſen ſich auch noch beſitzen. Ich will ihnen zum Beſitz verhelfen, ſo wahr ich ſelbſt von Gottes Gnaden bloßer Beſitzer bin! Sie ſollen von Hymens Gnaden Beſitzer ihrer beiderſeitigen werthen Perſonen werden!

Schach der Königin! rief der Major. — Laß das junge Volk laufen mit ſeinen vermaledeiten Grillen. Sei beim Spiel! Nimm deine Königin in Acht!

Herr von Waldenſee deckte ſich ſo gut er konnte. Dann fuhr er, während der Andere über ſeinen Gegenzug nachdachte, zu ſprechen fort. — Der närriſche Kerl, der Richard, hat der ſchönen Wilhelmine auch Schach geboten! Ich hätte das nie gedacht. Ich glaubte immer, der Junge würde bei ſeinem ſanguiniſchen Temperament ſich als den nachgiebigen Theil beweiſen. Aber ich muß alles wiſſen, ſie ſollen mir Beide beichten. Darum habe ich die jungen Leute um dieſe Stunde miteinander herbeſtellt, Herr Bruder! Wir wollen uns hier zu einem Kriegsgericht über ſie conſtituiren, und unſer

Brautpaar in den Belagerungs-Zuſtand erklären. Wir wollen auf dem ſtrengen Wege Rechtens Jeden verhören, was er gegen den Andern hat. Sie ſollen es ſich in's Geſicht ſagen, das hilft, meiner Treu! Ein ausgeſprochener Haß verdünnt ſich bei guten jungen Menſchen am Ende zu einer Nadelſpitze, womit ſie ſich nur noch ſchäkernd in die Finger ſtechen. Aber mach' doch kein ſo böſes Geſicht, Bruder Major! Unſere Partie Schach ſpielen wir darum immer weiter, und ich werde gleich anfangen, mich teufelsmäßig gegen dich zur Wehre zu ſetzen.

In dieſem Augenblick ließ ſich im Nebenzimmer eine Geige vernehmen, die in ſchrillenden Tönen, wie ſie ein altes Inſtrument von ſich zu geben pflegt, einen beliebten neumodiſchen Walzer ſpielte. Die beiden Alten horchten verwundert auf. Die Muſik ſchwieg wieder, die Thür öffnete ſich und Richard trat lachend und grüßend zu ſeinen Oheimen in den Saal.

Ich fand deine alte halbzerriſſene Geige drinnen an der Wand hängen, Onkel! ſagte Richard. Da fiel mir ein, daß ich heut einmal zum böſen Spiel gute Miene machen müßte, und zog

mir das Ding herunter, um mir in meinem verunglückten Bräutigamszuſtande etwas Luſtiges aufzuſpielen. So machte ich denn eigentlich nicht ſowohl zum böſen Spiel gute Miene, als vielmehr zur böſen Mine gutes Spiel! Und wo iſt denn unſere Wilhelmine, unſere gute Mine, die mir ſo böſe mitgeſpielt hat? Ich glaubte ſie ſchon hier, und war auf die böſe Miene gefaßt, mit der ihre Anklage gegen mich auftreten würde. Warum zögert ſie ſo, auf dem von Onkel Waldenſee anberaumten Termin, hier zu erſcheinen? Bereitet ſie ſich vielleicht erſt noch durch ihre fromme Morgen-, Mittags- und Abend-Lektüre dazu vor, um mir dann mit rechter Salbung die Fehler, wegen deren ſie mich haßt, zu Gemüthe führen zu können? Nun wohl, ich mache, wie geſagt, zum böſen Spiel gute Miene, und zur böſen Mine ein möglichſt gutes Spiel! —

Jetzt wurde die Saalthür leiſe aufgemacht, Wilhelmine trat zögernd und mit zur Erde geſenkten Blicken ein. Sie hatte den Brautkranz aus dem Haar gethan und allen glänzenden Schmuck abgelegt, den die beabſichtigte Feſtlich-

keit des Tages ihr aufgedrungen gehabt. In ihrer vereinfachten Erſcheinung hatte die geiſtig zarte Geſtalt etwas Rührendes gewonnen, das durch ihr jetziges ſtilles verſchämtes Auftreten noch mehr ſich erhöhte.

Schach der Königin! rief der Major, ohne auf die Angekommene zu achten, ſeinem Mitſpieler von Neuem zu. Du kannſt deine Königin nicht mehr retten!

Meine Königin iſt geſtürzt! klagte der Andere in ſeiner komiſchen Weiſe, warf die Figuren über den Haufen und ſprang auf, indem er ſich Wilhelminen mit galanten Scharrfüßen näherte, und ſie bewillkommte. Meine Königin iſt geſtürzt! ſagte er zu dem ernſten ſchweigenden Mädchen, verbindlich. — Aber Sie, noch vor Kurzem die Herzenskönigin dieſes Tages, ſtrahlen uns noch zum Troſt, und ich bin der Meinung, Ihre Sache, deren Anwalt Sie ſelbſt jetzt ſein ſollen, ſteht ſo gut, daß es nur eines Wortes von Ihren Lippen bedarf, um ſich aus dem Schach zu ziehen und uns Alle!

Sie ſtand ſtille da, ſie erröthete in tiefdunkeln Farben. Jetzt ſchien ſie ſich zu faſſen, und

ſprechen zu wollen. Doch zuvor wandte ſie ihr Auge noch einmal ſcharf und prüfend im Kreiſe umher, ihre Blicke ſuchten den Jüngling. Richard hatte ſich in den Hintergrund des Saals zurückgezogen, und ſtand dort, mit dem Rücken an ein Fenſter gelehnt, indem er mit ſpöttiſchem Lächeln vor ſich hinſchaute. —

Ich ſoll ſagen, warum ich heut, und wie es ſcheint, ſo plötzlich die erſte Urſach der Trennung einer lange gehegten und vorbereiteten Verbindung wurde! begann Wilhelmine mit zitternder Stimme, und ſenkte, während ſie ſprach, das Haupt wieder ſchüchtern auf die Bruſt herab. — Meine Pflicht iſt es wohl, Ihnen, meine väterlichen Freunde und Beſchützer, deren Wunſch dieſe Verbindung war, Rechenſchaft zu geben von dem, was ich that, aber wie ich es unternehmen, wie ich es ausſprechen ſoll, weiß ich ſelbſt nicht in dieſem Augenblick. Und was habe ich denn gethan? Ich habe mein Gefühl walten und entſcheiden laſſen, ich habe der inneren Stimme gehorcht, die mir ſo oft das Rechte gerathen hat. Es war ein Irrthum, daß er und ich für einander beſtimmt

ſeien. Die lange Gewohnheit des täglichen Umgangs hat dieſen Irrthum erzeugt, die Selbſttäuſchung hat ihn gepflegt und groß genährt, das gegebene Wort ſchien ihn unwiderruflich gemacht zu haben. Er war zu einer Feſſel für uns geworden, an der ſich unſere widerſtrebenden Herzen heimlich wund rieben, ohne es ſich ſelbſt geſtehen zu wollen. Ein geborener Widerſtreit der Naturen tritt zwiſchen uns beide. Richard iſt heiter und ausgelaſſen, ich bin ernſt und traurig; er verletzt leicht in ſeiner übermüthigen Laune, ich werde leicht verletzt. Er ſcherzt, wo ich weine, er ſpottet, wo ich Andacht empfinde, er höhnt, wo ich liebe! Mit einem Wort: er iſt ein neumodiſcher Humoriſt! Ja, dieſe Richtung, der er ſich erſt in den letzten Jahren ſo entſchieden und gänzlich hingegeben, iſt es grade, die uns für immer von einander entfernt hat! Ich kann ſie nicht ausſtehen, es iſt ein feindlicher Ton in meinem Ohr, der bis ins Herz hinunter mir lähmend nachgellt. Es iſt nicht der Welthumor, wie er in großen Dichtern den menſchlichen Geiſt wunderbar hebt und beflügelt, es iſt ein Worthumor, ein kleinlicher,

mit ſich ſelbſt kokettirender Worthumor, deſſen einzige Grundlage die innere Eitelkeit iſt, in brillanten Wendungen auf Koſten des tieferen Ernſtes des Lebens glänzen zu wollen. Richard will immer glänzen, wo er nichts als wahr ſein ſollte, und ſein eigenes Gefühl, wenn es innig in ihm wach wird, läßt er verſchäumen im Sprudel klingender Wortſpiele, mit dem er es überſchüttet. Er kann nichts einfach ſagen, er muß den Ausdruck der Seele durch einen geſuchten Witz entſtellen. So hat er ſelbſt in die Stunden der Liebe das blitzende Gift ſeines Spottes getröpfelt. Er flattert, er ſchwärmt, er ironiſirt, wo ich ein wahres, erfreuendes, gedankenwechſelndes Geſpräch mit ihm begehre, und ergeht ſich in ſatiriſchen Luftſprüngen und Ausfällen, mit denen er, ſelbſt unbewußt, mir das Herz blutig ſticht. Und wäre dies nur eine vorübergehende Richtung, nur ein ſpieleriſcher Anflug von ſatiriſchem Zeitgeiſt bei ihm, ſo würde es die alte treue Neigung, den Zug der lieben Gewohnheit, in mir nicht haben zurückdrängen können. Aber ach, nein! er will dieſe Richtung, deren athemloſe Gereiztheit er

für Begeiſterung hält, zur Grundlage des ganzen Lebens nehmen, und darauf fortbauen und fortwandeln, um ſich einen Ruhm damit zu machen in der Welt! Er hat nicht nur in der letzten Zeit ſein Dichtertalent, deſſen ich mich ſonſt immer ſo ſehr erfreute, zum Träger der bloßen Perſiflage herabgewürdigt und zerblaſen, er hatte auch die Abſicht, ich weiß es, gleich nach unſerer Verbindung ſeine bürgerliche Amtsſtellung aufzugeben, und lediglich als Journaliſt zu leben und zu wirken! — —

Hier wurde die Sprechende von einem lauten Gelächter des Herrn von Waldenſee unterbrochen, dem dies ſo komiſch däuchte, daß er nicht umhin konnte, ſeine Beluſtigung darüber zu erkennen zu geben. Richard aber ſtampfte vor Zorn mit dem Fuße, und war über und über roth geworden, während der Major grollend ausrief: Was? Kein Amt, keine Staatscarriere? Journaliſt will der Junge werden, nachdem er ſchon bis zum Regierungs-Referendarius vorgerückt? Habe ich darum meinen Einfluß bei dem Fürſten für ihn verwendet? —

Wilhelmine, nachdem ſie einen Augenblick

Athem geſchöpft, fuhr ermuthigter fort: Ich ſah die Träume von unſerm künftigen häuslichen Glück, die meinen Brautſtand fröhlich umgaukelt hatten, zerſtört, und durch einem fremden unheimlichen Geiſt die ſtille Pflanzſtätte der Hoffnung zertreten, auf der ich mir das Bild ehelichen Lebens und Wandels in meinen ſüßeſten Gedanken auferbaut hatte. Ich betete oft zu Gott, daß er ihn ſeinen wahren Beruf beſſer erkennen laſſen möchte. So trug ich meinen geheimen Kummer hin bis auf den heutigen Tag, immer hoffend und immer wieder verzagend, und hatte nie den Muth, den Schein der Vereintheit, den wir uns einmal vor der Welt gegegeben hatten, in ſeiner inneren Unwahrheit aufzudecken. Ich hätte mich ihm auch gegeben mit dem Schmerz der Abneigung in der Bruſt, und das zitternde Ja auf der Lippe, würde ich das innere Nein auf ewig im zuſammenzuckenden Krampf des Herzens zu bergen geſtrebt haben. So wäre ich, wie die Meiſten in dieſer Zeit, eine Heuchlerin geworden, aber ich hatte mich ſelbſt zum Opfer meiner Heuchelei beſtimmt, denn ich würde daran bald, bald unterlegen

ſein. Aber es war anders beſchloſſen. Gerade heut, an dieſem Tag der Schmerzen und des Feſtes, mußte ihn ſeine Laune treiben, mehr als je ſeinen mir ſo verhaßten und herzzerdrückenden Scherz ſpielen zu laſſen; gerade heut, wo ich ganz von Seelentrauer durchbebt an ſeinem Arm hinwanke, muß ich ihn wieder hören nicht anders als witzelnd, ſtichelnd, humoriſirend, und in der ganzen ſchimmernden Ausgelaſſenheit ſeiner dornigen Manier. Heut zum erſtenmal ſteigt mir ſo unüberwindlich der Zorn darüber auf, und alle Gefühle der Braut verwandeln ſich an des Bräutigams Seite in einen immer deutlicher werdenden Haß. Da kommt die erſchreckende Kunde von dem Tode meines verehrten Lehrers, dieſes würdigen Mannes, deſſen Unterricht ich einen ſo unſchätzbaren Theil meiner Bildung verdanke, und der unſere Verbindung durch ſein heiliges Wort hätte beſtätigen ſollen! Richard ſpottet, Richard höhnt und witzelt, ohne Rückſicht zu nehmen auf die Empfindungen ſeiner Braut! Jetzt hielt ich mich nicht länger mehr, und ihr hörtet das ſchneidende Wort ausſprechen, ihr hörtet den Ring

klirrend niederfallen, der mich tödtlich am Finger brannte! Ach, und so schied uns sein unglückseliger Hang auf ewig! Dieser unglückselige Hang, dieses witzige Geistreichthun, dieses gezwungene absichtliche Scherzen, diese halb geniale Gedankenliederlichkeit, vor der nun einmal meine Natur sich in Ekel auflösen könnte! Ich gehöre zu den einfachen Seelen, die sich in keine gekünstelte und geschraubte Lebensansicht hineinzerren lassen mögen. Er gehört zu den maliziösen Geistreichen unserer Zeit, die kein anderes Lebensglück kennen und erstreben, als Effecte zu machen! Ich habe mich offen ausgesprochen, ich erwarte mein Urtheil. Aber mein Schmerz ist unendlich! —

Sie trat zurück und warf sich erschöpft in das Sopha, mit einem lauten schreienden Seufzer ihr Gesicht in den Händen verhüllend.

Da kam Richard in die Mitte des Saals hervorgeschritten und schickte sich an, seine eigene Vertheidigungsrede zu halten.

Ich muß mit einem alten Erfahrungssatz anfangen, den mir hoffentlich jeder zugeben wird! begann er sein Plaidoyer. — Dies ist kein

anderer als der, daß Niemand aus ſeiner Haut heraus kann! Was unſere ſchöne Wilhelmine in ihrer eben beendigten feierlichen Rede geſagt hat, erinnert mich daher an das bekannte Sprüchwort: „Waſch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!“ Ich ſoll meine Fehler ablegen, ich ſoll meinen Character ändern, ich ſoll meine Natur umſtimmen. Wie ſoll ich mir aber den Pelz waſchen, ohne ihn naß zu machen? Wie ſoll ich meinen Character ändern, ohne meinen Charakter zu vernichten? Wie kann ich meine Natur umſtimmen, ohne eine Unnatur an mir ſelbſt zu begehen? Sie macht es mir zum Vorwurf, daß ich zu den neumodiſchen Humoriſten gehöre. Wie aber, wenn ich ihr eben deshalb neumodiſch erſcheine, weil ſie ſelbſt nur zu altmodiſch iſt? Aber nein, auch ſie gehört zu den Neumodiſchen, oder wenn ich ſo ſagen ſoll, zu den neumodiſchen Altmodiſchen; ſie gehört zu den Frommen, zu den Pietiſten! Darum iſt mein heiteres Naturell ihr ſo widerſtrebend, darum gilt ihr jeder harmloſe Scherz, jedes luſtige Wortſpiel für ein Gräuel, für eine himmelſtürmende Gottloſigkeit, darum ſchreit ſie mich

aus als einen Spötter! Nicht mein Spott iſt es, ſondern ihre Prüderie, die ihr mein Weſen feindlich erſcheinen läßt. Ihre Prüderie iſt ſo krankhaft, daß ſie ſich ſelbſt bis auf die Grammatik erſtreckt, und gewiſſe Wörter, und ſogar Wortformen aus unſerer Sprache verbannen möchte, um nicht davon gereizt zu werden. Jedes derbe, einigermaßen körperhafte Wort vermag ſie ſo zu ſtören, daß ſie das Geſpräch wie außer ſich abbricht und für den ganzen Abend ſtumm wird, ja ich habe geſehn, daß ſie blos von dem Worte: „Hoſen!“ das Jemanden unvorſichtiger Weiſe in ihrer Gegenwart entſchlüpfte, Nervenanfälle bekam. Und ich habe es mir gerade zur Aufgabe geſetzt, dieſer verhaßten naturwidrigen Prüderie, die im Leben wie in der Literatur immer mehr um ſich gegriffen, mit allen Waffen entgegenzuarbeiten. Wir leiden heutzutage wahrhaft kläglich daran. Die Prüderie hat ſich mit dem ſogenannten guten Ton verbündet und dadurch zu einer Macht unter uns erhoben, die alles Groteske, Naturkräftige, Kernhafte, das unſer Leben und Streben erfriſchen könnte, allmählig aus der Welt

verſchwinden zu laſſen droht. Alles ſoll jetzt glatt, damenhaft, ſalonsmäßig, geſellſchaftlich ſein. Nun gut, nichts leichter als das! — Aber was ſoll dabei herauskommen? Eine engherzige Verknöcherung der Poeſie, der Sprache, der Sitte! Unſere Poeſie, unſere herrliche deutſche Sprache, wird ſie nicht auf dieſem Wege bald alles Eiſen verlieren, allen Metallklang einbüßen und um ihre bezeichnendſten Kernausdrücke ärmer werden? Man ſcheut ja jede Aufregung als unanſtändig, und die Deutſchen werden bald nur eine kaſtrirte Mädchenſchulen-Literatur zu ertragen im Stande ſein! Ach, ach, pfui der Schande über unſern germaniſchen Stamm! Ich erlebe es noch, daß unſer ganzes Daſein wie eine reinlich aufgetragene Stickerei ausſieht, die aus den keuſchen Händen einer alten ehrbaren Jungfer hervorgegangen! O ihr großſinnigen Alten mit der Naturkräftigkeit eures Lebens, mit der Unbefangenheit eurer Sitte, mit der Nacktheit eurer Statuen! Bei uns muß ſich das Schönſte verhüllen, weil die kleinlichen Seelen ſich ſchämen, wenn ſie es ſehen. Es ſind Leinweberſeelen. Venus Ana-

dyomene darf nicht ohne Kattunſchürze vor ihnen erſcheinen. Sie ſind prüde, und ſie werden prüde ſein. Wollte man nur nicht die ſittlichſten Sachen von der Welt, wie z. B. „die Beinkleider," die auch in der engliſchen Decenz nur als die Unaussprechlichen, die inexpressibles, figuriren dürfen, befeinden! Mein Gott, was ſoll man am Ende anfangen, wenn man die nächſten, naivſten, unſchuldigſten Bedürfniſſe vor Scham nicht mehr auszuſprechen wagen darf! Werden wir dieſe verruchten Tugendhaftigkeiten wohl einmal wieder los werden? Sind aber die Prüden ſo ſtreng, ſollte man auch gegen ſie anfangen, ſtreng zu ſein. Prüde Damen ſind gewöhnlich in Geſellſchaft die eifrigſten Strickerinnen. Es iſt eine Beobachtung, die ſich mir faſt immer beſtätigt hat. Nun iſt mir ſchon an ſich nichts verhaßter, als ein Strickſtrumpf; aber ich möchte dann auch behaupten, daß Stricken in Geſellſchaft eigentlich unſittlich ſei. Findet man in Gedichten, die das Leben malen, ſo viel Unſittliches heraus, ſo kann es entgegengeſetzten Falls auch nicht ſchwer werden, das Stricken als unſittlich nach-

zuweiſen, beſonders wenn ein Damenſtrumpf geſtrickt wird. Wie leicht kann ein zierlicher Damenſtrumpf, den man unter den ſchönen arbeitſamen Händen ſich bewegen ſieht, die Phantaſie der jungen Leute, welche umherſitzen, verlocken, und durch die Bilder, und weiter verfolgten Combinationen, die ſich unmittelbar daran reihen, zu den üppigſten Vorſtellungen reizen! Nein, fürwahr, das Stricken iſt in Geſellſchaften ſehr gefährlich und unſittlich, und mich wundert, daß die Prüden nicht ſchon ſelbſt darüber erſchrocken ſind. Und die ſchöne Wilhelmine iſt auch immer in Geſellſchaft eine ſo eifrige Strickerin geweſen. O, o, und doch iſt ſie mir auffäſſig! Aber ich wollte mich gegen ihren Vorwurf der Spötterei vertheidigen, und ſeht, ich bin ſelbſt ſogleich wieder in's Spotten hineingerathen. Ich müßte ein ſchlechter Spötter ſein, wenn ich es nicht ſo gemacht hätte! Bedenken denn auch die Leute, die uns ſo gern des Spottes anklagen, ob ſie nicht wirklich durch ihre Albernheit unſern Spott verdient haben, und ob derſelbe nicht immer noch der mildeſte Grad der Beſtrafung war? Spott iſt die am wenigſten rohe Waffe der Polemik.

Darum iſt unſere Zeit bei weitem gebildeter genialer, als jede frühere in Deutſchland, weil ſie ſich auf die edle Waffenkunſt des Humors und der Satire am glänzendſten verſteht. Spott kann tief verwunden, aber er macht eine Polemik nie gemein, ſondern hält ſie noch immer in poetiſcher Sphäre. Grobe, übererufte Polemik macht jedes Verhältniß, das ſie berührt, ſogleich gemein und zerſtört es dadurch für immer; ſie treibt durch ihre Gewaltſamkeit die letzten warmen Funken aus dem Gegenſtande aus, während der Spott durch ſeinen blitzenden Zündſtoff immer feurig reizt, denn wie oft verſtecken ſich nicht noch hinter den Dornen ſeiner Rede die Roſenblätter des Eros? Unter den biederen Deutſchen iſt es aber lange Sitte geweſen, nicht anders als mit jener Cyclopenpolemik gegeneinander zu ſtreiten. Darum iſt ſo viel ehrbare Gemeinheit in ihren literariſchen Fehden. Ich habe nun geſagt, was ich denke, mein Fräulein! Da das holde Fräulein ſelbſt ſo gelehrt, kritiſch und reflectirend iſt, daß ſie über die Zeitrichtungen urtheilt, ſo wird ſie nun auch zu beurtheilen wiſſen, ob ich anders hätte ſprechen können,

als ich geſprochen habe. Sie iſt überhaupt viel reflectirender, als ich, und ich glaube, das hat uns oft gegeneinander verſtimmt. Sie will über die Zeitrichtungen reflectiren, während ich ſelbſt nur genug damit zu thun habe, eine zu ſein. O Minna! — —

Wilhelmine war von ihrem Sitz aufgeſprungen, ſie hob die gefalteten Hände hoch empor gen Himmel und ſchluchzte. Hörſt du es, gütiger Gott, wie er wild mich höhnt, er, den ich liebe? rief ſie wie aus tief gebrochenem Herzen, mit Thränen erſtickter Stimme, und ſchwankte zur Thür hinaus. Im Forteilen zerriß ihr Gewand, das ſie haſtig zwiſchen den Pfoſten einklemmte.

Der Stern der Liebe ſank über den Häuptern der beiden ſich Mißverſtehenden immer ferner in Nacht zurück. — —

Aus den Gebüſchen zur Seite des Landhauſes trat der unglückliche Mann wieder hervor, deſſen Erſcheinung in dieſer Gegend vor Kurzem bemerkt worden war. In ſeinen Mienen

glänzte eine ſtille Freude, eine wunderbare Stärkung ſchien ſich über die ganze Geſtalt ergoſſen zu haben. Sein zerfallenes hülfsbedürftiges Äußere contraſtirte ſeltſam mit der ſchimmernden Verklärung in ſeinem Blick, der eine edle Faſſung ausſprach. Noch hatte ihn keine Nahrung, deren er ſo ſehr bedurfte, erquickt, und doch ſchritt er aufrechter und kräftiger einher, als zuvor. Er hielt die Bibel in ſeiner Hand und lächelte.

Er wandte ſich wieder nach dem Hauſe zurück, von wo er das heilige Buch mit ſich genommen. Ein ſchöner, ſonniger Tag ſtand am blauen, wolkenlos ruhenden Himmel. Vom Giebel der Villa begrüßte eine muntere Wachtel mit frohlockendem Schlag den armen Flüchtling.

Diesmal ſchien er jedoch nicht unbemerkt geblieben zu ſein. Noch ehe er ſich der Schwelle des Hauſes genähert, hörte er plötzlich Stimmen hinter ſich flüſtern: Er iſt es! wurde gerufen. — Alles trifft zu! —

Er blickte ſich um, und ſah in der Ferne einige Männer ſtehen, die ihn mit Aufmerkſam-

keit beobachteten. Sie schienen ihn schon seit einiger Zeit belauscht zu haben.

Er wollte schnell in das Haus entschlüpfen, aber man war schon näher gekommen, man rief ihm mit drohenden Worten zu, stehen zu bleiben und sich zu ergeben. Er zauderte unschlüssig, ob er dem Zuruf folgen oder die Flucht ergreifen solle, die ihm seine erschöpften Kräfte unmöglich zu machen schienen. Schon sah er sich jedoch von zwei starken Leuten ergriffen, die ihn mit Geschrei festhielten, während ein Anderer, auf dessen Befehl sie gehandelt hatten, langsam und bedächtig herangeschritten kam.

Dies war der Amtmann aus Waldensee, ein kleiner wohlgenährter Mann von pfiffigem Aussehen, welcher den Verhafteten jetzt prüfend in Augenschein nahm. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, in das er abwechselnd einen Blick that, um, wie es schien, Vergleichungen hinsichtlich der vor ihm stehenden Person anzustellen.

Er ist es, sagte er endlich mit wohlgefälliger Miene, indem er das Zeitungsblatt, das einen Steckbrief enthielt, zwischen den Händen rollte.

Freund, macht nur keine Umſtände, wir haben euch erkannt. Ihr ſeid der ehemalige und wegen ſchlechter Streiche abgeſetzte Prediger Halden!

Der Unglückliche antwortete nicht. Er ſtand einen Augenblick in Gedanken verſunken, in ſeinen Zügen arbeitete ein ungeheurer Schmerz.

Ihr ſeid von der Feſtung entſprungen! fuhr der Amtmann im zuverläſſigen, ſeiner Sache gewiſſen Tone fort. Ueberliefert euch mir nur gutwillig. An ein Entkommen iſt doch nicht zu denken. Eure Perſonalität iſt in allen Zeitungen genau beſchrieben, und ihr ſeht überdies eurem Äußern nach ſo aufrichtig aus, daß man euch gern auf den erſten Blick für einen aus dem Zuchthauſe Entſprungenen gelten läßt. Übergebt euch daher den Händen eurer Obrigkeit, die ein Recht an euch hat! —

Der Arme ſeufzte tief auf, er ließ ſprachlos ſeine Blicke in die Ferne ſchweifen, aber nirgendher ſchien er noch Rettung zu hoffen.

Kurz war der Traum der Freiheit! flüſterte er in ſich hinein. — Die Rache verfolgt den Sünder, ſelbſt wenn er wieder gut wird! —

Man ſtand im Begriff, ihn fortzuführen,

als Herr von Waldenſee mit ſeinem Bruder, dem Major, in dieſem Augenblick aus der Thür trat, und ſich verwundert der Gruppe näherte.

Was giebt es hier, mein lieber und vielgetreuer Amtmann? fragte Herr von Waldenſee. — Was habt ihr da für einen curioſen Vogel eingefangen?

Einen berüchtigten Delinquenten, Euer Gnaden, verſetzte der Gefragte. Ich habe heut dem Staat einen wichtigen Dienſt geleiſtet. Ich hoffe, man wird mich höheren Orts durch ein Belobungsſchreiben zu ehren wiſſen!

Einen Delinquenten? — warum nicht gar? ſagte Herr von Waldenſee, nachdem er den Verhafteten genau betrachtet. Seht euch vor, Amtmann! der Menſch hat ja eine Bibel unter dem Arm. Habt ihr je in eurem Leben geſehen, daß Delinquenten mit der Bibel unter dem Arm ſpazieren gehn? Und zwar ein höchſt prachtvoll eingebundenes Exemplar führt dieſer Mann da bei ſich.

Wahrhaftig! ſagte der Amtmann, das war mir entgangen. Er muß ſie irgendwo geſtohlen haben!

Pfui, Amtmann, pfui! entgegnete Herr von Waldenſee. Wer wird von ſeinem Nebenmenſchen gleich das Schlimmſte denken! — Zeigt mir eure Bibel her, Freund! fuhr er darauf, zu dem in der ſchmerzlichſten Beklommenheit daſtehenden Mann gewandt, fort. Der Einband gefällt mir außerordentlich. Ihr müßt ein guter Mann ſein, da ihr eine ſo ſchöne Bibel habt.

Er betrachtete wohlgefällig das Buch, auf deſſen Sammetdeckel mit goldgeſtickten Buchſtaben der Name Wilhelminens eingezeichnet ſtand. Nachdem er dies bemerkt, ſtutzte er und rief verwundert aus: Was iſt das? Die Bibel gehört ja unſerer Minna!

In dieſem Augenblick zeigte ſich Richard in der Hausthür, welchen die auffallende Scene ebenfalls herbeigelockt hatte.

Komm her, ich will dir etwas geben! rief ihm Onkel Waldenſee zu. Nimm hier die Bibel, lies in der Bibel deiner Braut, du gottloſer Junge! Lege ſie dir aufs Herz, werde fromm, und gieb ſie ihr dann mit ſammt deinem Herzen wieder zurück.

Richard nahm mit einer gewiſſen Haſt das dargereichte Buch. Er kannte es, er hatte Wilhelminen, wenn er ſie beſucht, oft darüber angetroffen, und es war ihm dann immer auffallend erſchienen, daß ſie es jedesmal vor ihm eifrig zu verbergen geſucht und ihm durchaus nie geſtatten wollte, es in die Hand zu nehmen oder einen näheren Einblick in daſſelbe zu thun. Er wußte, daß ſie ihre Bibel zugleich zu ihrem Tagebuch zu benutzen pflegte und zu dem Ende ſtets mehrere weiße Blätter darin eingeheftet hatte, auf denen ſie ihre geheimſten Gedanken und Geſtändniſſe in ſinniger Andacht niederſchrieb. Richard ſchlug jetzt das Buch auf, das ihm nun der ſeltenſte Zufall in die Hände geführt, und fand hinten die Blätter, die von Wilhelminens zierlicher Perlſchrift beſchrieben waren. Nachdem er einen Blick darauf geworfen, klappte er es ſchnell wieder zu und ging gedankenvoll mit dem Buch in das Haus zurück, ohne für den weitern Verfolg des gegenwärtigen Auftrittes noch Intereſſe zu zeigen.

Freundchen, ihr ſeid alſo doch wohl zu dieſer Bibel nicht gerade auf dem Wege der Fröm-

migkeit gelangt! ſagte darauf Waldenſee zu dem Unglücklichen, gegen welchen der Schein ſo ſehr zeugte. Mann, euer Geſicht hatte etwas, das mir Theilnahme einflößte, als ich euch zuerſt ſah. Wie habt ihr euch nur an einer Bibel vergreifen können? Iſt mir doch in meinem ganzen Leben noch kein Bibeldieb vorgekommen!

Da nahm der Angeklagte, der noch immer von den beiden Gerichtsdienern gehalten wurde, das Wort, und betheuerte ſeine Unſchuld. Eine edle Zornröthe flammte über ſeinem trauernden Antlitz empor. — So tief ſank ich nie! rief er aus. Ich bin ſchuldig, aber nie und nimmer eines Diebſtahls!

Er erzählte darauf in kurzen, mit ſchmerzlicher Haſt ausgeſtoßenen Worten, wie er als ein Hülfeflehender, von Hunger und Durſt ermattet, in das Haus gedrungen, wie er die Bibel in einem Zimmer gefunden, wie er ſie, von der aus ſchuldbedrücktem Herzen erwachenden Sehnſucht fortgeriſſen, auf einen Augenblick mit ſich genommen, um dort im Gebüſch das Wort der Gnade zu leſen, und wie er eben im Begriff geſtanden, ſie an den rechtmäßigen

Ort wieder zurückzubringen. Er flehte den milden Sinn des Beſitzers des Hauſes an, ihm zu vergeben.

Der Menſch hat Gaben der Eloquenz! ſagte Herr von Waldenſee. Er beſitzt eine Stimme, die Einem das Herz im Leibe trifft! Ich kann ihm nicht gram werden. Er fängt an, mir immer mehr zu gefallen. — Wer ſeid ihr eigentlich, guter Mann? fuhr er fort. Ihr ſeid gewiß nicht der, für den euch mein Amtmann hält. Vertraut euch mir nur an, und ich will euch ſchon helfen, wenn es in meiner Macht ſteht.

Ach! ſeufzte der Gefragte — ich heiße Halden! —

Sehen Euer Gnaden her, er heißt Halden! rief der Amtmann dazwiſchen, und überreichte dem Herrn von Waldenſee das Zeitungsblatt mit dem darin aufgeſchlagenen Signalement.

Ja, ich bin es! — fuhr Jener fort — ich bin der unglückliche Prediger Halden! Mein Schickſal iſt bekannt, ich wurde als Pasquillant zur Feſtung verurtheilt. Ich will hier, wo ich in den Mienen eines edlen Mannes ſo wohl-

thuende Theilnahme für mich lese, einige Worte über mich sagen, die mich nicht rechtfertigen, aber doch das, was ich verschuldete, erklären sollen. Das Ernste und Burleske des Lebens berührte sich in mir immer zu schneidenden Gegensätzen, und schon als Knabe konnte ich über die guten Lehren meiner alten schwachen sterbenden Mutter in demselben Augenblick, wo ich mich über ihr Hinscheiden in Thränen auflöste, unwillkührlich Bemerkungen machen, die Jeden der Umstehenden zum Lachen reizen mußten. Nichts empfinden die Menschen aber übler, als wenn ihnen zur Unzeit das Lachen erregt wird, und so säete ich mir selbst in den Frühling meiner Jugend das Unkraut des Hasses, der mir überall entgegentrat und mich verfolgte. Ich galt bei Allen für einen bösen Buben, und doch hatte ich Allen eben so oft Beispiele meines weichen, überquellenden Herzens gegeben. Der Spott war naiv in mir, er bildete sich erst später zur Kunst aus und wurde Absicht. Weil Jeder sagte, ich wäre böse, fing ich es endlich selbst an zu glauben, und wurde es; ich wurde es und fand den einzigen Trost darin, es auf

eine piquante Weiſe mit Witz und Laune zu ſein. Einen hellen ſcharfen Verſtand hatte mir die Natur gegeben, meine eigenen Fehler einzuſehen, aber auch die meiner Umgebungen. Ich hielt es für genial, mich ſelbſt in meinen Umgebungen zu geißeln. Meine Satiren ſind alle Selbſtbußen des Spötters geweſen, und auf dem Autodafee, das mein Spott anzündete, brannte immer mein eigenes Herz in verborgenen Qualen mit. Mein Vater ſagte ſich von mir los, ich hatte ihn durch ein ganz unabſichtliches Wortſpiel in der ganzen Stadt lächerlich gemacht. Auf dem Gymnaſium, dem ich in der Reſidenz als Penſionair übergeben worden, wurde ich ebenfalls bald wieder entfernt, weil ich Lehrern wie Mitſchülern ein Stein des Anſtoßes war, an dem ſich alle rieben. Ich durfte nur lächeln, ſo gab ich auch ſchon ein Ärgerniß. Es war etwas in meinem Weſen, das unbewußt aus mir herausſchlug und vor deſſen Folgen ich immer ſelbſt erſchrack, weil ich ſie nie berechnet hatte. Ich wurde mit Beſchimpfung meiner Ehre von der Anſtalt entfernt. Da ging ich in mich, und ſo jung ich auch damals noch war,

kam es doch zu einem sehr ernsten und festen Entschluß in mir. Ich beschloß, die tiefste Einsamkeit aufzusuchen, und, entfernt von allem Umgang, mich durch ein anhaltendes Selbststudium zur Akademie vorzubereiten. Ich führte es aus, und verlebte so ein Jahr, in mein abgelegenes Zimmer mich verschließend, fast ohne auszugehn. Nie war ich glücklicher, als jenes Jahr hindurch, das ich nur mit meinen Büchern, diesen treuesten und zuverlässigsten Freunden, die durch keinen Spott reizbar und verwundbar sind, zubrachte! Mich selbst für geheilt haltend, bezog ich die Universität und erwählte mir die Theologie zu meinem Studium. Ich wollte eine entgegengesetzte Richtung meiner Natur einschlagen, um sie gewaltsam zu überwinden, und glaubte, wenn ich mein Leben ausschließlich dem Dienst des Herrn gewidmet, frei zu bleiben von allen Anfechtungen der alten Triebe. Ach, ich dachte nicht, wie nahe Religion und Spott einander berühren! Indeß erreichte ich ohne bedeutende Störungen und Abirrungen mein Ziel. Ich war Landprediger geworden und im Besitz eines jungen liebenswürdigen Weibes.

Man hielt mich im Allgemeinen für einen ſanften, frommen Mann. Ich predigte, ich tröſtete die Leidenden, ich ermahnte die Glücklichen, ich liebte mein Weib, unterrichtete meine Kinder und war glücklich. Ich war ſo lange glücklich, bis ich mich über mein Glück zu langweilen anfing. Die ländliche Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, die bis dahin meine Freude ausgemacht, meine Natur gemildert hatte, begann mir drückend und unerträglich zu werden. Aus der einförmigen Stille meines abgelegenen Predigerhäuschens lockte mich wieder das bunte Leben in den Farben des Spottes heraus. Ich begann zu meiner Unterhaltung Satiren zu ſchreiben, zu denen die politiſchen Zeitverhältniſſe einen reichen Stoff darboten. Ich ließ ſie drucken und der Beifall des Publikums ermunterte mich. Wie intereſſanter ſchien es mir wieder, mit den Gegenſätzen des Lebens keck zu ſpielen, als in ebener Ruhe, ohne Anfechtung und ohne anzufechten, das Daſein hinzuträumen. Die verführende Schlange im Paradieſe des menſchlichen Glücks iſt die Unruhe, die uns treibt und uns nicht läßt. Wenn der Engel des Friedens

ſtatt der Mohnkörner zuweilen auch Donner und Blitze zu ſchleudern vermöchte, wir würden länger bei ihm aushalten. Ich wurde wieder wild, ich wurde leidenſchaftlicher als jemals. Die Hausgötter auf meinem ſtillen Familienheerde, die ſonſt ſo freundlich und ſegnend auf uns herabgeſehn, verhüllten ſich weinend, ich zerfiel mit meinem ganzen häuslichen Glück, aber ich achtete nicht mehr darauf. Bald wurde ich wegen einer Schrift, durch die ſich eine hohe Perſon von mir verletzt glaubte, zur Unterſuchung gezogen. Meine Gattin ſtarb in Kummer über mich. Ihre letzte Thräne löſchte den Brand in meinem aufrühreriſchen Herzen. Ich beſann mich wieder, aber es war ſchon zu ſpät. Ich wurde meines Amtes entſetzt, man riß mich aus der Mitte meiner hülfloſen Kinder, und führte mich auf die Feſtung, um meine Unbeſonnenheit in vieljähriger Haft abzubüßen. Dort ſaß ich lange und trauerte dumpf in mich hinein. Kein erquickender Strahl wollte wieder durch meine Seele leuchten. Einige Geſuche um Begnadigung, unmittelbar an den Fürſten ſelbſt gerichtet, blieben unbeantwortet, und an meiner

Sehnſucht nach Freiheit ſchmachteten alle meine Kräfte täglich hin. Ich wäre daran geſtorben, hätte ſich mir nicht eine Gelegenheit dargeboten, zu entfliehn. Wie froh begrüßte ich die freie Luft, ach! die freie Luft, ohne die ich nie leben konnte! Jetzt habt ihr den armen Flüchtling wieder ergriffen, und ihn an der kaum ausgeflatterten Schwinge ſchon wieder feſtgehalten! Aber ich ſegne dennoch dieſe Flucht. Mitten auf dem Wege iſt dem Umherirrenden, dem Ermatteten das Wort des Herrn begegnet, und hat ihn geſpeiſt und getränkt und ſeine abgewandte Seele auf immer wieder zu ſich gelockt. Führt mich jetzt getroſt wieder zurück in meine Gefängnißmauern, ich will euch folgen und die verdiente Strafe des Geſetzes ganz über mich auswalten laſſen. Ich werde jetzt alles erdulden können, denn ich bin ſeit einer Stunde wie ein anderer Menſch. Ein ſtarker Troſt iſt in mir aufgewacht, eine große Zuverſicht iſt in mir lebendig geworden, eine ſüße Liebe und Gnade lächelt in mich hinein! — Führt mich nur wieder fort auf die Feſtung, — denn ich muß

ja auch noch den an jener Bibel begangenen Diebstahl abbüßen! —

Dieſe letzten Worte ſagte er gutmüthig lächelnd; man hätte ihm daran noch den alten Spötter anſehn können. —

Schade um den Menſchen! rief Herr von Waldenſee mitleidig aus, und ſchien nachzuſinnen, was er für den Unglücklichen thun könne. —

Auf ein Wort, Herr Bruder, ſagte jetzt der Major, indem er ihn bei Seite nahm. War ſein Name, den er nannte, nicht Halden?

So nannte er ſich; entgegnete Waldenſee. Aber, mein Gott, Herr Bruder, was iſt dir denn auf Einmal widerfahren? Du ſiehſt ja ganz alterirt aus und haſt ſogar die Farbe gewechſelt. Kennſt du den Mann? Und warum intereſſirt dich ſein Name ſo?

Der Major, der in der That ſchon ſeit einiger Zeit in ſichtlicher Unruhe dageſtanden, zog jetzt ein Papier aus der Taſche, faltete es haſtig auseinander, und ſtarrte dann lange mit tiefſinniger Miene darauf hin. Ich Eſel! ſagte er endlich mit komiſcher Wuth und ſchlug ſich ver-

drießlich vor die Stirn, während ſein Bruder laut zu lachen anfing.

So habe ich dich nie geſehen, ſo lange ich denken kann! rief Herr von Waldenſee. Traun, das muß etwas Außerordentliches zu bedeuten haben!

Sieh her! ſagte der Major mit ſtotternder Stimme, indem er dem Andern das Papier zeigte. Das iſt eine ganz verzweifelte Geſchichte, man könnte des Teufels darüber werden. Hier iſt die Begnadigung jenes Predigers Halden. Das Factum iſt ſchlechterdings nicht abzuläugnen. Vor ungefähr 14 Tagen hat ſie unſer gnädigſter Fürſt mir, ſeinem getreueſten Adjutanten, der ſonſt immer alle ſeine Befehle auf das pünktlichſte zu vollziehen pflegte, eingehändigt, um ſie der betreffenden Behörde zur Ausfertigung zu übergeben. Der Menſch hatte von ſeiner Feſtung aus ein Gedicht an den Fürſten gerichtet, welches demſelben ſo wohlgefiel, daß er ihn zu begnadigen beſchloß. Aber was geht es mich an, warum er ihn begnadigt hat. Genug, er hat ihn begnadigt, und hat mir ſelbſt, wie geſagt, den Begnadigungsbefehl in die Hände

gegeben. Aber ich ließ ihn — o ich könnte rasend werden — ich ließ ihn in der Tasche stecken, und vergaß nachher in der fatalen Zerstreuung, welche die Anstalten zur heutigen Hochzeit verursachten, wieder daran zu denken. Ich vergaß wieder daran zu denken, und so blieb die Begnadigung in der Tasche stecken und der Mensch auf der Festung. Keiner wußte sonst darum. Erst jetzt, da ich den Namen Halden höre, fällt mir die Sache ein. Und nun muß auch noch gerade dieser Halden, zu meinem wahren Scandal, vor der Zeit davon laufen, ehe seine Begnadigung aus meiner Tasche wieder ans Tageslicht gekommen war. Jetzt werden sie ihn wieder zurückbringen, er selbst hat seine Sache verschlimmert, und es wird nun mißlich sein, etwas für ihn zu thun. Ich aber bin zeitlebens blamirt, wenn dieser mein grober Disciplinarfehler dem Fürsten zu Ohren kommt!—

Herr von Waldensee hatte ihm verwundert zugehört. Ist es möglich, Herr Bruder! rief er dann, und schlug wie in scherzhaftem Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen, um den Andern ein wenig aufzuziehn. — Das hast

du dir bei deiner vielgerühmten militairiſchen Promptitüde zu Schulden kommen laſſen können? Ei, wer hätte das gedacht, Bruder Major, daß ich, der ich ein bloßer Beſitzer bin, obwohl durchaus kein Beſitzer der militairiſchen Promptitüde, dies noch einmal an dir erleben würde! Indeß hat dich die Sache ordentlich lebendig gemacht, und es iſt das erſte Mal in dieſem Leben, daß ich dich ſo viel hintereinander habe ſprechen hören, als in dieſem Augenblick! Darum wünſchte ich den Handel, bei meiner Seele, nicht ungeſchehen!

Vielleicht läßt ſich noch Alles machen! ſagte der Major, der, an der Unterlippe nagend, in tiefen Gedanken daſtand.

Warum wird es ſich nicht machen laſſen? entgegnete der luſtige Waldenſee. Jetzt wollen wir handeln, Herr Bruder! Trotz meiner Gutsbeſitzerträgheit wollen wir uns jetzt beide in unſerer militairiſchen Promptitüde zeigen! Wir müſſen alle unſere Kräfte aufbieten, damit dieſer arme Halden, der bis jetzt blos in deiner Taſche begnadigt war, auch außerhalb derſelben es wird! Du weißt, der Mann gefiel mir gleich

beim erſten Anblick außerordentlich, und ich habe nichts Anderes im Sinne, als ihn hier auf meinem Gutsbeſitzthum ſtatt des heut verſtorbenen Werner zu meinem Prediger zu machen.

Dem ſtände nichts im Wege, verſetzte der Major — da in dem Begnadigungsdecret wieder ſeine Anſtellungsfähigkeit bemerkt iſt.

Und ſtehenden Fußes müſſen wir handeln, Herr Bruder, mit rechter Promptitude! fuhr Waldenſee fort. Ich reiſe ſogleich zum Superintendenten in der Nachbarſchaft, um über die neue Beſetzung meiner Pfarre mit ihm zu ſprechen.

Und ich reite ſogleich zum Commandanten der Feſtung hinüber — fiel der Major ein — um über den unerhörten Fall mit ihm Rückſprache zu nehmen, daß er einen ſeiner Verbrecher noch kurz vor der Begnadigung davon laufen läßt. Er muß den vertrackten Steckbrief in den Zeitungen widerrufen laſſen.

Was meinſt du, Herr Bruder — bemerkte Waldenſee — wenn wir in der Geſchwindigkeit wieder einen neuen Pfarrer für den zur Unzeit

Verſtorbenen anſchaffen, am Ende ließe ſich unſer junges Brautpaar doch noch trauen.

Das wäre vernünftig! ſagte der Major.

Heda, Amtmann! Ihr wißt doch, daß der Mann dort begnadigt iſt! rief darauf Waldenſee mit frohlockender Stimme, indem er zu den Andern wieder herantrat. Hier ſeht ihr den Begnadigungsbefehl des Fürſten!

Der Amtmann warf einen zweifelhaften Blick auf das Papier, wagte jedoch aus Ehrerbietung gegen ſeinen Gutsherrn nichts zu bemerken, und entfernte ſich endlich mit ſeinen beiden Begleitern, die auf ſeinen Wink den in Haft Genommenen wieder frei ließen.

Halden hatte vor Erſtaunen und ungewiſſer Freude noch keine Worte finden können. — Menſchenkind! Ihr ſeid ja begnadigt! rief ihm Waldenſee zu, und hätte den Unglücklichen, der ihn nicht begriff, vor Wonne faſt umarmt. Ihr ſollt mein Pfarrer werden! Wahrhaftig, das ſollt Ihr! Die Schafe hier in Waldenſee haben euch arretiren wollen, und ich mache euch nun zum Seelenhirten dieſer Schafe! Kommt nur gleich mit in's Haus! Erholt euch, ſeid getroſt,

eßt erſt etwas, und wir wollen dann das Weitere miteinander beſprechen.

Der Major hatte ſich ſchon entfernt, um ſein Pferd ſatteln zu laſſen, und Waldenſee eilte ihm jetzt nach ins Haus. Halden folgte mit einer Thräne des Dankes im Auge ſeinem neuen Beſchützer, den ihm das Glück ſo unverhofft zugeführt hatte. —

Bald ſah man die beiden Brüder mit verhängtem Zügel nach verſchiedenen Seiten der Landſtraße hin davonreiten. Der Eine ritt zum Commandanten der Feſtung, aus welcher Halden entflohen war; der Andere zum Superintendenten, um die Beſtätigung für den neuen Pfarr-Candidaten einzuholen. —

Richard war mit der Bibel Wilhelminens in ein einſames Zimmer gegangen, und hatte ſich dort mit einer ungewöhnlichen Aufmerkſamkeit in die Lectüre der handſchriftlichen Blätter vertieft, welche dem Buche von der Hand der Beſitzerin beigefügt waren, und eine geheime Anziehungskraft auf ihn ausübten. Je länger

er las, je mehr ſchien er ſich in einen ſinnenden Ernſt zu verlieren, wie er auf der lachenden Stirn des Jünglings ſonſt ſelten oder nie Platz nahm. Es gährte in ihm, ſein Buſen hob ſich ſchneller und heftiger. Ein Aufſatz von Wilhelminens Hand beſchäftigte ihn ſo bedeutſam, daß er ihn wieder und wieder las, und ſein ſtarr auf das Blatt gerichtetes Auge nicht mehr davon abwenden konnte. Es waren beſonders folgende Stellen, die ihm wunderbar ins Herz drangen:

* * *

„Die Liebe iſt heiter, aber ſie wurzelt tief im Ernſt, wie der Glaube in Gott. Religion und Liebe kennen nur einen Feind, das iſt der Spott! Das ſchüchterne Täubchen, die Liebe, vergeht und ſtirbt ſchon vor Angſt, wenn es den Stoßvogel nur von Weitem auf ſich niederſchießen ſieht.“

„Ich habe immer ernſt ſein müſſen, wenn ich wirklich etwas ſein ſollte. Darum bin auch ernſt in der Liebe geweſen, und habe ernſtlich geliebt. Ja, ich liebte ihn mit dem ganzen Ernſt

meiner Seele, und meine Seele war andächtig in der Liebe. Die Liebe iſt deshalb ſo ernſt, weil ſie ſo tief iſt. Die Liebe iſt immer in Gedanken, und hat viel zu denken und zu ſinnen. Darum verwundert ſie ſich oft ſelbſt, daß ſie nicht leicht und luſtig ſein kann, und ſie iſt doch ſo glücklich!"

„Ich bin ihm zu ernſt geweſen, weil er meinen Ernſt mißverſtanden hat. Er verſtand nicht, daß mein Ernſt die Liebe war. So griff er das an mir an, was eigentlich ihm gehörte. Mein Ernſt, mein Tiefſinn, meine Gedanken gehörten ihm. Er hat ſein eigenes Beſitzthum durch ſeinen Spott verwüſtet. Aus dem Ernſt wird Haß, wenn aus der Liebe Spott wird, — aber hat ſich kein heimlich blühendes Blümchen der Treue für ihn noch gerettet? Ach das Blümchen der Treue kann nie ganz vertrocknen im weiblichen Herzen, aber es verbaucht in der Stille ſein unbemerktes und verachtetes Daſein."

„Oder bin ich vielleicht die Schuldige, die den flatternden Jugendſcherz zu ſcharf an ihm empfand? Habe ich da ſpitze Pfeile an ihm geſehn, wo ſein poetiſcher Muthwille nur die

tändelnden Schmetterlingsfühlhörner heraus-kehrte? Habe ich ebenso seinen Scherz miß-verstanden, wie er meinen Ernst? O Gott, die Menschen verkennen einander oft gerade auf dem Punkt, wo sie sich am innigsten zu berühren im Begriff stehen! Ach, ach, glückliche Tage friedlicher Liebe, ihr seid kurz gewesen, und doch denk' ich ewig an euch zurück! Ich will mich selbst anklagen, ja, ich will mich anklagen, daß ich nur in der friedlichen Liebe glücklich zu sein vermag, und ihm, dem neckenden unruhigen Geist, der nur durch beständige Raketenfeuer das Fest der Liebe zu feiern meinte, möge es ihm ferner wohlgehn! Gott lasse ihn immer glücklich sein, während ich fern und still in zu-rückgezogener Einsamkeit ihn nie vergessen, aber stets vermeiden will! Sein Ungestüm hat zu rauh in das Saitenspiel meiner Seele eingegrif-fen, und die zerrissene Saite des Gefühls wird nun ewig in zitternden Klagetönen nachbeben! Er hat sich eine Musik zerstört, die nie auf-gehört haben würde, ihn mit ihren freundlich-sten Tönen durchs Leben zu geleiten. Meine beste Musik, meine schönsten Stunden waren

ſein. Jetzt tönt Alles Schmerz, doch ich bete und weine zu Gott und ſeiner Gnade!“ — —

* * *

Richard war aufgeſprungen, in der heftigſten Bewegung flogen alle ſeine Pulſe. Er drückte ſich die Stirn in die Hand, als wolle er ſich auf ſich ſelbſt beſinnen, er durchſchritt mit leidenſchaftlicher Haſt das Zimmer.

Was habe ich gethan? rief er aus, indem er die Bibel wieder empornahm und lange und unverwandt auf die Schriftzüge der geliebten Hand blickte, welche jene Worte eingezeichnet. Eine große Thräne entſtürzte ſeinem Auge und bedeckte das Blatt. Es ſchien ſich ein bedeutender Entſchluß in ihm loszuarbeiten.

Ich unbeſonnener Thor! Ich Narr meines Witzes! fuhr er fort. Wie konnte ich den koſtbarſten Schatz meines Lebens einem Nichts zum Opfer bringen! Gott weiß es, ich habe nie aufgehört, ſie zu lieben, aber weil ich ſie ſo liebte, neckte ich ſie, und ließ es mir nimmer träumen, daß mein Scherz einen Stachel in

ſich verſchließen könne! Nun habe ich an dem Stachel meiner Reden mein eigenes Glück aufgeſpießt! O, ſie iſt ſo hold, ſo gut, ſo verehrenswürdig! Weisheit und Schönheit thronen im ſinnigen Verein auf ihrer Mädchenſtirn; wie Urania war mir ihr ſeelenvolles Weſen oft erſchienen! Ach, was habe ich an ihr verloren! —

Aber ſoll ich ſie denn wirklich verloren haben? ſprach er weiter, und ſchien von einem plötzlich aufſteigenden Gedanken wie erheitert und ermuthigt. Iſt mir in dieſen Zeilen ihrer Hand nicht ein Troſt geblieben, an dem ich noch feſtzuhalten und wieder aufzubauen vermag? Ihre Klagen, ihre Vorwürfe hier fallen mir ſchwer aufs Herz, und erleichtern es mir doch auch wieder! Ich ſehe ein, was ich gegen ſie verſchuldet, aber ich ſehe zugleich, wie es nicht unmöglich iſt, meine Schuld wieder zu tilgen! Ja, ich will hin zu ihr, ich muß mich ihr ausſprechen! Sie ſoll den alten, ergebenen, treugeſinnten Freund finden, der ganz ſo werden will, wie ihr ernſter Sinn es immer verlangt hat! Minna, meine Minna, ich will ein An-

derer werden, ich will ganz Dein werden! Nimm mich auf, du Traute, in deinen Ernſt, in deinen ſchönen Ernſt, den heiligen, unter deſſen mildem Schatten ich fortan immer an deiner Seite den Lebensweg gehen will! Ich will an mir arbeiten. Werkthätig, häuslich, praktiſch will ich werden, eine tüchtige Stellung gewinnen, und von allen andern Plänen ablaſſen! Mit dir, du meine ernſte Muſe, glücklich zu ſein, iſt mehr als das Flitterglück eines leicht zu erhaſchenden Scherzes! Ich gehe, dich zu ſuchen. Ich weiß, du wirſt den Reuigen, der wieder in deine Arme flieht, nicht von deinem Herzen zurückſtoßen!

Er eilte fort mit ſchnellbeflügelten Schritten, wie Einer, dem ein neuer Stern des Glückes aufgegangen. Er fand ſie nicht im Hauſe und begab ſich hinunter in den Garten. Hier durchſtreifte er alle Gänge, ſpähte in jeder Laube, auf jedem heimlichen Raſenplätzchen nach, wo die Geliebte hätte verweilen können. Das Herz klopfte ihm ſtürmiſch vor Ungeduld und Bangigkeit, ſie zu finden. Freude und Furcht, ihr

wieder zu begegnen, ſtritten in ihm abwechſelnd. Aber ſie war nirgend zu erſehn.

Er war bis zum äußerſten Ende des Parks gelangt, wo, hinter ſchattigen Gebüſchen verborgen, das ſilberhelle Waſſer eines Baſſins ſprudelte und zu einem kühlen Bade einlud. Der heiße Sommernachmittag, das vergebliche Umherirren, die in ihm vorgegangene Aufregung hatten den Jüngling ermattet. Er ſetzte ſich ſinnend am grünen Rande des Baſſins nieder, und ſchaute in die leiſe rauſchende Flut hinunter. Bald begann er ſich zu entkleiden, um ſich durch ein Bad, das ihm hier ſo anmuthig geboten wurde, zu erfriſchen. Er verbarg ſeine Kleider im Gebüſch und ſtieg in den freundlich winkenden Quell hinab. — —

Inzwiſchen hatte Halden im Hauſe auf Veranſtaltung ſeiner neuen Gönner Gelegenheit gefunden, ſich nach den langen Entbehrungen und Mühſalen, die er zu erdulden gehabt, wieder zu erquicken und ſeinen erſchöpften Kräften Stärkung und Erholung zu Theil werden zu laſſen. In der zufriedenſten Stimmung über die günſtige Wendung ſeines Geſchicks, von Dank gegen

den milden Lenker aller menſchlichen Verhältniſſe und von heitern Ausſichten in die Zukunft erfüllt, hatte er ſich darauf ebenfalls um dieſe Stunde zu einem Spaziergang in den Garten begeben.

Er war, in ſeelenfrohen Gedanken hinſchlendernd, zu der Stelle gelangt, wo Richard im Baſſin badete. Halden, der den Badenden nicht wahrnehmen konnte, ſah im Vorübergehn die Kleider deſſelben im Gebüſch liegen, welche er dort aufbewahrt hatte. Er blieb lächelnd ſtehen, und betrachtete die Kleider, indem er ſich ſeines eigenen kümmerlichen und entwürdigenden Anzuges, in dem er ſich noch immer befand, dabei erinnerte. Seine Wohlthäter hatten in ihrem Eifer, ſeine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, noch vergeſſen, von dieſer Seite her für ihn zu ſorgen, und waren fortgeritten, während der arme Halden noch die Kleider an ſich trug, in denen er ſeinem Gefängniß entflohen war.

Will mein Schickſal ſeine gute Geberlaune gegen mich heut bis ins Spaßhafte fortſetzen? ſprach er ſcherzend zu ſich ſelbſt, und hob die gefundenen Kleider auf, von denen er ſich nicht zu

erklären wußte, wie ſie hieher gekommen ſein mochten. Es war der ſtattliche Bräutigams-Rock Richards, den er mit wohlgefälligen Blicken in ſeinen Händen hielt. „Dieſer Anzug wäre für mich wie gemacht, und käme gerade zur rechten Zeit, um mein abgeriſſenes Koſtüm zu ergänzen. Wie wär' es, wenn ich dem Wink des ſcherzenden Zufalls folgte, der mich heut auch noch mit einer neuen Garderobe ausſtatten will?"

Indem er ſo ſtand, ſah er plötzlich den Gang herunter eine junge Dame herbeikommen, welche ſich dieſer Stelle zu nähern ſchien. Es war Wilhelmine. Er erkannte mit freudiger Überraſchung die Beſitzerin jener Bibel in ihr, deren Fund ihm beim Eintritt in dies Haus ſo bedeutungsvoll geworden war. Aber es ſchien ihm ſeltſam, jetzt mit den fremden Kleidern in der Hand von ihr geſehen und betroffen zu werden. Er trat deshalb ſchnell, ehe ſie ihn noch gewahr werden konnte, in eine Seitenallee zurück, und er verbarg ſich dort, bis ſie vorübergegangen ſein würde.

In demſelben Augenblick entſtieg die ſchöne,

weiß glänzende Geſtalt unſeres Richard dem Bade. Von den jugendfriſchen Gliedern das Naß der Welle abſchüttelnd, ſprang der Jüngling gekräftigt und erheitert hervor, und trällerte ſich in der beſten Laune ein Liedchen. Aber wie erſtaunte er, als er, eilend ſich anzukleiden, ſeine Kleider nicht mehr an dem Platze fand, wo er ſie hingelegt, da Halden in der Geſchwindigkeit, ſich zu verbergen, ſie mit ſich fortgenommen hatte.

Ganz nackt, wie er war, ängſtigte ihn die Lage, der er ſich durch einen ihm unerklärlichen Zufall ausgeſetzt ſah, anfangs nicht wenig. Nachdem er das Gebüſch durchſucht, wagte er ſich endlich, da er Alles ringsum ſtill fand, auf die Allee, um hier vielleicht eine Spur von ſeinen entwendeten Kleidern zu entdecken. Kaum hatte er jedoch einige Schritte gethan, als er ſich Wilhelminen gegenüber erblickte. Sie ſchrie laut auf bei ſeinem Anblick; er blieb ſtehen und ſein Fuß wurzelte wie der eines Erſtarrenden unbeweglich feſt an der Erde. Die Verwirrung, die Scham, das Entſetzen, das ſich Jedes der Beiden in dieſem Augenblick bemächtigte, war

gleich groß und unbeſchreiblich; es war die peinlichſte, unerträglichſte Scene, die ſich erleben läßt!

Wilhelmine hatte beide Hände feſt vor die Augen gepreßt, als ſie die unverhüllte Geſtalt des Jünglings ſo vor ſich ſtehen ſah. Das Haupt hing ihr tief herunter auf die Bruſt, von den Wangen glühte eine brennend herausgetretene Schamröthe in dunkelflammendem Scharlach, ihr ganzes Weſen ſchien tief in ſeinem innerſten Grunde zu erzittern. Sie glaubte, er habe ihr das zum Hohn gethan; ſie hielt ſich überzeugt, daß es ſeine Abſicht geweſen, ſie noch auf dieſe Weiſe zu verſpotten, nachdem er ſich von ihr getrennt, nachdem er in ſeiner letzten Rede, in der er ſich heut gegen ſie ausgeſprochen, ihr die zu ſtrenge Sittlichkeit ihres Charakters zum Vorwurf hatte gereichen laſſen. Ach, ſie wußte nicht, was ſeitdem in ihm vorgegangen; ſie wußte nicht, mit welchen Gefühlen er ihr jetzt gegenüber ſtand.

Noch hatte Richard, ſtumm und ſprachlos daſtehend, ſich nicht von der Stelle bewegen können. Es trieb ihn zu fliehen, es trieb ihn

ſich zu verbergen, er hätte ſich in den Erdboden einwühlen mögen, um tauſend Meilen tief unter demſelben fern von dieſer Scene, fern von dieſer Stunde zu ſein. Aber ſein Fuß hielt ihn noch immer wie gebannt, es hielt ihn die ſtaunende Betrachtung des Zuſtandes, in den er Wilhelminen verſetzt ſah, gefeſſelt. So war ſie ergriffen, ſo hatte ſie alle Haltung, ja alle Ähnlichkeit mit ſich ſelbſt verloren, daß es unglaublich ſchien und eine ſteigende Beſorgniß für ſie erregte. Indem er ſo noch vor ihr ſtand, glaubte ſie in ihrer Täuſchung, daß er ſich an ihrem Anblick, an ihrer ſchmerzlichen Verwirrung weide. Noch einmal ſeufzte ſie laut und ſchneidend auf, wie aus gebrochenem Herzen. Dann, ohne die Hand von den Augen zu laſſen, ſtürzte ſie fort in's Gebüſch, um der nackten Geſtalt ihres Freundes, von dem ſie ſich feindlich verfolgt glaubte, zu entrinnen.

Erſt im Gebüſch drinnen ſchlug ſie den vor Scham faſt erblindeten Blick wieder auf. Da ſah ſie ſich dicht am Rande des Quells. Es war derſelbe, in dem Richard gebadet hatte. Sie ſtutzte, ſie ſchauderte beim Anblick des

Waſſers, das ſie in ſeinen Spiegel hinunterzulocken ſchien. Sie ſann nach, ſie lächelte irr und geheimnißvoll, und ſtreckte dann die Arme verlangend aus, nach der flüſternden Welle hinunter. In deinen Tiefen, kleine Welle, muß ich mich verbergen! rief ſie aus. Ich kann von nun an doch die Augen gegen Niemanden mehr aufſchlagen! Birg du meine Schmach auf ewig in den Schleiern deiner grünen Fluth! Laß alles Leid des ſchweren ängſtlichen Lebens untertauchen in dir, und ſpiele dann froh mit Deinen leichten Bläschen über ein armes Mädchen hinweg! —

Richard, obwohl er ein Unglück ahnete, hatte ihr nicht zu folgen gewagt, aus Furcht, ſie noch mehr zu verſchüchtern. Jetzt hörte er einen rauſchenden Schlag im Waſſer, es war etwas gefallen, die Woge, die es empfangen, hatte dumpf geſchäumt und geſchrieen, und ein ſterbendes, bald verhallendes Ach! ließ ſich weinend dazwiſchen vernehmen. Er ſtürzte wehklagend hinzu, er fand die Geliebte, unten auf der Welle ſchwimmend, noch mit dem unglücklich geſuchten Tode im Kampf begriffen. Sie ruderte,

wie ein ſterbender Schwan, auf der Fluth, welche wie aus Mitleid zögerte, das ſchöne Opfer in ihr Grab hinabzuſchlingen. Er ſprang hinunter, ergriff ſie mit ſtarken Armen, drückte ſie mit der letzten Liebesinbrunſt an ſich und trug ſie an das Ufer hinauf. Hier warf er ſich laut erſeufzend über den noch einmal zuſammenzuckenden Körper hin, der unter ſeinen Küſſen allmählig erkaltete. Das gebrochene Auge blickte ihn noch wie zürnend an, der verblichene Mund ſchien ſich bebend zu ſträuben gegen die Liebkoſungen, die ihm der von Schmerz und Liebe hingeriſſene Jüngling aufdrückte, um ihm gleichſam durch die Leidenſchaft ſeiner Verzweiflung wieder Lebensglut einzuhauchen. Erſt ſpäter kam Friede und ſanfte Ruhe in einem leuchtenden Lächeln über das Antlitz der Todten heraufgezogen. Sie lag lang ausgeſtreckt über den Raſen; die ſchönen Glieder floſſen, wie Waſſerlilien, von dem Naß über, das ſie ertränkt hatte. Es ſchien der letzte Thränenthau zu ſein, der ſo hervorquoll und in dem ihr hingeſchiedenes Leben um ſich ſelbſt weinte. —

Der in der Nähe befindliche Halden war

zuerſt herbeigeeilt, um ſich bei dem ſchrecklichen Ereigniß hülfreich zu erweiſen. Nachdem der verſtändige Mann ſelbſt mit der Todten die erſten Verſuche angeſtellt, um ſie wieder ins Leben zurückzurufen, rannte er fort, um wirkſamere Hülfe herbeizuholen. Richard blieb bei ſeiner entſeelten Freundin zurück.

Nichts war herzzerſchneidender, als den Jüngling anzuſehn, wie er da ſaß neben der Todten und ſie unbeweglich anſtarrte. Die Abendſonne ſchien brennend auf ſeine unverhüllte Geſtalt herab und überfärbte ſeine weißen Glieder mit einem röthlichen Schimmer. — So haſt du enden müſſen, mein Täubchen! klagte er in abgebrochenen Lauten, indem er ſie noch einmal in ſeine Arme nahm. Grauſam war das Geſchick, es hat dich mir unverſöhnt entriſſen! Du haſt meine wiedergeborene Liebe nicht mehr vernommen, und gerade als ſie ſich dir wieder an's Herz werfen wollte, verkannteſt du ſie, erſchrackſt, verzweifelteſt und ſtarbſt du! Ach, ach, ach, das war heut der Tag, der unſer Hochzeittag ſein ſollte! Mein Bräutchen, du kannſt jetzt nicht mehr Nein! ſagen zu unſerer Hochzeit,

nicht mehr Nein und nicht mehr Ja! Auf deiner Lippe iſt die ſüße Rede geſtorben, die Weisheit deiner Zunge ſchweigt. Alles ſchweigt und iſt todt! Die Geſtorbenen haben keine Zunge zu ſprechen, und die Lebenden haben keine Ohren, ſie zu hören! Aber die Hand kannſt du mir noch reichen, deine theure, koſtbare, ſchneeweiße Hand! Sie hindert es nicht, daß ich ſie ergreife, daß ich ſie tauſendmal zärtlich drücke! Doch ſie iſt kalt, zu kalt für den Feuerdruck der Liebe! In dieſen ſchönen Fingern liegt jetzt ein entſetzliches Geheimniß verborgen. Je länger ich ſie in meiner Hand drücke, je mehr fühle ich an ihnen das Geheimniß des eiſigen Todes ſchaudernd heraus! Durch das Paradies deines Leibes ſchleicht der kalte Wurm der Zerſtörung hin, und frißt deine Blüthen. O, o, ich kann dich nicht mehr ſehn! Uralte, ſchwarze, räthſelhafte Nacht der Welt, aus der wir kommen und in die wir gehn, ſinke auch auf meine Augen nun herab! Ich ſchließe mein Auge, legt mich nur gleich mit ihr in die Gruft! Ach Minna, Minna, du haſt mein Scherzen nicht leiden können, mein Humor war dir immer

verhaßt! Jetzt könnte ich mich recht in deine Gunst einschleichen, wenn du noch lebtest, denn nun kann ja nie wieder ein Scherz über meine verarmte Lippe tönen! Kein Scherz wird tönen, kein Glück wird genossen werden! Du, du, du starbst ja, weil du deinen Feind mich glaubtest! — —

Noch spät am Abend kehrten Waldensee und der Major von ihren kleinen Reisen zurück. Sie hatten ihre Geschäfte glücklich beendigt, und der spaßhafte Onkel Waldensee trat nach seiner Weise mit lärmender Freude ins Haus, um die frohe Botschaft zu verkündigen, daß sein neuer Liebling Halden sein Pfarrer geworden sei. Der Übergang seiner harmlosen Lustigkeit in das bitterste Leid war unbeschreiblich schmerzlich, als er in dem ersten Zimmer, das er betrat, sogleich Wilhelminens stille Leiche erblickte. —

Halden wurde bald darauf Pfarrer auf dem Dörfchen Waldensee. Seine Antrittspredigt war eine Todtenpredigt. Er sprach über dem

Sarge Wilhelminens die ſchönſten, ergreifendſten Worte des Herzens, welche die Klage um das edle Mädchen laut werden laſſen konnte. —

Den armen Richard kannte man nicht wieder. Der ſonſt ſo lebhafte und von Muthwillen wie begeiſterte Jüngling wurde vor der Zeit alt und lebensmüde. Sein einziger Troſt war jene Bibel der Geliebten, die als ein theurer Nachlaß in ſeinen Händen geblieben war. In dieſer Bibel las er Tag und Nacht, jede Stunde ſah man ihn mit ihr beſchäftigt. Über ihren Blättern träumte, dachte, weinte und betete er. Den von Wilhelminens Hand eingeſchriebenen Aufſatz las er ſich oft mit heißen Thränen wie ſeinen Bußpſalm vor. —

II.

Deutſche
Geſtalten und Richtungen.

Rahel und ihre Zeit.

Der Genius dieſer Frau hat nicht umſonſt zu ihrer Zeit geſprochen. Seit zwei Jahren, wo die erſte vertrautere Mittheilung ihrer Briefe geſchah, hat Rahels Geiſt durch alle Kreiſe des Lebens und der Geſellſchaft eine außerordentliche Bewegung verbreitet, und die Erkennenden wie die Verkennenden haben ſelbſt da, wo ſie die Größe einer ſolchen Perſönlichkeit als etwas Drückendes für angewohnte Auffaſſungsformen empfanden, wenigſtens das Übergewicht und die Urmächtigkeit dieſer Erſcheinung im Verſchwiegenen geehrt. Der ganz mißverſtehenden Stimmen iſt nur eine einzige laut geworden, und zwar von Jena aus, dieſem freundlichen Punkt einer ſtillen geiſtigen Gemeinſamkeit, wo der mit den dortigen Lebenskreiſen Vertraute

ſonſt gerade der allgemeinſten Verehrung für dies Buch begegnet. Dagegen haben es anderswo Andere von ihren verſchiedenen Standpunkten genommen, und mit mehr oder weniger Bezüglichkeit ſich zu eigen gemacht, während die Tieferdringenden gerade durch das, was hier für ſo Viele das Erſchreckende, ja das Entſetzliche iſt, unendlich gelernt und gewonnen haben, nämlich durch die beiſpielloſe Aufrichtigkeit, mit der in Rahels Briefen das Geheimſte und Gefährlichſte im Innern der menſchlichen Natur an den Tag gelegt und zu Worte gebracht wird. Dieſe Aufrichtigkeit in Selbſtbekenntniſſen wie in Selbſtkenntniß war neu und einzig, und trat, bei aller Abſichtsloſigkeit im momentanen Briefergruß, mit einem ſo großartigen Talent des Beichtens hervor, daß ſogleich das Allgemeinſte an das Individuellſte geknüpft würde, und an Pein und Weh perſönlicher Zuſtände, Stimmungen und Geiſteszuckungen das metaphyſiſche Urweh des ganzen Weltuniverſums wie zum Durchbruch und in Frage kam. Wenn im gemeinen Moralkatechismus unter den gebotenen Tugenden auch die Aufrichtigkeit ſteht, ſo bedenkt

man doch ſelten, was dieſes ungeheuere Wort, das oft wie ein ziſchendes Gorgonenhaupt mit giftiger Schlangenumwindung ins Leben tritt, im Eigentlichſten Alles in ſich begreift. Gegen meinen Nächſten aufrichtig ſein, d. h. nicht Nein zu ſagen, wo ich Ja ſage, ihm nicht zu verſchweigen, wenn ich mich verheirathe, ein Loos in der Lotterie gewinne, oder meinen Bruder durch den Tod verliere, will anſtändige Bürgerpflicht und läßt ein gutes Herz zu; aber ob ich Alles, was auf dem Dunkelſten der Seele in mir vorgeht, was mir oft ſelbſt kaum klar iſt, und was wie ein tückiſches Meer von ungezügelten Gedanken über Welt und Menſchen aus mir herausbrechen würde, immer ausſprechen und damit geltend machen ſoll? — Durch wie viele drohende Nachtgeſpenſter würde ich da nicht meine Mitbürger beunruhigen! Eine gewiſſe Schamhaftigkeit umhüllt auch gerade die geheimſte Gedankenwelt wie eine zartverſchloſſene Knospe, und manche verworrene Selbſtgeſpräche, die Zweifel, Begierden, Wünſche und alle unſere himmelſtürmende Metaphyſik miteinander führen, verwehrt, zum Glück geſellſchaftlicher

Unbefangenheit, die Keuſchheit des Mittheilens, in ganzer Nacktheit laut werden zu laſſen. Wenn daher Kant einmal ſagte, die Menſchen würden vor einander laufen, wenn ſie ſich immer in äußerſter Offenheit einander gegenüber erblicken ſollten, ſo läßt ſich dagegen auf der andern Seite wahrnehmen, wie jene jungfräuliche Keuſchheit im Mittheilen des geheimſten Innenlebens in den Selbſtbekenntniſſen großer Männer etwas Dichteriſches zu der Wahrheit hinzuſetzt, als ein milderndes und verſchleierndes Element unerträglicher Wirklichkeiten. So iſt das „Wahrheit und Dichtung“ gewiſſermaßen eine klaſſiſche Firma für Lebensbekenntniſſe geworden und hat ſeitdem mannigfach den Confeſſionen anderer ausgezeichneter Perſönlichkeiten gedient, während wir uns zugleich an jenen infernaliſchen Sack Göthe's erinnern, von dem wir durch Falk in ſeinem bekannten Buche erfahren, und in den Alles von entſtandenen Papieren und Schriften hineingeſteckt wurde, was die Aufregung und Empörung der unmittelbarſten und allerinnerſten Natur erzeugt, was ein monologiſirender Groll des ringenden Geiſtes an ſchonungsloſen

Gedanken eingegeben, und was, um Entſtellung der eigenen Perſönlichkeit in den Augen des Publikums zu verhüten, für die ſpäteſte oder niemals erfolgende Mittheilung verſteckt werden ſollte. Und welcher große Geiſt hätte nicht ein ſolches infernaliſches Bündel mit ſich und in ſeinen Gedanken herumgeſchleppt, deſſen verborgene Flammen er ſorgfältig zu hüten gehabt, und von wie Wenigen iſt die Aufrichtigkeit ſo weit getrieben worden, daß ſie auch das gefährlichſte Feuer, das im Geheimſten in ihnen loderte, kniſternd und in ungeläuterter Schwere, wie es war, in die Welt hinausgeſchüttet haben!

Dennoch erſcheint es von Zeit zu Zeit wie eine erntereiche Wohlthat des Geſchlechts, wenn Naturen, mit einer ſo ungeheuern Aufrichtigkeit begabt, hervortreten, deren Geiſt die Gewitter-macht hat, das ganze Erdreich des innern Menſchen zu unterwühlen, und bis in die verſteckteſte Blutader des Herzens beleuchtende Blitze zu ſchleudern, zugleich aber auch die erhabene Grauſamkeit, dies eigene Herz mitten im zuckenden Lebenspuls in die Hand zu faſſen, und aus

dem Buſen herauszunehmen, um es ſich mit Blut und Faſer in ſeine Beſtandtheile zu zerlegen! Da iſt es, als brächte eine ganze Sündfluth von Fragen ohne Antwort, Zweifeln ohne Hoffnung, Betrachtungen ohne Ankergrund auf uns herein, und auf der gefahrvollen Arche, in der wir mit den letzten Trümmern der Schöpfung ſitzen, dies Chaos am Himmel, Meer und Erde durchſchwimmend, in die Elemente aufgelöſt, harren wir mit banger Sehnſucht auf die endlich hereinflatternde Taube, die uns das grüne Ölblatt des Friedens bringen ſoll! Macht das Buch Rahel in ſeiner äußerſten und gewaltſamſten Metaphyſik menſchlicher Selbſtbetrachtung zunächſt dieſen aufruhrartigen Natureindruck, ſo iſt doch zugleich hinzuzunehmen, wie die Gedankenſtürme, die hier rückhaltlos aufgeſchüttelt werden, befruchtend in die Seele greifen, das zum Leben Nothwendigſte, mithin das Poſitive in jeder Zeile berühren, und die größten Fragen der Zeit und Zukunft, denen heut Niemand ſich entſchlagen kann, ſchon dadurch, daß ſie dieſelben nur in Bewegung ſetzen, der Löſung nahe bringen und zu reifen helfen. Dann giebt dies Buch,

nur in der Stimmung hingeworfener Briefe redend, die aber gerade der unmittelbarſte Abdruck eines ganz ſich ſelbſt überlaſſenen Geiſteslebens ſind, eben durch dies unendliche Heraufwühlen und Heraufbeſchwören eines baaren, unvermittelten, gleich rohen Goldklumpen aus Bergesſchacht gegrabenen Seelengehalts, eine beredte Mahnung und ein großes Zeugniß für die Mitwelt von ſich. Dies iſt in einer Zeit, wo ſo viel mechaniſche Bildungen entſtehen, wo ſo viel Überlieferung jede eigenkräftige Originalität ſchwächt, ſo viel Baumſchulenzucht das frohe und freie Naturleben der Entwickelung beengt und umrändert, dies iſt in einer ſolchen Zeit die hohe Mahnung an ein urmächtiges Bewegen und Entfalten aus originellſter Perſönlichkeit heraus, an ein productives und ſelbſt inneres Erzeugen und Behandeln jener Ideen, von denen Gegenwart und Geſchichte voll ſind, und die im Individuum denſelben Prozeß ſchöpferiſch durchmachen müſſen, den ſie in der Welthiſtorie beſchreiben.

Und ſo iſt dies die Zeitbedeutung des Buches Rahel, daß ſich an einer unendlich bewegungs-

vollen Persönlichkeit jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsepoche, mit einem Wort, die bangen Wehen einer Übergangsperiode, theils schildern, theils vorherverkündigen und mit dunkler Prophetie in die Zukunft hineinweisen. Denn wie sehr sich auch in Rahel verschiedenartige Bildungselemente begegnen, die aus einem Theil ihres Lebens her noch in Stimmungen und Maximen des achtzehnten Jahrhunderts hinüberreichen (vergl. Bd. I, S. 390, wo sie ihre eigenste Geistesrichtung merkwürdig auf Friedrich den Großen zurückdatirt, dieselbe aber, im Jahre 1808, zum erstenmal nach dieser Seite hin erschüttert fühlt; ferner I, 241, wo ihr der dynamische Unterschied von Deutschland und Frankreich noch nicht gegenständlich herausgetreten) so brechen doch in solchen unaufhörlich mit dem Weltganzen in Rapport befindlichen Naturen die Verbindungspunkte von Epoche zu Epoche hinüber nicht ab, und wir treffen, mit dem Schwung der rollenden Jahre weiter und weiter gehend, selbst bis auf Momente, wo Rahel St. Simonistischen

Umgeſtaltungsideen Raum giebt, die ſie freilich, wie Alles, eigenthümlich und aus ſich ſelbſt heraus in ſich verarbeitet, zum Theil aber ſchon früher auf ihre Weiſe angedeutet hat, ehe noch von jener Sekte und ihrem merkwürdigen Urheber eine Kunde in der Welt geweſen. Dies ſind die Ideen, welche einen Neubau der ſocialen Verhältniſſe, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herſtellung und Begründung einer befriedigendſten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsſchwangerer Meſſianismus der Zukunft, der ſich mit hochrothen Feuerzeichen an den Horizont der Zeit malt.

Zum Schluß dieſes Abſchnittes ſtehe hier noch ein Wort Wilhelm von Humboldt's über Rahel's Briefe, das wir einem unter den 5. September 1833 aus Tegel von ihm geſchriebenen Briefe entnehmen: „Meine Tochter lieſt mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Intereſſe, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geiſtes und des Gefühls nach einer Entwickelung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Ver-

langen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig aber ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem, so wie in diesem, kein Buchstabe ein todter ist."

* * *

Unter den bedeutenden Frauen der Deutschen war Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense, (geboren als Rahel Levin im Jahre 1771 zu Berlin, gestorben am 7. März 1833, eine Schwester des Schriftstellers Ludwig Robert,) die unberühmteste und am wenigsten gekannte, aber zugleich die geistig bewegteste und durch metaphysische Höhe der Bildung alle Andern ihres Geschlechts überragende Natur. Nicht schul- und fakultätsgelehrt, wie die Rodde, nicht literarische Herrschaft ausübend und kritische Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des Göttinger Michaelis während ihrer Verheirathung mit A. W. von Schlegel, die

eigentliche Kriegsgöttin und Anschürerin der romantischen Schule; nicht in vielfältigen äußeren Welterfahrungen gewiegt, wie Thereſe Huber; nicht durch ſentimentales Blüthenſchlagen weiblicher Gefühle beglückt und beglückend, wie Fanny Tarnow, war Rahel, die wir ein betrachtendes Genie nennen möchten, einzig durch das tiefſte und umfaſſendſte Hervorbilden einer großen menſchlichen Entwickelung merkwürdig, ja erhaben. Sie war, weil ſie eben nur ganz ſich ſelbſt entwickeln wollte, im ſeltenſten Sinne des Wortes eine Original-Perſönlichkeit, ein durch und durch primitives Gemüth, das, durch ſeine mächtige und unabhängige Entfaltung über den gewöhnlichen Lebenstypus nächſter Umgebungen hinauswachſend und darum oft in ſchmerzlichen Conflicten ſich ſeiner bewußt werdend, doch zugleich in einem mannigfach bedeutenden Umgange mit den Größten und Beſten der Zeit, die ihr zu lebhaftem Ideenverkehr verbunden waren, folgereiche Eindrücke hinterlaſſen, nach vielen Seiten hin Einfluß gewinnen und ſo mit Dem, was es ſtill und eigenſt nur in ſich hervorgebracht, auch wieder auf das Allgemeine

fördernd zurückwirken mußte. Denn wer könnte die Einwirkungen berechnen, die von solchen unaufhörlich anregenden und angeregten Naturen ausgehen! In die Selbstbekenntnisse großer und viel vollbringender Männer gehörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie oft bei ihren entscheidendsten Ausführungen, Umwandelungen und Gedanken der Berührung mit still hinlebenden Personenschulden, welche durch ihr Schicksal nur in den Hintergrund des Weltschauplatzes gestellt, weder nach That noch Ruhm sich erheben, aber die ganze Strömung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig mitfühlen, und oft in der naiven Weise ihres inneren Bewegens und Ergriffenseyns Äußerungen von sich ausfließen lassen, die sibyllinischen Offenbarungen über die Zeit gleichkommen, die dem mit der Thatkraft Begabten wunderbar die Flügel erregen. So war Rahel und so hat sie in einem auch äußerlich mehrfach ausgebreiteten Geistesverkehr, im Umgang besonders mit Gentz, Friedrich Schlegel, Novalis, den beiden Humboldt, ihrem Gatten, in Bewegungen mit Jean Paul, Tieck, Schleiermacher und vielen anderen Bedeutenden

aus den verschiedensten Lebenssphären gewirkt, angeregt, bestätigt, und durch tiefstes Eingehen und Erkennen oft neue Keime gepflegt und aufgezogen. Ihr Bild überdenkend, finden wir ihm Ähnliches nur bei einem Manne wieder, der, wenig berühmt und zurückgezogen lebend wie sie, und, wie sie, allen äußeren Glanz der Wirksamkeit verschmähend, auf gleiche Art durch ein mächtiges, nach allen Richtungen hingehendes Geisteswogen und durch scharfes geniales Sehen der Zeit, im persönlichen Umgange mit großen Vorkämpfern auf dem Tagesschauplatz, einen unabweisbaren Einfluß auf das Allgemeine gewann. Dies war der in Paris lebende Graf Schlabrendorf, durch vielfach zusammenstimmende Charaktereigenthümlichkeiten ein gleichgeartetes Naturell, mit Rahel auch das Einsiedelische des Geistes, das Blitzende und Seherartige der Auffassung, und vor allem Unlust und Mangel an eigener Darstellung und Aufzeichnung des innerlich reich Gelebten und Gedachten, in einem überraschenden Grade theilend.

Soll nun zunächst von dem die Rede sein, was als Stufe erworbener und auf dem Grund

der Zeit ausgeprägter Bildung in einer solchen Natur, wie Rahel, hervorragend erscheint, so wird man hier Etwas gewahr werden, das dem nächst gegenwärtigen Tagesleben nicht mehr angehört, sondern in eine frühere und vergangene Zeit deutscher Bildungsbestrebungen bereits hinausdatirt. Die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt; selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise schien ein geschäftiges Literaturleben eingedrungen und man folgte von Messe zu Messe den Entwickelungen der Schriftsteller mit einer Spannung, mit der andere Völker nur ihren auf Eroberungen und Gränzerweiterungen ausgeschickten Feldherren nachzusehen pflegten. Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch große Geister erst jetzt ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um als Festgänger oder Kränzewinder mitzuerscheinen. Das Publikum bildete sich mit und nach seinen Schrift-

ſtellern, und es war nichts Seltenes, daß begabte Männer und Frauen ordentlich ſyſtematiſch nach dem Ideengang eines großen geliebten Dichters, den ſie faſt mit Nonnenandacht zu ihrem Seelenbräutigam erkoren hatten, ſich in ſich entwickelten. Es konnte wohl keinen fruchtbareren Boden für tüchtige geiſtige Bildungen geben als dieſe Zeit, und was aus ihr hervorgegangen, hat ſich durch Gediegenheit, Reichthum und innere Wahrheit vielgeſtaltig unter den Deutſchen bethätigt. Dieſe Zeit großer literariſcher Ideenbewegung hatte vor Allen Rahel nicht nur erlebt, ſondern miterzeugt und getheilt, als eines der tiefempfänglichſten und mitfühlendſten Organe der damaligen Periode, und mit ihrer ſcharfen Originalität alle Eindrücke gleich ihrer eigenſten Perſönlichkeit gewinnend, ſtellte ſie ſo eine ſeltene, gewichtige Bildung dar, die man vorzugsweiſe, wie wenige, eine klaſſiſche nennen könnte, wenn ſich ihr nicht zugleich in der Art ihres Charakters etwas Groteskes und Wildbewegtes beigemiſcht hätte. Sie war, in der Weiſe ihrer lebhaften Natur, immer wie eine Thyrſusſchwingerin der Zeitgedanken; ſie

wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und ſagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakoniſche Weiſſagungen vorher. So hat ſie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus dieſem Manches vorausangedeutet, was im Einzelnen, in den Wendungen bedeutender Verhältniſſe und Individualitäten, überraſchend eingetroffen iſt, und der dereinſtige Entwickelungsgang eines großen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiſeſte Nüance erkannt worden. Was ihr aber dieſe Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens gliechen, war vornehmlich der große Zuſammenhang, in dem Alles in ihrem Weſen geſtanden, und aus dem heraus ſie jede Einzelnheit der Erſcheinung gleich geiſtig und allgemein zu beziehen gewußt.

Und dieſe ſo viel und tief erlebende Frau, in der ſich die höchſten Intereſſen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer ſchöpferiſchen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darſtellen und Ausſprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künſtleriſchen Beruf in ſich ausgebildet, ſondern vielmehr auffallend vernach-

läſſigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künſtlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in ſich bewegte und ausbaute, aller wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poeſie als eigentliche Lebenskraft bloß vorhanden ſcheint, ohne als Kunſttrieb ſelbſt ſich glücklich äußern zu können, und wie ſie als erſtere bei weitem allgemeiner zum Großen und Edlen wirkt, denn als letzterer, ſo fühlte ſich auch Rahel nie zum Verſuch kunſtmäßigen oder abſichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen. Dagegen beſaß ſie einen eigenthümlichen, gewiſſermaßen angebornen Hang, in Briefen ſich auszuſprechen, worin ſie ſich ſchon ſeit früher Jugend lebhaft erging, und in dieſer Weiſe, die ebenfalls eine im vergangenen Jahrhundert beſonders vorherrſchende, jetzt ziemlich verfallene Sitte unter den Deutſchen iſt, hat ſie die merkwürdigſten Abdrücke ihres Geiſtes hinterlaſſen. Sie klagt und ſpricht oft darüber, daß ſie eigentlich nicht ſchreiben könne, bei all ihrem richtigen Geſchmack für äſthetiſche Darſtellung, aber wie ſehr ihr auch äußere Unbeholfenheit oft in den Weg tritt, und auf eine ſeltſame Art

ſelbſt das Material ihre Ergüſſe hemmen will, z. B. die Schreibfeder, die ſie nicht ſelbſt ſchneiden kann, und wo denn mitunter in aller Verlegenheit die Kammerjungfer mit der Scheere daran zurechtſtutzen hilft, ſo daß ein abenteuerliches Werkzeug entſteht, das, eine gewaltſame Handſchrift hervorbringend, die Briefſchreibende jedoch durch den Widerſtand erſt recht zu einem kühnen Flug der Mittheilung anzureizen ſcheint: kurz, wie auch des Ungünſtigen viel zuſammentreffen mag, ſo hat doch Niemand je origineller geſchrieben als ſie. Indem ſie nur rein die Gedanken aus ſich abſchreibt, und nach der unmittelbaren geiſtigen Empfängniß haſtig auf das Papier ſchleudert, wird ſie in unruhiger Bewegung die großartigſte Wortbildnerin, und mitten in dem Gefühl der Darſtellungsunfähigkeit, das ſie beſchleichen will, erſchafft ſie Ausdrücke und Bezeichnungen, die wie eine fertige Minerva mit Helm und Schild aus ihrem Haupt hervorgegangen ſcheinen. Ohne irgend ſtiliſtiſche Motive bei ſich zu kennen, ſchrieb ſie doch, wie wenige Autoren, einen durch und durch eigenthümlichen Stil, weil ſie nur ganz ſich ſelbſt

ſchrieb, und es herrſcht eine ſo drängende, wogende, oft gewaltſame Gedankengährung in ihrer Schreibart, daß man, ſo oft ſie ſich äußert, eine Pythia im Schweiß der Begeiſterung zu ſehen glaubt. Auf der andern Seite ſcheinen dann auch freilich die innerlichſt gebliebenen Gedanken nicht ſelten noch wie ohne Körper und Kleid aufzutreten, und ein dunkles Element breitet ſich geheimnißvoll verſchleiernd über geiſtestrunkene Ausſprüche hin. Dabei iſt nicht die geringſte Spur von Oſtentation in ihr und ihrer Mittheilungsweiſe auch nur zu ahnen, und daß ſie jedesmal lediglich den Zweck hat, ſich ſo zu äußern, wie es gerade in ihr vorgeht, zeigt ſich beſonders daran, daß ſie immer dieſelbe iſt, und in derſelben charakteriſtiſchen Weiſe ſich ausſpricht, an wie verſchiedene Perſönlichkeiten und unter wie verſchiedenen Bedingungen ſie auch Briefe ſchreiben mag. Bei der ſeltſamſten Originalität kann man ſie doch in gewiſſer Hinſicht natürlich nennen, und Jeder, der eine ſolche Natur verſteht, muß beiſtimmen, wenn ſie ſelbſt einmal ausruft: „Warum ſollt' ich nicht natür-

lich sein? Ich wüßte nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu affectiren!“ —

Was Rahels Verhältniß zur deutschen Literatur zuerst am bedeutsamsten erscheinen läßt, war ihr frühes Erkennen Goethe's und der universalen Bedeutung seiner Poesie. Zu einer Zeit, wo Gleichgültigkeit, Mißverstand und Feindseligkeit das, was der große Dichter für den Aufgang der deutschen Nationalpoesie gewirkt, noch fast allgemein zu verdunkeln und niederzuhalten strebten, hatte sie, ein junges Mädchen, in der Stille schon die umfassendsten Studien seiner Werke gemacht, und in ihren nächsten Lebenskreisen mit entschiedener Begeisterung und Einsicht die Macht und Kunstvollendung seines Genius verkündigt.

Sie war es eigentlich, welche durch Ausbreitung seiner Dichtergröße im Privatleben die nochmalige enthusiastische Anerkennungsperiode für Goethe hatte vorbereiten helfen, und selbst nach dem wenigen Aphoristischen, was sie von ihrem Verständniß niederschreibend mitgetheilt, könnte man sie wohl den größten Kenner der Goethe'schen Werke in ihrem feinsten Zusammen-

hange nennen. Zu bedauern bleibt, daß sie nie eine ausgeführte kritische Darstellung des Dichters, in den sie sich so mit ihrer ganzen Natur hineingedacht, über sich vermochte, da sie hier in gewisser Hinsicht das Höchste der Beurtheilung zu leisten im Stande gewesen wäre. Wie tiefgefaßte und in schärfste Beziehungen gestellte Ansichten sie überhaupt von der Ausübung der Kritik hatte, geht vornehmlich aus einem ihrer Briefe vom J. 1791 hervor, worin sie die vielbesprochene Recension Schillers über Matthisson, die allerdings ein großer idealistischer Irrthum war, schon damals auf das Lebhafteste zu annihiliren sucht: „O Laokoon, o Lessing! hab' ich nur denken können. Wenn der was Allgemeines sagte, so bestimmte er was, setzte er was fest, (freilich hat er sich zu Tod' geärgert!) — wenn der recensirte, tadelte er, wenn er tadelte, gab er die Ursachen an. — Man macht so viel Lärm von dieser Recension, und als ob sie so schwer wäre; ich habe eben keine so nagelneue Ideen darin gefunden. Die Vergleichung der Dichtkunst mit der Malerei, und also auch die fernere Anwendung des Landschaftmalers

und Geſchichtsmalers iſt mir gar nicht aufgefallen, und iſt, dünkt mich, hundertmal in Leſſing vorgekommen; den wollen ſie mit aller Gewalt vergeſſen, weil ſeine Recenſionen (denn viele ſeiner Werke, und beſonders Laokoon, kommen mir wie Recenſionen der Künſte vor) nicht ſo ſentimental waren, und er nicht immer das Genie recenſirte, analyſirte, das hohe Menſchliche herausſuchte, und bewies, daß das Genie ein Genie iſt, — ſondern das Kunſtwerk vornahm, aufſtellte, mit Gründen tadelte, oder für das alte Lob welche zeigte, den Forderungen ſichere Gränzen ſteckte, und mit richtendem Blick und enthuſiaſtiſchem Beifall das Genie ſie erreichen ſah, und ſeine Genialität in Ruhe ließ.“ —

Inzwiſchen war der literariſche Eudaimonismus der Deutſchen durch den ernſten Drang der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe allmälig auch aus ſeinem ſüßen Frieden aufgeſchreckt worden. Die erſte Reihe der franzöſiſchen Revolutionsjahre ſchien noch kaum einen tiefergreifenden Funken der Unruhe in die geſellſchaftlichen Zuſtände Deutſchlands geworfen zu haben; man

äſthetiſirte, philoſophirte, unterhielt ſich nach wie vor behaglichſt, und politiſirte nicht; und in den Briefen Rahels aus dieſer Periode iſt auch nur von Literatur, von innerem und geiſtigem Leben die Rede. Die Revolution ſteht in der Ferne nur wie ein brennender Komet, den man als ganz abſonderliches Ungethüm noch außer Zuſammenhang mit der übrigen Welterdnung erachtet; man bezieht ſie nur ganz äußerlich als etwas Vorübergehendes. Es erdröhnten jedoch bald auch die Grundveſten der alten träumeriſchen Germania, das längſt verwelkte Reichsverband zerriß, und ein univerſaler Eroberungskrieg, in den ſich die franzöſiſche Revolution aufgelöſt hatte, drang umgeſtaltend auch über die deutſchen Gränzen. Da wurden neue Intereſſen lebendig, und ein neues ihr früher nie bewußtgewordenes Gefühl macht ſich auch in Rahel geltend, das der Vaterlandsliebe. Sie verkündigt dieſe in einem ſchönen Gleichniß von ſich: „O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Bluts etwa nicht kennt;

wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen!"

Das Jahr 1813 ruft sie auch in ihrem Kreise zur thätigen Theilnahme an die öffentlichen Angelegenheiten heraus; sie zeigt sich unter den andern mildgesinnten Frauen Berlins, die damals am Altar des Vaterlandes die herrlichsten Pflichten der Weiblichkeit ausübten, geschäftig in der Pflege und Erquickung verwundeter Krieger, und übertrifft alle so sehr an Eifer, daß sie, krank geworden, ihr Bureau sogar vor ihrem Bett aufschlägt, um an demselben Jäger und Soldaten zu empfangen und mit Rath und Trost zu entlassen. Ja, sie hat im Namen der Frauen, die sich zur Stiftung eines Lazareths vereinigten, einen Aufruf an das Publikum verfaßt, der in den Zeitungen verbreitet werden sollte. Unter allen äußeren Anregungen dieser Jahre verliert die begeisterte Frau doch nie den innersten metaphysischen Faden des verwirrten Weltzustandes aus der Seele, und sie schreibt im Februar 1816 an ihren Bruder Ludwig Robert folgendes wunderbar im Geist Gesehene: „Danieder liegen die Menschen aus allen Ecken Europa's;

aus allen Ecken habe ich sie abgehört, und höre sie sich beklagen, sehe sie sich unbehaglich fühlen, rücken und klimmen; Alle, die nur nicht ganz gemein, ganz roh, ganz plump steigen und gewinnen, ohne Zweck, aus Prahlsucht und Lüge, ganz nach außen. Meiner Natur Spinnen ist nun, das, was mich quält, bis zu einem Ursprunge hin zu verfolgen, das heißt, bis an die Gränze seines Verständnisses. Ich verstehe nun der Welt Gewirre und ihren jetzigen Zustand so: Es fehlen zu den bedeutend vielen kleinern — Detail-Erfindungen möcht' ich es nennen — Entdeckungen des Menschenwitzes, wodurch er nun seit den neuern Jahrhunderten seine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, sich die Außenwelt dienstbarer, die ganze Erde bekannter und kleiner gemacht hat, einige große Erfindungen und Annahmen, wie sonst es einmal müssen Ehe, Menschengemeinden mit Gesetzerfindung, die zehn Gebote u. dgl. gewesen sein. Das Alte, Einfache, damals groß Erfundene reicht durchaus nicht hin. Der Einzelne ist mächtiger in seinem Sinn und Geist, reicher vorgebildet, als das Gesammte, das ihn regieren soll, und es, ohne

Reſpect, Bewunderung, Meditation einzuflößen, nie kann. Hiermit meine ich bei weitem nicht die Regierenden; ſondern das Regierende, welches höher, in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung ſein muß, als die, welche regiert werden, wenn ſoll regiert werden können. Ich bin gewiß, wo viele Menſchen als Völker zuſammen waren, fanden ſie ſich ungefähr, aber nur ſehr ungefähr, in ſolchem Zuſtande, wie wir, kurz vor einer der großen Erfindungen, die man auch Offenbarungen nennt. Nichts aber, was wir aus den Büchern und Sagen kennen, kommt, dünkt mich, dem jetzigen Zuſtande der Erde gleich! Alte gebildete Völker hatten Säulen zu Gränzen der Welt, Höhlen zur Hölle, ſchöne Inſeln und Berge zum Olymp; nannten andere Völker Barbaren, wollten dies und nahmen ſie zu Sklaven. Jetzt aber, wo die ganze Erde bereiſet, gekannt, Kompaß, Teleſkop, Druckerei, Menſchenrechte, und wer weiß was Alles erfunden iſt, in vierzehn Tagen allenthalben gewußt wird, was allenthalben geſchehen iſt, und doch die Urbedürfniſſe, Nahrung, Vermehrung, das höhere und höhere Wollen fort-

exiſtiren: wie ſollen die alten Sittenerfindungen noch vorhalten (nicht das Bedürfniß nach Sitte, für welches erfunden oder entdeckt werden muß)? Daran, glaube ich, krankt die jetzige Welt; ſo mannigfaltig ausgebildet, groß und allgemein war dieſe Krankheit noch in keinem uns bekannt gewordenen Zeitpunkte, obgleich ſie nur nach und nach dieſe Ausbreitung gewinnen konnte, wozu eine ewige Anlage da war." —

Eigenthümliche Anſichten hatte Rahel von der Fortdauer der Kunſt bei den Völkern; ſie ſind beſonders für die nächſte Gegenwart zu bedeutſam, um ſie nicht herzuſetzen: „Es giebt auch Völker, die in Zuſtänden leben, die nur einer rechtlichen, ſittlichen Verbeſſerung fähig ſind; auch ſprungweiſe zu viel von der Geſammtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunſt — die ich jedem Volke von der Natur zugeſtehe — überſchritten haben. Wie ich denn glaube, daß ſie überhaupt für jetzt überſchritten iſt. Die Unterſuchung, welche dieſe Behauptung vorausſetzt, kann jeder Einzelne in ſeinem eigenen Leben anſtellen: ob ſpätere Verhältniſſe, combinirteres Wiſſen, ſpäter ſich ent-

wickelnde Intereſſen, ausgedehnteres Ordnung-halten, in all dieſen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reifern Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunſterzeugniſſen und Kunſtvorſätzen abgehalten! Die Welt bewegt ſich aber immer; erzeugt immer neue Menſchen und friſche Verhältniſſe; nichts urſprünglich Menſchliches wird vertilgt werden; ſo wenig wir Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Amt zur Welt kommen wird; und ſo braucht uns weder um unſere Liebe zur Kunſt oder deren Werke bange zu ſein. Getrieben nur können ſie nicht werden: nicht einmal vom beſten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf laſſe man ihnen; gute Zuſtände aller Art bereite man; und das ein Jeder auf ſeiner Stelle; das iſt das herrlichſte Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in ſich! Alle Werke der Kunſt zeigen ſich gleich als Karikatur ohne ſie. Das zeugt, wenn es nöthig wäre, von ihrem hohen Urſprung, und ihrer hohen, herrlichen Verwandtſchaft: und

ſo wären wir wieder zu dem Anfang, wo wir ſie als höchſtes Bedürfniß des Menſchen anſahen, als das Bild, welches wir von unſerm hieſigen Leben uns vorhalten; zum Erſatz, zur Luſt, zur Erhebung.“ —

Hier ſtehe auch Rahels Urtheil über Börne: „Dr. Börne in Frankfurt a. M. ſchrieb ein Journal: die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geiſtreichſte, Witzigſte, was jetzt geſchrieben würde; er empfahl es mir mit dem enthuſiaſtiſchen Lobe; ſeit Leſſing, ſagte er mir, — er meinte einen beſtimmten Artikel darin, — ſeien ſolche Theaterkritiken nicht erſchienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk ſein Lob: an Witz, ſchöner Schreibart. Er iſt ſcharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen wie einer der guten Alten; empört, wie man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch! Wenn Sie ſeine Theaterkritiken leſen, und nie die Stücke geſehen haben, ſo kennen Sie dieſe, als hätten Sie ſie vor ſich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie

ſeine Kritiken leſen. Sie lachen ſich geſund! — Andres von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte ſtark ſeine politiſchen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er ſie hätte.“ —

Das Erſchöpfendſte und Tiefſte, was unſeres Erachtens je über Shakſpeare geſagt worden, ſagte ſie mit den wenigen ſchlagenden Worten mündlich: „Er iſt Leben im Leben; er kann faſt nicht zur Betrachtung kommen, denn jede Betrachtung wird Leben; und doch iſt er lauter Betrachtung.“ —

* * *

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten ſind verbraucht!“ ruft Rahel ſchon im Jahre 1820 aus (III, 20). Und ſie hat mit raſchen lebensgierigen Pulſen Welt und Zeit in ſich durchgelebt, und vermag an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen, was dieſer alten Erde, an der ſich Geſetzgeber, Religionsſtifter, Helden, Weiſe, Dichter und Denker ſeit Jahrtauſenden erſchöpft haben, noch fehlt; was ihr gegeben werden

könnte, und was ſie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt ſich Rahel ſchon von ihrer Geburt her in eine feindliche und auf die Oppoſition angelegte Stellung zu allen dieſen beſtehenden Weltverhältniſſen geſetzt (I, 133). Um ſo mehr jedoch hält ſie ſich „an ihres Herzens Kraft,“ und läßt ihren Geiſt mit deſto ſchärferer und unbezwinglicherer Selbſtſtändigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäßen hindurchdringen, weil ſie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt geſtoßen“ (I, 321). In einer ſolchen Natur, die ſo ſehr von ächt welthiſtoriſchem Leben und Anſchauung erfüllt war, kann jedoch ſchon von dieſer Seite her, der hiſtoriſchen, die Bedeutung des Chriſtenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, ſie macht ſich vielmehr in Rahel als ein nothwendiges welthiſtoriſches Element geltend, und zwar mehr wie dieſes, denn wie ein religiöſes. Obwohl ſie auch die individuelle Seite des Chriſtenthums keineswegs verkennt, und ihm ſeine Stätte im Gemüth und in den geheimſten Bedürfniſſen der Perſönlichkeit einräumt, ſo kommt ſie doch zu gleicher Zeit zu

der Anſicht, daß die jetzige Geſtalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte ſei, und daß dieſer ganze Zuſtand der Menſchheit ſchon „zu lange daure“ (I, 262). Es heißt an dieſer Stelle: „dieſe ganze Lehre iſt in einem Seelenzuſtande entſtanden und erfunden, der nicht dauern kann; ſie iſt der Moment der Weihe der Verläugnung und Wiedergeburt; das neue Leben iſt alſo im Tode zu finden, worauf ſie ſich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie iſt eigentlich die Religion, die aufs Allerheiligſte getrieben in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben und eigentlich nicht mitgetheilt werden ſollte.“ Und an einem andern Orte heißt es: „die jetzige Geſtalt der Religion iſt ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menſchlichen Gemüths, und gehört mit zu ſeinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange anhalten. Beides thut großen Schaden. Beſonders iſt es jetzt ſchon närriſch, da dieſes unbewußte Anhalten mit eigenſinnigem leeren Bewußtſein vollführt wird, und, wo Bewußtſein eintreten ſollte, wirkliche bewußtloſe Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor

uns ſteht.“ Aber gleichwohl will ſie das, was der weltverbeſſerungsluſtige St. Simonismus den modernſten Bedürfniſſen hierin entgegenzubieten gemeint hat, keineswegs als die ſogenannte neue Religion gelten wiſſen, und widerſpricht überhaupt, daß dies, welchen Werth ſie ihm auch ſonſt beilegen möchte, irgendwie Religion genannt werden könnte (III, 533 ff.). Denn wie hätte ſie, die mit Angelus Sileſius und St. Martin ihr Lebelang eine tiefgehegte Wahlverwandtſchaft unterhalten, deren Gemüthsanſchauungen mit ächtchriſtlicher Myſtik erfüllt waren (z. B. wenn ſie ſich in das Fußende von Gottes Mantel wie ein Kind eingewickelt träumt) und deren inneres Leben, trotz ſeiner ſtürmiſchen und ſprudelnden Weltunruhe und Schiffbrüchigkeit, doch tagtäglich nur nach dem ewigen Frieden im Geiſt und in der Wahrheit ſchreit, wie hätte ſie an ein Endziel der Menſchengeſchichte glauben und ſich hingeben können, wo alle geiſtigen Zuſammenhänge des Geſchlechts in bloße Aſſociationen der Formen verwandelt würden, mithin ſtatt des lebendigen und productiven Geiſtes die gewerkſame Hand herrſchen und in

gleichmäßiger Vertheilung von Arbeit und Genuß jene ungeſtörte Glückſeligkeitsepoche anbrechen ſollte, die nichts Höheres kennt als ſich ſelbſt, und in ſolcher Selbſtſättigung dieſen Zuſtand, welcher die Apotheoſe der Induſtrie iſt, als ihren Gott anbetet! Von der religiöſen Seite gab es wohl keine widerſtrebendere Geſinnung gegen die St. Simoniſtiſche Lebensreform, als in Rahel, in deren Gedanken eine den Menſchengeiſt zu ſeinem eigenſten Rechte bringende Weltreligion lag.

Aber da ihre Briefe, trotz alles Zuſammenhangs der Perſönlichkeit, kein Syſtem ſind und ſein ſollen, ſondern bald nur wie begeiſterte Improviſationen, bald wie räthſelvolle Prophezeihungen eines hingeriſſenen Moments daſtehen, ſo läßt ſich daraus nicht beweiſen, inwieweit Rahel daran geglaubt, daß eben das Chriſtenthum ſelbſt und nur dieſes es ſei, welches auch zu einer ſolchen Weltreligion, in der die erſtrebenswerthe, ächt menſchliche Einheit von Welt und Geiſt ſich vollbringe, entwickelbar und einzig beſtimmbar ſei. An die weltzerſtörende, die Materie ertödtende Richtung des

Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I, 263) sagt, daß diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe — eine Idee, deren sich Heine in seinen letzten Aufsätzen über deutsche Religion und Philosophie mit einer allzuschneidenden und handgreiflichen Consequenz bemächtigt hat. Gewisse, ich möchte sagen, in ihrem Gott unbarmherzige Pietisten, die in solchen Gedanken Rahels nichts als das bloße zweischneidige Wort des Widerspruches sehen werden, mögen aber hingehen unter die dunkeln Säulengänge der Geschichte, und den Geist des Geschehenen, die blutigen Schatten der vergangenen Ereignisse fragen! Der christliche Staat ist noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Prinzip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muß nur immer auf den Grund

der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Buße genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religionsanschauung zu betrachten ist. Aber über diese Gegenstände, die mit allen daran sich knüpfenden Bezügen noch in so scheuer Knospe der Zukunft versteckt liegen, läßt sich nicht rechten mit einer Individualität, die bei ihren Mittheilungen nur das Vorrecht in Anspruch genommen hat, sich in ihrem eigensten Selbst offenbaren zu dürfen, die uns in allen ihren Bekenntnissen nur ihren eigenthümlichen und geheimsten Entwickelungsgang veranschaulichen will, und wo wir von ihr abweichen, doch immer jedem Urtheil die unerläßliche Rücksicht, daß hier nur das Originalbild einer besondern Persönlichkeit sich daran abzeichne, abfordert.

In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen befindet sich Rahel mit manchen St. Simonistischen Tendenzen we-

niger in Widerſpruch. Über die Ehe erwachen ihre eignen alten Gedanken, als ſie der St. Simoniſten Verbeſſerungsprojekte darüber vernimmt (III, 550): „Heute Freitag den 22. Januar 1832 kam A. mit dem Globe vom 12. zu mir herein: „„Sie müſſen den Artikel sur les femmes leſen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz myſtiſch.““ — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „„Es ſoll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit. Man ſoll in und außer der Ehe leben können. Eine Muſterehe ſoll exiſtiren, die das durch die That beweiſt.““ — Voreilig! ſchrie ich: ich verſtehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmaſſe auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „„Leſen Sie nur; es iſt ganz myſtiſch; wer weiß, was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieſer Ideen entſtehn; ſie fordern Frauen auf, ihre Inſpirationen mitzutheilen““ u. ſ. w. — Ich verſtehe: ſagte ich: es iſt ſchon in den Ehen ſo, wie ſie ſagen, die Saint-Simoniſten, in den ſchlechten ſchon: ſie fügen ſich, und wollen auch frei ſein; der ganze menſchliche Zuſtand iſt ſo: unbedingt — von

innen —, und bedingt — von außen. So iſt auch, und kann nicht anders ſein, die Ehe: aber mit Bewußtſein ſoll dies geſchehn; und ich ſetze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchſter Bildung, religiöſer, iſt: Einwilligung, durch Einſicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anſchließen an das, was wir Höchſtes kennen. Nun will ich den Globe leſen. — Abends. Ich habe nichts hinzuzuſetzen." —

Von ihren eignen Ideen, wo ſie dieſe ſocialen Richtungen berühren, deutet ſie Folgendes merkwürdig an (III, 19): „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder ſind; wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder ſollten nur Mütter haben, und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien; ſo beſtellt es die Natur; man muß dieſe nur ſittlicher machen; ihr zuwiderhandeln gelingt bis zur Löſung der Aufgabe doch nie; fürchterlich iſt die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann; und wider Luſt und Willen einen Menſchen erzeugen kann. Dieſe große Kränkung muß durch

menſchliche Anſtalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie ſehr das Kind der Frau gehört. Jeſus hat nur eine Mutter. Allen Kindern ſollte ein ideeller Vater conſtituirt werden, und alle Mütter ſo unſchuldig und in Ehren gehalten werden, wie Maria." — Dazu vergleiche man **III, 181 ff.**, und, in Zurückbeziehung auf die Perſönlichkeit, **I, 181**, an welcher letztern Stelle (Jahreszahl 1799) es heißt: „Noch auf eine Manier kann ich heirathen, wenn ich dem Menſchen faſt gleichgültig bin, und er alle ſeine Freiheit behält, und mir ſeine Perſon gefällt. Das fühl' ich, und weiß ich deutlich. Vorurtheile muß er ſchon einmal nicht haben, ſonſt halt' ich's nicht aus. Tugendhaft will ich gerne ſein: das bin ich jetzt auch — und bin zu nichts anderem gemacht — nur zum Lügen muß mich ein dummer Mann nicht zwingen können, und ich mich ſtellen müßte als ob ich ihn ehrte. Reden muß ich können, was ich will; und mein Läſtern muß er lieben; und wenn ich ihn ehren könnte; was ich ehren nenne!! — ich glaube, ich weiß nicht — ich wäre noch glücklicher, als durch

die Liebe.“ Hier tritt bei Rahel zugleich die Empfindung der beengten Sphäre weiblichen Berufs mit ins Spiel, an die das Bewußtſein großartiger und ſelbſtſtändiger Kraft ſich betrübt muß gefangen geben, und ſo deutet ſie ſchon I, 55 ff. (in einem Briefe vom Jahre 1793, welcher in der früheren Ausgabe dieſes Buches noch fehlte) für jene Emancipation der Frauen, deren nachher der St. Simonismus mit abenteuerlicher Theorie ſich anzunehmen ſucht, die heftigſten, aus dem Leben ſprechenden Argumente an: — „kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Menſch iſt? Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug geweſen wäre, und ſie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, ſo hätte ſie mich bei meinem erſten Schrei in hieſigen Staub erſticken ſollen. Ein ohnmächtiges Weſen, dem es für nichts gerechnet wird, nun ſo zu Hauſe zu ſitzen, und das Himmel und Erde, Menſchen und Vieh wider ſich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein andrer Menſch) und richtig zu Hauſe bleiben muß, das, wenn's mouvements macht, die merklich ſind, Vorwürfe

aller Art verſchlucken muß, die man ihm mit raison macht; weil es wirklich nicht raison iſt, zu ſchütteln, denn fallen die Gläſer, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, ſo haut alles ein." —

Alles dies ſind einzelne und doch tief zuſammenhängende Fäden eines großen Geſpinnſtes, das uns die Zeit immer wunderlicher über den Kopf wirft, und aus dem wir uns nur retten können durch den feſten Glauben an die Geſchichte, die, indem ſie die verwirrende iſt, zugleich die löſende wird für jede Richtung, die ſie auf das hohe Meer ihrer Bewegungen hinausgetrieben hat. Es gilt aber unerſchrocken und offen anzudeuten das, was Jeglicher von dieſen Zuckungen und Dröhnungen in ſich verſpürt, um die ganze Pathologie dieſer Zuſtände von allen Seiten her in immer ſchärferen Umſchreibungen und dringlicheren Symptomen zu liefern und einzuſammeln. Denn anders als pathologiſch laſſen ſich dieſe von der Bewegung ergriffenen Zuſtände nicht betrachten, und man kann zu ihrer Löſung fürerſt nichts weiter thun, als ſie zu ſchildern. Therapeutiſch läßt ſich nichts

damit und dagegen machen, und keine Heilmethode liegt aus den Überlieferungen der Vergangenheit vor, um dies brennende Fieber der Zukunft in so vielen edlen Gemüthern zu bannen. Und hier wird die bis auf den innersten Nerv schonungslos dringende Aufrichtigkeit einer solchen Natur, wie Rahel, welthistorisch, weil zeitschildernd, indem sie die geheimste Feuerstätte einer innern Menschenentwickelung enthüllt und in einem allseitigen, obwohl nirgend zu einer Befriedigung kommenden Werdeproceß das Arbeiten aller Hämmer und Räderwerke des von der Zeit getriebenen Herzens klingen und springen läßt. „Es ist nicht gut — heißt es I, 194 — auch nur das Geringste zu verschweigen: und wenn man alles sagen könnte, wäre alles besser. Auf diese Vollkommenheit müßte sich jedes Individuum üben, wie die Menschheit sie erwarten muß."

Jetzt bleibt noch der dritte Übergangsmoment näher zu bezeichnen, welcher besonders die Kunst betrifft im Verhältniß zu derjenigen Epoche der Menschheit, die, wie die unsrige, eine von der Reflexion gefangen genommene Stadie des Völker-

lebens darzuſtellen ſcheint. In jenen Worten Rahels (III, 78 ff.) wird der Kunſtverzweiflung und der Kunſthoffnung der Gegenwart faſt gleiche Nahrung und Stütze geboten, gerade wie es in der Stimmung unſerer Tage, in ihrer Schaffens-Luſt und Unluſt, in ihrem Werdedrang und in ihrer Lähmung, gemiſcht und nebeneinander ſich vorfindet. Die geiſterhafte Verſenkung in das allgemeine Wiſſen des Grundes der Dinge, in welcher die freilebendige Geſtalt verblaſſen muß vor ihrer eigenen ſie auflöſenden Bedeutung und Bezüglichkeit, läßt die Möglichkeit eines Überſchrittenſeins der Kunſtepoche hervortreten. Daran zu glauben oder nicht, iſt etwas ſo rein Individuelles, daß ſich gar nichts dafür oder dawider ausmachen läßt und es faſt gleichgültig ſcheint. Aber mehr zu beherzigen iſt das Geſchichtliche, daß ſich bisher keine ächte Nationalblüthe irgendwo in der Lostrennung von der Kunſtepoche gezeigt, denn die induſtrielle Epoche unſerer ſocialen Propheten iſt noch ein Chimärenbild, für das in der menſchlichen Natur ſelbſt wenig Grundtriebe ſprechen und zeugen, wie ich mir denn überhaupt, da mir die Kunſt ein

höchſtes Nationales iſt, nichts höchſtes Nationales zu denken vermag ohne die Kunſt. Und hier tritt uns Rahel wieder mit ihren herrlichen Gedanken entgegen, daß nichts urſprünglich Menſchliches ſich werde vertilgen laſſen! So iſt uns allerdings nicht bange um unſere Liebe zur Kunſt, und wenn uns die Kunſtwerkerzeugung auf dem Papiere mißlingen ſollte, ſo ſind wir im Voraus bedacht, nicht dabei ſtehen zu bleiben, und das, was Kunſtwerk werden ſoll, im Leben, im Staat und in unſerer ganzen Menſchenbildung geltend zu machen. Aber die Schwere unſeres überfüllten Bewußtſeins iſt es, die uns bedenklich macht in allem Heldenthum der That, und in gedankenvoller Feigheit, möcht' ich ſagen, unſer beſtes Leben verzetteln und erfolglos hinbringen läßt. Hier gehört jene merkwürdige weiſſageriſche Äußerung her, die Rahel ſchon im Jahre 1811 in dem trefflichen Briefe an Marwitz (I, 503 ff.) ausdrückt: „Sie können der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit iſt nichts, als die Bedingung, unter welcher ſie ſich bewegen, entwickeln, leben, wirken. Alle bekannte

Wesen sind darin streng gebannt; jeder Mensch in seine Zeit. Unsere ist die des sich selbst ins Unendliche, bis zum Schwindel bespiegelnden Bewußtseins. Und die größten Heldenanlagen, die wirkungsreichste und fähigste Natur muß austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie doppelt begabt, recht menschlich begabt ist; wenn ihr ein speculativer sinnender Geist zugesellt ist, ein scharfes, intelligentes Verständniß, eine zu bewegende Dichterphantasie, ein starkes, aber zartes Herz. Einem verstehenden Menschen ist in der zerstückelten neuen Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren und Christen ausgehaust haben, nichts übrig als das Heldenthum der Wissenschaft. Staatshelden, die erst vernichten und erobern sollen, haben und dürfen kein großes Bewußtsein haben. Sogar Staatsverwalter müssen den Kranken, den sie vor sich haben, talentartig, ziemlich empirisch und instinctartig behandeln. Auf eine andere Weise gebricht der Muth, und der Augenblick, mit allen Vortheilen schwanger, avortirt. Sie nun sind der Mensch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt,

erdroſſelt, ſtehen Sie mitten drin. Dies iſt Ihr Unglück, Ihr Leid. Sie ſcheinen zu ſchwanken und eine ausgeſogene Welt iſt es, die farb- und marklos um ſie herwogt. Ich ſpreche nicht, wie alle Menſchen, von der armen franzöſiſchen Revolution: die war ſchon da, eh' ſie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menſchheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern iſt, die Gottloſigkeit und Blödſinn geſchlagen haben; nicht eine heilſame Miſchung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt." —

Wir entſchlagen uns für diesmal aller der aufgeregten Fragen, die den Übergang und die Entwicklung angehn, mit den eignen Worten Rahels (I, 305): „Das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitiöſen Verſuche, ſind das Schlechteſte. Leben, lieben, ſtudiren, fleißig ſein, heirathen, wenn's ſo kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies iſt immer gelebt, und dies wehrt Niemand. Und von einer großen, immer größern Vereinigung dieſes wollender Menſchen ſollte nichts, gar nichts entſtehen?" —

Die genaueren und vorſtehenderen Freunde

des Buches, denen es ſchon in ſeiner erſten Mittheilung Studium nicht nur, ſondern auch Quell der Selbſtforſchung und Selbſterkenntniß wurde, werden von ſelbſt beeifert ſein, die von uns angedeuteten Punkte als die Radien einer großen Geſammtanſicht zu verfolgen und zu verbinden und den Zuſammenhang mit dieſer Perſönlichkeit ſowohl als mit der Zeit überall, wo es auf das Flüſſigmachen jener Richtungen hingeht, durch die eigene Lectüre ſich weiter auszuſpinnen. Denn dem vertrauten Leſen, dem ab und zu gepflogenen geiſtigen Umgang muß hier vor allen Dingen mehr, als der Kritik, der Gehalt dieſer Erſcheinung überlaſſen bleiben, an der ein Jeder ſeine eigenſte Stellung zum Leben und zur Welt ſich ermeſſen und erprüfen mag, ohne da, wo er von ihr abweicht, ſich empört und zu einem bannſchleudernden Urtheil herausgefordert zu fühlen. Denn jeder tieferen und eigenthümlicheren Natur kann im Grunde nichts Beſſeres widerfahren, als daß ihr ganzes Weſen mit Allem, was darin iſt, in die Öffentlichkeit hinausgegeben wird, um in das Allgemeine den Gewinn ſeiner beſonderſten Bildung

überzuſtrömen. Ihr Werth beruht in ihrem Sein, und daher iſt kein Bedenken und kein Verkennen erheblich und anzuſchlagen, da es nur darauf ankommt, daß ſie iſt, und von der Welt als ein Daſeiendes, mithin ſeine Stelle Habendes, gewußt wird. Was aber iſt, wird auch wirken. Und ſo ſehen wir, wie ſich Rahel ſelbſt ſchon im Jahre 1810 mit einer künftigen öffentlichen Herausgabe ihrer Briefe, weil ſie ihr Leben ſind, befreundet zeigt (I, 465 ff. in dem merkwürdigen Briefe an Varnhagen): „Keiner von uns will mehr, daß mein ehrliches Leben auch geſchaut werde von ſolchen, die es ſelbſt ſind; und genug findet man immer, unter Deutſchlands Leſern, wenn man nur drucken läßt. Immerfort erzeugt die Erde auch wieder ſolche. Ich weiß, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die Vergangenheit Leben, die Gegenwart Feſtigkeit; und einen künſtleriſchen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Hiſtorie erregt, ſchaffen Muße, Götterzeit und Freiheit; wo ſonſt nur allein

Stoßen und Drängen und Dringen, und ſchwindliches Sehen und Thun möglich iſt; im wirklichen Leben des bedingten beſchränkten Tages, wie er vor uns ſteht! Nicht weil es mein Leben iſt, aber weil es ein wahres iſt; weil ich auch vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabſichtigten Zügen, für Forſcher, wie z. E. ich Einer bin, wahr, und ſogar geſchicht-ergänzend ausſprach. Und endlich, weil ich ein Kraftſtück der Natur bin, ein Eckmenſch in ihrem Gebilde der Menſchheit, weil ſie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schickſal nur konnte verabfolgen laſſen; jeder Kampfgeſell der Natur, der größeren Geſchichte, iſt in einen Geſchichtsmoment geworfen, wo er kämpfen muß wie bei einem Thiergefecht in der Arena; glückliche Veteranen, wirken weiter, zu ihrem und der Menſchen Bewußtſein; unglückliche, zerſchellen; mich trugen Gedanken und Unſchuld, als ich zerſchellt ſchon war, empor, zwiſchen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir iſt, kann ich nicht ſagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es ſchwankt und ſchwindet die Erde mit den Lebensgütern; der

Lebensſchatz iſt alles! Sehen, lieben, verſtehen, nichts wollen, unſchuldig ſich fügen. Das große Sein verehren, nicht hämmern, erfinden und beſſern wollen; und luſtig ſein, und immer güter! So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich ſehen! Ich aber ſelbſt will aus meinen Briefen alles ſuchen, und verwerfen; und nicht in vierzig, funfzig Jahren, wie Du der Guten ſchreibſt, ſondern viel früher; ich will noch leben, wenn man's lieſt. Ich mache mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen Plan; wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rückſicht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, die mir das Leben hemmte; andere achte ich, wie Du weißt, nicht. Nur meine Billigung iſt mir nöthig und wichtig." — —

Die dreibändige Ausgabe des Buches Rahel (Berlin 1834), die ſchon mit einem Brief des ſechszehnjährigen Mädchens beginnt, hilft Bild und Geiſt, Inneres und Äußeres, nach allen Seiten hin vervollſtändigen und ausmalen. Das bewundernswürdig Ausgedehnte ihrer Verbindungen, der groß-weltlichſte Verkehr, die immer auf den innerſten Inhalt losgehende Berührung

mit den Bedeutendſten, böten eine faſt unerſchöpfliche Fundgrube dar, um dieſen reichhaltigen Mittheilungen eine immer neue und mannigfaltige Staffage zu geben. So ließe ſich über dies Buch noch in der Weiſe urtheilen, daß die den Mittelpunkt bildende Individualität in dem eigenthümlichen Reflex ihrer Verhältniſſe näher dargeſtellt würde, mit charakteriſtiſcher Vorführung dieſer mannigfachen Perſönlichkeiten ſelbſt, mit denen ſie ſich zu Austauſch und Wechſelwirkung begegnet *). Aber was uns in dieſer neuen, ſo bedeutend ergänzten Ausgabe noch ſchärfer als ſonſt entgegentritt, iſt das großartig Unglückliche, das eine ſolche Natur, die immer die äußerſten Enden aller Gedanken und Anſchauungen zu verfolgen gedrungen wird, in ſich beherbergt. Denn ſie, die immer nach Welt-Satisfaction (was ihr auch die „Perſönlichkeits-

*) Dieſe Aufgabe iſt in dem Buche: Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel. herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe (Leipz. 1836, 2 Bde.) mit einem Erfolg gelöſt, der nur von dem Talent und den Mitteln des Herausgebers ſelbſt erwartet werden konnte.

Befriedigung" iſt) ſchmachtet, weiß ſich am Ende nur damit zu tröſten, daß es kein Glück in der Welt giebt, ſondern nur „Sieg und Plaiſir" (I, 183), aber das Siegeriſche ihres Geiſtes verſchafft ihr dennoch manche ſchöne Stunde. Nur drängt ſich ihr die Metaphyſik, die in ihr in beſtändigem Aufruhr war, auf Wegen und Stegen nach und heftet ſich mit unerſättlicher Frage an jeden unſcheinbaren Moment des Hinlebens feſt. Wenn ſie lacht, ergreift es ſie plötzlich, daß ſie bei ſich tief ſich wundern muß, wie ſie über etwas lachen könne, was ſie ſelbſt geſagt hat (I, 68). Wenn ſie ſich bewegt, kann ſie ſich gar nicht erklären, was Bewegung iſt (I, 148). Wenn ſie will, fühlt ſie ſich bei Gedanken über das Wollen betroffen, ſtellt Betrachtungen über menſchlichen Willen und Urwillen an (III, 40). Und ein anderes Mal (III, 31) kommt ſie ſich, mit einer höchſt metaphyſiſchen Anſchauung, wie ein „Adjectiv" Gottes vor, indem ſie über die menſchliche Perſönlichkeit ſich erörtert: „den Urgeiſt beurtheile ich nur nach meiner Mitgift von ihm, im Verhältniß von mir zu ihm: nicht ungemeſſen, un-

gebührlich, was er ſein kann. Der Gedanke Sein ſchwindet mir ſogar bei ſolchen Möglichkeiten. Wie ein Adjectiv komme ich mir vor.“ — Und dann ſteigert ſich auch wohl der unbefriedigte Reiz der Speculation bis zum Seherartigen und Prophetiſchen, letzterer Trieb oft ſeltſam in die tauſend Zufälligkeiten des Lebens hineingreifend, indem eine ungemein leiſe und ſcharfhörige Combination ſo oft weiſſageriſch wird, ſollte ſie auch nur dem Herrn Thiers ſchon im Jahre 1823 ein Miniſterium prophezeit haben (III, 93 vgl. 89), welches ſich freilich nicht ſo verwirklichte, daß es der Prophezeihung werth geweſen wäre.

Bei dieſen großen Eigenſchaften, die auf das Allgemeine gerichtet ſind, fehlen auch die weiblichen Einſeitigkeiten nicht. Auf die äußere Lebensform, Anſtand, Kleidung, Sitte, feine Welt, herrſcht, in Beurtheilung und Begünſtigung Anderer, nach Frauenart, große Rückſicht vor (I, 170). Im zu harten Urtheil über die Staël beſtätigt ſich die Erfahrung, daß eine bedeutende Frau der andern nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen kann. Der ſcharf zerſetzende Sinn für

Perſönlichkeiten macht ſich geltend, wenn ſie ſich Jean Paul immer ſchmutzig habe denken müſſen (I, 201), weil er keinen Geſchmack habe. Wie ſich aber hierin das Weibliche nicht verläugnet, ſo tritt es auch in allem Milden, Guten und Wohlthuenden bei Rahel hervor. Merkwürdig iſt das Selbſtbekenntniß über die einzige Grazie, von der Rahel in ihrer Natur reden zu dürfen glaubte, und in welcher ſie freilich die Urquelle aller übrigen bezeichnet (II, 186 ff.): „Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand faſſen, und es verletzen, als ein Angeſicht kränken, und ein gekränktes ſehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu ſchlecht ging, und ich gleich an lauter Leiſten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leiſtete, dies letzte iſt ganz leidenſchaftlich und mechaniſch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, ſorgloſe Natur mir eins der feinſten und ſtark organiſirteſten Herzen gegeben hat, die auf der Erde ſind; weil ich keine perſönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es alſo nicht ſieht: weil auch mein rauher, ſtrenger, heftiger, launenhafter, genialiſcher, faſt toller Vater es

überſah, und es brach, brach. Mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne ſolchen Charakter ſchwächen zu können. Nun arbeitet dieſer ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die ſchönſten Eigenſchaften werden die widrigſten. Du wirſt es ganz verſtehen! Ich wäre ein ſehr, für Aller Augen, verkrüppeltes Geſchöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergeſſen der Perſönlichkeit, ohne welches die genialiſchſten Menſchen auf der Erde, und in jeder Wiſſenſchaft, keine wären. Dies iſt der einzige Leichtſinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichſtes Daſein, die expanſive Möglichkeit zu fernern Exiſtenzen, das höchſte Leben, welches zu anderm Leben hinauf glimmt und flammt." —

Es iſt indeß auch nicht zu vergeſſen, wie Rahel in milder Frauenſitte zugleich durch ſinniges Schaffen und Pflichterfüllen im Kreiſe

des Hauses gegen alles geistige Überwogen sich eine wohlthuende Begränzung zu gewinnen verstand. Sie bewegte sich thätig und fürsorglich in allen häuslichen und geselligen Geschäften; antheilvoll und hülfreich für Jedermann sich zeigend, sah man sie besonders liebevoll zu Kindern hingeneigt, und, wiewohl sie nicht eigne hatte, ganze und halbe Tage nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Im Umgang mit Kindern, auf den sich so wenige Menschen recht verstehen, kehrte dieser gewaltige Charakter das Liebliche und Feinbesaitete seines Wesens lächelnd hervor, und während diese zarte Kinderliebe ihr in süßer Anmuth Dichtergedanken einhaucht, so daß sie einmal unnachahmlich schön sagte: — „Milder als Mairegen sind Kinderküsse! Rosenduft, Nachtigallton, Lerchenwirbel, — Goethe hört's nicht mehr; ein großer Zeuge fehlt!“ (Sommer 1832) — reflectirte sie an einer andern Stelle folgenderart darüber: „Weit öfter halten sich die Leute untereinander für das, was sie sein möchten und vorstellen wollen, als für das, was sie wirklich sind. Mir ist das mit Einemmale

ganz klar geworden, als mir einfiel, wie sehr ich Kinder liebe; wie ich mich mit ihnen abgeben kann; zeitlebens welche zu besorgen hatte und sie mir schaffte. In allen Häusern, in allen Städten; Geschwister, Nichten, Fremde, Nachbarn; alle Sorten. Nie ist es Einem eingefallen, mir den Titel Kinderfreundin zu geben, oder mich dafür anzusehn; mir selbst ist es nicht eingefallen." —

Eigenthümliche Schmerzen bereiten sich indeß oft so metaphysische Naturen, wie Rahel, selbst, durch zu tiefgehende Auffassungen und Beurtheilungen der Personen in ihrer Umgebung. Sie wollen Jeden, den sie sehen und berühren, sogleich auf sein Allgemeines zurückführen, und negiren oder affirmiren ihn von daher unaufhörlich; sie wollen gleich zu gründlich lieben oder hassen, und verwischen sich so nicht selten auch die harmlose Stundenfröhlichkeit des Umgangs, indem kein bloßer Anschein begnüglich von ihnen zugegeben wird, sondern das verborgene wahre Sein es ist, das sie überall, selbst mit unbewußter Schonungslosigkeit, aus der Hülse der Per-

ſönlichkeiten herausblättern mögen. Aber es erſtehen ihnen dagegen auf der andern Seite Freuden, die, jenes Stundenglück hoch überragend, eine gewiſſe Ewigkeit des Glücks ihnen verbürgen. Dies iſt der ihnen vergönnte Blick in den großen Zuſammenhang der Weltereigniſſe, in denen ſie ſich als einen vernünftigen mitlebenden Punkt freudig fühlen und bewußt werden, und ſo die erhabene Strömung, die durch das Ganze geht, auch in ihrem Einzelweſen als Zug der Stärkung einathmen. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tauſend Schwingungen; ſie war, könnte man ſagen, das Alles am feinſten durchfühlende Nervenſyſtem ihrer Zeit, und weil ſie ſo mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewiſſermaßen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, ſo wurden ihr oft zutreffende Ereigniſſe der Zeit, ſelbſt tragiſche, wahre Glücksereigniſſe, an denen ſie ſich erhob, aufrichtete, erfreute, und ſo aus dem Ganzen eine Art perſönlicher Genugthuung in ſich ſelbſt er-

fuhr. Sie gehörte der großen ewigen Weltentwickelung an, in der ſie mitlebte, und in dieſem höchſten Sinne iſt der Ertrag ihres Geiſtes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menſchen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Immermann und das Jahrhundert der Epigonen.

Immermann gehört zu den einſamen Talenten unſerer Periode, zu den Geiſtern, die ſich ſondern, von den allgemeinen Zuſtänden ſowohl als von den Perſonen, er gehört auch zu Denen, welche glauben, daß ſie nicht in der rechten Epoche geboren, die ihrem Dichterberufe angemeſſen. Dieſe gegen den Stachel der Geſchichte leckenden Naturen ſind überzeugt, ſie würden das Allerhöchſte gewirkt haben, wäre ihr Genius nur um fünfzig Jahre früher in Deutſchland aufgegangen. Eine Anſicht, die hiſtoriſch wie individuell ein Irrthum iſt, weil die Zeit und die Perſonen ſo genau zuſammengehören wie Leib und Seele, und man annehmen muß, daß kein Talent außer dem Dunſtkreiſe der Epoche,

die es hervorgebracht, auch nur exiſtiren würde. Aber das Heldenthum jeder Zeit iſt nicht daſſelbe, bald führt es Schwert, Scepter, Leier, Feder, bald beſteht es nur in einer reinen Negation, oder in der höchſten Virtuoſität, als zerſetzender Geiſt den Miſchungen der Geſchichte zu dienen. In einer ſich auflöſenden Zeit iſt Einer im Zweifeln groß und meint, daß er es in einer andern beſſern auch im Handeln geweſen wäre, aber das Napoleonstalent der Skepſis; das gewiſſe Epochen immer hervorbringen, bedingt für eine andere rückwärtsliegende noch keinen Napoleon der That. Windet ſich ein dichteriſches Gemüth qualvoll in deutſchen Abſtractionen umher, geißelt ſich das poetiſche Jugendherz mit den Dornen nationeller Metaphyſik, ſo iſt doch der Seufzer vergeblich, daß unter dem ſchönern poetiſchen Himmelblau Griechenlands ein großer productiver Dichter ſtatt dieſer innerlichen Schwankungen entſtanden wäre. Es iſt lächerlich, ſeinen Stern in der Vergangenheit anzubeten. Das Individuum iſt bis auf einen gewiſſen Punct zeitlos, wo es in die Zukunft hineinreicht, denn es kann ein Geiſt mit idealer

Anſchauungskraft allerdings ſeiner Epoche voraus ſein. Aber er darf dennoch ſein Loos nicht beklagen, ſtellt er auch nur das Himmelszeichen vor, durch das andere, ihn überdeckende Weltkörper ihren Durchgang nehmen.

Wozu dieſe Betrachtungen? Sie ſollen Ruhe einflößen gegen eine Anſicht in Deutſchland, welche die überwiegende Größe der Vergangenheit, die auf der heutigen Menſchheit eher drückend als erhebend laſte, beklagt! Immermann hat einen ganzen Roman in drei Bänden auf dieſe Weltanſicht gebaut. Der Text dieſer Leichenpredigt heißt: die heutigen Menſchen ſind alle nichts als Epigonen!

Was ſind Epigonen? Sind es banquerotte Götter, Halbmenſchen, arme Teufel, die invalid gewordene Seele der Menſchheit? Im zweiten Buche des dieſen Namen führenden Romans heißt es im zehnten Capitel: „Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegenſatz der beiden Zeiten, deren jüngſte die Revolution in ihrem Anfangspuncte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unſere Tagesſchwätzer ſehen mit großer Verachtung auf jenen

Zuſtand Deutſchlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts ſich gebildet hatte, und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen ſchal und dürftig vor; aber ſie irren ſich. Freilich wußten und trieben die Menſchen damals nicht ſo vielerlei als jetzt; die Kreiſe, in denen ſie ſich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in ſeinem Kreiſe zu Hauſe, man trieb die Sache um der Sache willen, und, daß ich bei der Schutzrede für die Beſchränkung mit einem recht beſchränkten Sprüchlein argumentire: der Schuſter blieb bei ſeinem Leiſten! Jetzt iſt jedem Schuſter der Leiſten zu gering, woher es auch rührt, daß kein Schuh mehr uns bequem ſitzen will. Wir ſind, um in einem Worte das ganze Elend auszuſprechen, Epigonen, und tragen an der Laſt, die jeder Erb- und Nachgeborenſchaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geiſtes, welche unſere Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttiſchen ausliegen. Ohne ſonderliche An-

ſtrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigſtens die Scheidemünze jeder Kunſt und Wiſſenſchaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen, wie mit geborgtem Gelde, wer mit fremdem Gute leichtfertig wirthſchaftet, wird immer ärmer" u. ſ. w.

Bei dieſem Raiſonnement, das viele Halbheiten der Gegenwart richtig trifft, iſt nur Eines vergeſſen, was ein Dichter und Seher am wenigſten vergeſſen ſollte, nämlich — die Zukunft! Immermann bangt zurück nach der Vergangenheit, aber die Menſchheit bangt vielmehr nach der Zukunft. Was rückwärts liegt, ſo groß und unerreichbar es ſein mag, iſt doch nicht ſo groß, als das, was noch zu gewinnen ſteht, Immermann müßte denn einen völligen Banquerott des heutigen Menſchengeſchlechts mit ſeinem Epigonenroman haben bezeichnen wollen. Ich glaube, es muß uns unſere Tradition weniger drücken und beſchämen als unſere Ideale. Reichen wir Epigonen denn gar nicht hinan gegen unſere Väter, die Helden? Dieſe hatten einen glücklich eingefriedigten Raum zum Schaffen, unſer Schaffen beſteht vor der Hand in unſerm Begreifen.

Wir begreifen unſere Heldenväter, und dadurch werden wir ihnen ebenbürtig, aber wir begreifen auch, was uns ſelber eigenthümlich frommt, und darin ſind wir Idealiſten. Wir haben die Ernte unſerer Vergangenheit aufgezehrt und in unſer Fleiſch und Blut verwandelt, dies Erbtheil kann uns nur fördern und groß machen, nicht durch ſeine, unſere Kleinheit überwiegende Größe lähmen. Man darf aber den proviſoriſchen Zuſtand der gegenwärtigen Menſchheit die Individuen nicht entgelten laſſen, wie es dieſer Roman Immermann's durch die Intention thut, alle Perſonen in einem unſeligen Zuſtande ſchwankender Vielthuerei und Charakterloſigkeit hinzuſtellen. Darin geberden ſich alle bei ihm auftretenden Figuren als Epigonen. Eine unangenehme, fruchtloſe, aller poetiſchen Idealität zuwiderlaufende Aufgabe, an die Immermann die jetzt ſo gewichtige Reife ſeines Talents rein verſchwendet hat! Eine tiefer greifende pſychologiſche Behandlung hätte aber hier dennoch auch bei den einzelnen Charakteren zu andern Reſultaten hinführen müſſen. Man blicke den erfolglos ſich bewegenden Charakteren dieſer Zeit nur

tiefer in's Herz, man combinire ihre zersplitterten Kräfte mit den allgemeinen Situationen. Man wird in ihrem Innern die gegebene Möglichkeit höherer idealer Erfolge wahrnehmen, deren Existenzlosigkeit das Tragische, aber nicht das Verächtliche und Kleinliche an ihnen bildet. Die historische wie die ideale Situation der Personen läßt Immermann gänzlich dahingestellt. Sein Roman hat darin eine materielle Härte, daß er, ohne bis auf die allgemeinen Zerwürfnisse und Hemmnisse der Ideen zu gehen, die Zerfahrenheit der modernen Charaktere nur als eine individuelle Haltungslosigkeit vor Augen führt. Das heißt, die Individualität einer Epoche mißachten, ohne das Wesen der Epoche selbst, ihre ehrwürdigen Schmerzen, ihre berechtigten Hoffnungen, ihre Anwartschaft auf die Zukunft, zu ergründen.

Immermann ist allerdings ein Epigone der deutschen Literatur, und einer der bedeutendsten. Sein Talent ist auf die Vergangenheit basirt und kam, hinanstaunend zu den Meistererzeugnissen einer abgelaufenen Zeit, zur Welt und in Bewegung. Er gehört nicht zu den Blasen,

welche die modernen Wirren aufgeworfen haben, und darin zeigt ſich ſein gediegenes Schrot und Korn, die pralle Leiblichkeit ſeiner Muſe, die ihr immer eigenthümlich war; aber er gehört auch nicht mit dem abgemeſſenen Wellenſchlage ſeines Talents in die Strömung des Weltmeers, die er weder bezeichnen noch richten hilft. Seine literariſche Mittelſtellung hat unangefochtenen Raum und Frieden genug, um ſo viel erfreuende und erquickliche Gebilde, als jetzt nur irgend möglich wäre, zu erzeugen, aber die allgemeine Stimmung des unbefriedigten Hinundhergreifens ſcheint ihn, trotz ſeiner geſunden hartſcholligen Selbſtgenügſamkeit, doch zu verfolgen und in ſeine abgeſchloſſene Werkſtatt einzubrechen. Immermann begann als Schüler, um ſich zum Meiſter zu vollenden, wenn es irgend ſeinen Anſichten entſpricht, daß ein Epigone Meiſter werden kann. Die beiden Granitpfeiler ſeiner Bildung gründete er ſich in einem genialen Studium Shakſpeare's und Goethe's. Seine erſten dramatiſchen Dichtungen traten keck und reckenhaft auf mit ihren von Shakſpeare's Rieſenſtamm gepflückten Ablegern. Sogar Diction und

einzelne Redensarten gehörten dem nachgeformten Meister, aber die Auffassung des Schülers war frisch, voller Naturkern, und man glaubte an seinen verwegenen Geberden die ersten Wehen eines Originalgenies zu erkennen. Es gab eine Coterie in Berlin, welche man die Holtei-Häring'sche nennen könnte, die in Immermann damals einen Messias des deutschen Dramas begrüßte. In mehrern Journalen entstand ein feierliches Glockengeläute über den Namen Immermann; Willibald Alexis zog am allerheftigsten den Strang. Wie Bugenhagen bei der Theilung des deutschen Reichs sich Mecklenburg vorbehalten hatte, so nahm sich Willibald für die neue Literaturepoche den Roman in Anspruch, an Immermann trat er das Drama großmüthig ab. Immermann ließ sich Alles gefallen, und kam auch gemalt auf die berliner Kunstausstellung, mit einem Lorbeerzweige bewaffnet. Auch Heine verherrlichte damals den Tragöden Karl Immermann. Der Reisebilder ersten Theil zierte unter Andern ein Motto aus Cardenio und Celinde. Mußte da nicht Immermann schon denken, er sei ein großer Mann? Es traten

damals vornehme Falten in ſein Geſicht, er hüllte ſich in die ſtolz verbrämte Toga eines literariſchen Patriziers. Einer ſeiner berliner Freunde nannte ihn in einer Correſpondenz im Morgenblatt, „den zum Dichterheros heranreifenden Immermann.“ Es war Schade, daß Immermann damals den Namen der Epigonen noch nicht aufgebracht hatte für die Bezeichnung unſerer Epoche. Als Epigone durfte Immermann den Namen eines Dichterheros nicht annehmen. Aus einem Epigonen kann und darf nach ſeinem eigenen Romane nimmermehr ein Heros werden.

Sein Verhältniß zu Goethe hatte er nur durch die Briefe über die Wanderjahre bezeichnet. Seine eigene Productionskraft aber geſtaltete ſich zuſehends in immer gediegneren und ſelbſtſtändigern Schöpfungen. Die allzu kraſſe Manier ſeiner Shakſpeare-Nachahmungen erhielt bald einen geſetzten Niederſchlag, und was Immermann aus dieſer Schule gewonnen, wurde ihm immer mehr zur eigenen Natur. Sein „Kaiſer Friedrich,“ ſein „Trauerſpiel in Tyrol,“ ſein „Tulifäntchen“ ſind Gebilde einer tüchtigen,

geregelten, markigen Kraft, die ihre Höhe und zugleich ihre Gränzen gefunden. Kühne Blitze des Talents ſcheinen oft großartige Perſpectiven einer originellen Schöpfungskraft zu eröffnen, aber es iſt nichts Lebenzeugendes und Welterſchütterndes, ſondern nur ein momentanes Wetterleuchten des Genius. Seltſam aber bleibt, daß Immermann nun, wo er klar, ſicher und ſchön durchbildet geworden, anfing, allein dazuſtehen, und unter einem gewiſſen Betracht immer mehr vereinſamte. Willibald Alexis beurtheilt ihn zwar noch perennirend in den Blättern für literariſche Unterhaltung, aber es iſt kein Standpunct für Immermann da, von dem man ihm eine weitdringende Wirkſamkeit, namentlich auf das Gemüth und die innere Bewegung ſeiner Zeitgenoſſen, nachweiſen könnte. Man ſieht, literariſche Freundeskreiſe, die nicht auf Prinzipien geſtützt ſind, zerſprengen ſich und verlieren heut zu Tage ihren Einfluß auf die Meinung des Publikums. Wo es ſich um die Angelegenheit der Ideen handelt, mag man gegenſeitig auch ſeine Perſonen unterſtützen, ſo weit ſie als Träger derſelben Wichtigkeit haben, aber

die Verbindungen, die das bloße Talent feiern ſollen, fruchten nichts mehr auf einer Stufe, wo die Literatur mehr eine Tagesdemonſtration als eine Production iſt, und erſcheinen eitel.

Einen Übergang von der ſtreng Shakſpeare'ſchen, dramatiſchen Form zu epiſchen Geſtaltungen innerlicher, moderner Intereſſen bildet bei Immermann ſchon ſein Merlin. Hier aber zeigt ſich ſeine ſpröde Natur gegenüber dem ſpeculativen Mythus allzuhart und nicht in Fluß zu bringen. Das Tiefſinnige, das Ideale, das Prophetiſche, das Schmerzensreiche der heutigen Speculation hat Immermann nicht aus ſich heraufbeſchworen. Die ſpeculative Innerlichkeit des Merlin bleibt an lauter phantaſtiſchen Dornen und Hecken hängen, es tritt nicht aus dem Rahmen einer mittelalterlichen Phantasmagorie heraus. Eine völlige Klärung des Phantaſtiſchen in wirkliche und uns nahe ſtehende Lebensgebilde zeigt ſich bei Immermann zum erſten Male in ſeinen „Epigonen." Aus dieſem Romane ſpricht der Grundton Goethe'ſcher Ruhe, Behaglichkeit und Überſchaulichkeit. Der Dichter hat in ſeinem Plane, in der Grup-

pirung und Beherrschung seines Stoffes, offenbar den Wilhelm Meister vor Augen gehabt, oder vielmehr einen Wilhelm Meister der modernen Verhältnisse schreiben wollen. In jeder Hinsicht erscheinen aber die Epigonen im Verhältnisse zum Wilhelm Meister als ein Epigonenproduct.

Wilhelm's Lehrjahre gehen auf die Erwerbung einer sichern und harmonischen Bildung, der es gelinge, die Ständeunterschiede des achtzehnten Jahrhunderts zu überwinden. Es wird eine Einheit der Lebensexistenz erstrebt, als Grundlage für das Hervorgehen der reinsten und geläutertsten Persönlichkeit, die sich zum Besitze jedes Guten, Schönen und ihr Gemäßen erzieht. In den Epigonen ist es dagegen, statt der Einheit die Vielheit, welche als die gesuchte Basis des gegenwärtigen Lebens erscheint, aber die Individuen, an denen diese beiden entgegengesetzten Richtungen sich ausspinnen, haben die größte Ähnlichkeit mit einander. Hermann, der Held der Epigonen, ist in seiner Charakterlosigkeit, die ihn wetterfahnenartig allen möglichen Richtungen zuführt, eben so schwankend und

zerfließend als Wilhelm Meiſter, der ſich nur in der Lern- und Wißbegierde, mit der er ſich Alles aneignen möchte, von ihm unterſcheidet. Hermann gibt ſich mehr willenlos, mit der eigenthümlichen modernen Blaſirtheit, an das Vielerlei der Tendenzen hin. Er will ſich nicht bilden, wie Wilhelm, ſondern er tritt ſchon mit der Fertigkeit und Sättigung jener geiſtreichen, eleganten und ſich ſelbſt auswendig-wiſſenden Bildung auf, die nur um Ziel und Zweck verlegen iſt, um ſich irgendwie auf etwas Beſtimmtes zurückzuführen. Während Wilhelm Meiſter alle Weltobjecte in die Perſönlichkeit verarbeitet, um, wenn er auch noch keine beſitzt, ſich wenigſtens eine daraus zu erbilden, findet ſich bei Hermann ein beſtändiger Zwieſpalt der Perſon und der Verhältniſſe ein, der mit einem gewiſſen coquettirenden Bewußtſein der Zerriſſenheit feſtgehalten wird. Hierin charakteriſirt ſich die verſchiedene Zeitſtimmung beider Romane ſehr prägnant.

Hermann erſcheint in den vielfachen Verhältniſſen, die ſich an ihm abſpinnen, eben ſo wie Wilhelm Meiſter, faſt immer kleinlich, wird bei

der Nase herumgeführt und macht sich lächerlich. Wilhelm hat bei dem allen seinen bestimmten Bildungsplan, mit dessen Verfolgung er sich schmeicheln und trosten kann gegen alle Ironie der Situationen; Wilhelm Meister hat die erhebende Aussicht, einmal Meister, entweder in der Kunst, oder, was noch besser, im Leben zu werden. Weit übler ist der Epigone Hermann daran. Die bedientenhafte Stellung, in der er zu den meisten übrigen Personen des Romans und zu allen Verhältnissen steht, gleicht sich bei ihm durch keinen der Rede werthen Gewinn des Geistes oder der Persönlichkeit aus; er wird in seiner Vielthuerei so abgerieben, daß man ihm alle Augenblicke eine Ruhestelle im Hospitale wünschen möchte. Diese encyklopädische Vielfältigkeit des Treibens und Bewegens, die der Roman anschaulich zu machen sucht, soll in ihrer zersetzenden Wirkung auf die Individualität am schlagendsten den heutigen Epigonencharakter bezeichnen. Diesen traurigen Effect hat sich aber der Dichter gar zu leicht gemacht, indem er kein einziges bedeutendes und originell begabtes Individuum in Conflict setzte mit dieser

unglücklichen Universalität, sondern fast lauter schwache, halbe und von vorn herein zum Erliegen bestimmte Naturen in diesen Kampf führte. So nimmt sich diese Epigonendichtung wie eine Heerschau von Untüchtigen und Krüppeln aus, deren Erfolg nichts für das Allgemeine und für uns Alle beweisen kann.

Hermann erscheint uns auch häufig in denselben Situationen und Umgebungen als Wilhelm Meister. Die Mignon dort wird hier durch eine wunderliche mährchenhafte Gestalt, Flämmchen, vertreten, die wie ein gespenstisches Irrlicht den Helden, der sie magisch an sich gefesselt hat, begleitet. Was der Dichter mit dieser Figur für einen Eindruck bezweckt, geht nicht klar hervor; das elementare Naturwesen, das er in ihr geschildert, steht der bürgerlichen Romantik der Verhältnisse nicht mit gleicher Bedeutsamkeit gegenüber, als der große geheimnißvolle Schmerz Mignon's, der einen eigenen geistigen Hintergrund von Poesie ausbreitet. Vielleicht wollte Immermann den Geschmack eines verflossenen Jahrzehend's an Hoffmann's Elementargeistern noch in dieser Gestalt in sein Gemälde mit ein-

zeichnen. Das Verhältniß Wilhelm Meiſter's zur Gräfin ſtellt ſich durch ein ähnliches, in dem ſich Hermann der Herzogin gegenüber befindet, dar, worin zugleich die ariſtokratiſchen Situationen der Zeit berührt werden. Dann beginnt, darum und daneben, die Vielbeweglichkeit der Richtungen und Lebensanforderungen, von denen Hermann wie ein wandernder Odyſſeus umhergetrieben wird. Die hauptſächlichſten Elemente, die angeſtreift oder erſchöpfender behandelt werden, ſind das Religiöſe im Pietismus und in der Schwärmerei, das politiſche im Demagogismus, der ridiculiſirt wird, das induſtrielle, das in den gewerblichen Unternehmungen des alten Oheims mit Recht einen breitern Raum einnimmt, und dem der äſthetiſch vornehme Epigonenheld nur mit Widerſtreben ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet. Die ländliche Philologenfamilie, die im erſten Theile ſehr gut und neu geſchildert wird, eine wahre Schulmeiſteridylle, berührt die pädagogiſche Seite, namentlich iſt der Widerſtreit alt claſſiſcher und rein volksthümlicher Grundſätze in der Erziehung mit treffender Laune parodirt. Auguſt Wilhem von Schlegel, als gelehr-

ſamkeitsſtolzen Hindu, mit ſeiner Spiegeldoſe, plötzlich in dieſen Kreis eintreten zu ſehen, macht, obwohl die Situation etwas Unwahrſcheinliches hat, eine ergötzliche Wirkung, das Portrait iſt meiſterhaft. Die Kunſtintereſſen werden in den vortrefflich gezeichneten Verhältniſſen des norddeutſchen Reſidenzlebens vorübergeführt.

In ſeiner Löſung zeigt ſich der Roman auf friedliche und verſöhnliche Wendungen bedacht. Die Erwerbung eines großen Grundbeſitzes und ein ſchönes Band der Ehe heften den Epigonenhelden zu einer ruhigen und ſichern Lebenserfaſſung an die Scholle feſt. „Zuletzt," ruft Hermann aus, nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widerſprüchen des Denkens und Handelns, iſt dem Menſchen, welcher ſich nicht ſelbſt verloren ging, gegeben, mit dem Einfachſten ſich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeſchichte werden endlich wenigſtens in dem einzelnen Gemüthe von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt." In den ererbten Gütern des induſtriellen Oheims, die früher Eigenthum der herzoglichen Familie geweſen, und jetzt dem zwiſchen allen Ständen umherſchweifenden Her-

mann anheimfallen, wird etwas Symboliſches ſinnreich veranſchaulicht. „In unſern Geſchichten," heißt es abſchließend im letzten Capitel, „ſpielt gleichſam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geſchlichtet iſt. Fürchterlich hatte der Adel an ſeiner eigenen Wurzel gerüttelt, ſeine Laſter brachten troſtloſe Zerrüttung in die Häuſer der Bürger. Der dritte Stand, bewehrt mit ſeiner Waffe, dem Gelde, rächt ſich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht ſein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdiſchen Minen, welche ariſtokratiſche Lüſte und plebejiſche Habſucht gegen einander getrieben, aus dem Conflicte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Geſetze und Rechte, entſpringen dritte, fremdartige Combinationen, an welche Niemand unter den handelnden Perſonen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Induſtrie fällt endlich Einem zu, der beiden Ständen angehört und keinem." — Die induſtrielle Richtung wird jedoch von Hermann entſchiedener abgelehnt und zurückgewieſen als die ariſtokratiſche, der er im

Gegentheile Zugeständnisse macht, indem er die Fabriken und Gewerbsanstalten, mit denen sein Oheim das aristokratische Besitzthum überdeckt hatte, aufhebt, um die eigenste Natur eines Grundbesitzes wieder hervortreten zu lassen: „Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehen und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenscheine und Regen, welcher das Saamenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen, und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen."

Im Ganzen hat uns Immermann mit seinem neuesten Romane, bei allem Trefflichen und Anziehenden der einzelnen Partien, keinen Dienst erwiesen. Um in unsern peinlichen Wirren uns

eine Satisfaction zu ſchaffen, müßte die moderne Dichtung nachzuweiſen ſuchen, daß die Individuen heut beſſer ſind, als die Verhältniſſe, und daß, wenn auch die ausgezeichnetſten Individualitäten verkümmernden und ausſaugenden Verhältniſſen erliegen müſſen, doch der perſönlichen Begabung ihre Anerkennung gezollt bleiben muß. Wie ſchlecht aber der Dichter der Epigonen die Sache der modernen Individualität geführt, haben wir an den Individuen dieſes Romans geſehen.

Die Zerrissenheit im deutschen Roman.

„Das Haus Düsterweg" von W. Alexis liegt vor mir. Der Verfasser hat sich bei diesem Roman großer Vortheile seiner bekannten und beliebten Darstellungskunst begeben; nämlich der tüchtigen Staffage eines praktischen Stoffes, auf dem er mit seiner sicheren, meisterhaften Technik das Figurentheater bekannter und bunter Verhältnisse aufschlagen und die reizenden Wolkenbilder einer amüsabeln Erfindung auf einen Grund zurückschieben konnte, auf dem sie festes Fleisch und pralle Wirklichkeit scheinen. Statt dessen hat er sich hier mit seiner an Walter Scott groß gewordenen Muse auf das Gebiet der Reflexion gemacht, aber diese Übersiedelung auf ein neues Terrain ist nicht glücklich bekommen.

Er wollte diesmal von Gedanken ausgehen und daraus erst die Figurengestaltung werden lassen, aber Gedanken sind nicht der rechte Farbentopf für Häring's Pinsel. „Das Haus Düsterweg" sollte die Zerrissenheit der Zeit in Meinungen und Gesinnungen, im innern und äußern Leben schildern. Dies ist kein Thema für ihn. Dazu besitzt Häring nicht Subjectivität genug, dazu fehlt es ihm an einer gewissen Lyrik eigener Verzweiflung, die ihn einmal durchströmt und durchschüttert haben müßte, dazu fehlt es ihm an einem Fonds innerer Erlebnisse, der sich auch durch die geschickteste und glänzendste Copiemalerei nicht ersetzen läßt. Häring ist ein Dichter, der sich inmitten seiner Begeisterung eine gute und anständige Gesellschaft zuhörend denkt, der er es recht zu machen, der er nichts zuzumuthen sucht, was nicht in anständige Gesellschaft gehört. Seine Poesie ist ein guter Gesellschafter, dem man es nie ansieht, daß er verweinte Augen und schlaflose Nächte gehabt; sie hat nie in stillen Träumen und Gedanken für sich dagesessen, während das Fräulein vom Hause durch eine Stadtgeschichte unterhalten

ſein wollte; ſie hat nie vor Herzklopfen eine Taſſe Thee umgeſchüttet oder einen Geheimen Hofrath auf den Fuß getreten. Sie iſt ſäuberlich, manierlich, gefallſam, erfinderiſch in ausgeſuchten Wendungen, und wo ſie einen ironiſchen Mundwinkelzug hat, iſt es mehr ein blitzender Effect, als eine tiefe Zuckung der Herzfaſer oder eine aufleuchtende Überlegenheit des Geiſtes. Da iſt kein wildes Gelächter und kein humoriſtiſches Weinen, kein Jauchzen eines zerſprungenen Herzens, keine Selbſtopferung der Leidenſchaft, keine Wolluſt der Vernichtung in Häring, was ihm Beruf gäbe, die Zerriſſenheit, von der auch er hier, nach dem Beiſpiel der Zeit, einen Roman dichten will, zu zeichnen und zu beſchreiben. Ich bedauere die Zerriſſenheit, wenn Häring ſie ſchildern will. Wie wird er es beginnen, wird er ſie nicht von weitem her wie ein Naturphänomen behandeln, oder wird er ſie in einem Raritätenkaſten abfangen, um darin den grellen Wundervogel aller Welt zur Schau zu ſtellen? Doch nein, Häring hat Empfindung, Talent, Gabe des Blicks und der Combination; er hat manche Leiden der Zeit

mit durchgefühlt und auf eine ehrenwerthe, wenn auch nicht immer ritterliche Weise sich zu vermitteln gesucht. Er wird den Roman der Zerrissenheit zu einer verständigen medicinischen Pathologie der Zeitzustände machen. Aber er ist selbst nicht zerrissen. Er ist mehr Zuschauer, als Mitspieler, bei dieser großen Historikotragikomödia der Gegenwart. Und entweder ein Gott, oder selbst ein Zerrissener muß man sein, um von der Krankheit eines ganzen Zeitalters singen und sagen zu können, was sie bedeute und was Unnennbares von Schmerzen und Ideen sie Alles in sich schließe. Häring haßt die Zerrissenheit, sie ärgert, sie verdrießt ihn, wie ein Elsterauge, das ihn am Gehen hindert. Er kann in der Zerrissenheit nicht tanzen und begeistert sein, wie ein Bacchant. Er schleicht, er hinkt an ihr, wie an einer Krücke. So liest sich dieser Roman, in dem das Subjective, was mitspricht, nur die Gelegenheit benutzt, unter der Verhüllung einzelne Schlacken von Unmuth und Bitterkeit, die der Verfasser vielleicht nicht gern auf seine Person zugestehen möchte, auszuwerfen. Häring haßt die Zerrissenheit, und

ich liebe ſie. Soll ich ihn noch recenſiren? Ich liebe ſie, weil ſie etwas Ehrwürdiges iſt, wie jenes ſchöne Mädchen, das in nächtelanger, wehthuender Arbeit zarte Hände und holde Augen ſchmerzlich anſtrengt, um ihren alten Vater zu ernähren. Ja, etwas Ehrwürdiges iſt die Zerriſſenheit unſerer Zeit, was auch die Phariſäer und Schriftgelehrten, die Ruhigen und die Altklugen, die Vermittelnden und die Unterdrückenden, darüber ſeufzen mögen. Iſt es nicht ehrwürdig, das Kreuz auf ſeine Schulter nehmen für eine ganze Zeit, und die Geburtsſchmerzen einer ganzen Epoche zuſammendrängen in die zwei Herzkammern des Individuums, wo ſie die Idee ausfechten, mag auch das arme Gefäß geſprengt werden durch ſeinen eigenen reichen Inhalt? Die wahren Zerriſſenen ſind die wahren Kreuzträger der Zeit. Sternberg und Alexis, ſind Beide noch nicht der rechte Dante geweſen für dieſe neue göttliche Komödie von der Zerriſſenheit!

Trotz der vielen ſchönen Einzelpartien, an die der Verfaſſer ein glänzend ausführendes Malertalent verwandt hat, iſt „das Haus Düſter-

weg" eine völlig verunglückte Arbeit. Der Roman iſt in ſeiner Manier ſkizzenhaft, fragmentariſch, unzuſammenhängend, aber er hat, was ihm nicht wenig ſchadet, keinen Schluß, weder in der Idee, noch in den Ereigniſſen. Die zu Grunde liegende Geſchichte, deren Romankitt ein wunderliches, auf das Verderben ſeiner Erben berechnetes Teſtament des alten Freiherrn Düſterweg iſt, zerfällt zumeiſt in zwei Hälften. Die eine iſt die Geſchichte des demagogiſchen Eberhard, der, in einer legitimen Ehe freiherrlichen Stammes erzeugt, ſeine Geburt nicht kennend, von ſeinem Vater, welcher ein ironiſches Erziehungsexperiment an ihm machen wollte, in die Welt hinausgeſtoßen worden. Der Fluch des Vaters und der Verhältniſſe ſtürzen ihn in eine Reihe von Irrſalen und unglücklichen Gemüthszuſtänden, die ſich mit der ihn ergreifenden Verworrenheit der Zeitmeinungen noch ſchmerzhafter verwickeln. Er wird, wie es auf Einmal heißt, ein Zerriſſener, als ob das eine beſtimmte Compagnie wäre, wie die ehemalige berliner Löffelgarde, oder wie wenn eine Köchin ſich einen armen Ritter backt. Eberhard iſt ein ganz

trübſeliges, in halber Metaphyſik confiscirtes Subject. Alles iſt nur halb an ihm, er iſt ein halber Hamlet, ein halber Börne, ein halber Ironiker, ein halber Sentimentaler, bis er endlich halb wahnſinnig wird. Um ſich ganz radikal äußern zu können, — dazu iſt er unter — — gedruckt. Was ſoll er alſo machen? Er ſchreibt Briefe voll oſſianiſcher Schwermuth und fauſtiſcher Weltverzweiflung an einen Berggeſchworenen, die uns ſeine Zuſtände ausmalen. Zuletzt endet er in den Frankfurter Aprilunruhen, wo er einen Aufrührerhaufen anführt, und ſein eigener Bruder, ein als Demagogenverfolger angeſtellter Baron, den er nicht kennt, auf ihn ſchießen läßt, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Die Geſchichte dieſes Bruders nimmt die größere Hälfte des Romans ein. Dieſem Baſtard des alten Freiherrn Düſterweg hat der bizarre Vater das umgekehrte Schickſal von ſeinem rechtmäßig erzeugten Sohne zugedacht, obwohl er ihn durch die Verfügungen der in verſchiedenen Lebenszeiträumen zu eröffnenden Codicille nicht minder äfft und ihm dadurch jedesmal das ſchönſte Glück der Liebe und des Beſitzes zerſtört. So wird

der junge Baron Landschaden von Düsterweg meistentheils durch unglückliche Liebe ein Zerrissener, obwohl er eigentlich nie der linken Seite angehört hat. Vielmehr ist er durch seine witzigen Epigramme gegen die Demagogen als Schriftsteller berühmt geworden und im Staatsdienst gestiegen; er hat „Senfkörner" herausgegeben, die ich wohl kennen zu lernen wünschte, da mir bis dahin noch kein witziger Aristokratismus in der Literatur vorgekommen ist. Die Satire ist eine geborne Demokratin, sie ist kein Talent der Legitimität. Aber dieser satirisch-legitime Baron, dem die Weiber so arg mitspielen, verwirrt sich bald in seiner eigenen Richtung. Er wird ein geistreicher Zerrissener, und schreibt Briefe an eine Stiftsdame, die den Plato liest, durch ihre Reflexionen die Stelle des Chors im Roman vertritt, und zuletzt von einem frommen Schneidermeister als Heilige angebetet wird. Von den schließlichen Meinungen des Barons vermag man keine klare und bestimmte Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Gemisch von ohnmächtiger Selbstironisirung, sich auflehnenden Zeitunmuth, spießbürgerlich werdender Melancholie und ber-

liniſcher Wehmüthigkeit, aus der ſich kein erſprießliches Facit ziehen läßt für die Zeit, weder in poſitiver, noch negativer Hinſicht. Zuletzt wird der Baron geſehen, wie er mit einer alten Geliebten, die inzwiſchen aus Kindespflicht — Buhlerin eines Abenteurers geworden, in ein idylliſch-ſentimentales Verhältniß geräth. Was in aller Welt hat Häring nur mit dieſen harten Diſteln, aus denen er ſeinen Roman gewunden, gewollt und gedacht? Welche Satisfaction, welche ſubjective Befriedigung kann für ihn ſelbſt in allen dieſen unangenehmen Bildern gelegen haben? Sie ironiſiren die Zeit und ihre Gemüthszuſtände nicht, dazu gehört Weltſatire und Welthumor, und mit dieſen beiden giebt es dann trotz aller Wunden, doch ein herzerhebenderes und großartigeres Spectakel beim Poeten!

Im zweiten Theil findet ſich unter einzelnen Darſtellungen manches Ausgezeichnete, namentlich die meiſterhaft erzählte Novelle: „Eine Nacht in Hamburg," deren Problem jedoch mehr in das Reich der ausgetriebenen Hoffmanniſchen Geſpenſter, als der Pſychologie, gehört. Die Localitäten des Romans ſind meiſtentheils ver-

ſchleiert, obwohl für den deutſcher Städte Kundigen immer deutlich genug gemalt. Zeitportraits finden ſich hin und wieder kennbar eingeſtreut, nicht ohne ergötzliche Laune und ſcharfe Tinten, aber man kann nicht immer mit der Geſinnung einverſtanden ſein, aus der ſie genommen werden. Wie z. B. Börne hier, Thl. I S. 338 an der Frankfurter Table d'hote in ſeiner ſtillen, unſcheinbaren, ich möchte ſagen, rührenden Perſönlichkeit, die Jeder kennt, von Häring abgezeichnet wird, finde ich widerwärtig und mein Gefühl empörend. Häring ſchildert ſein Geſicht, und meint, man müſſe ihn ſo abbilden, mit der Unterſchrift: „Seht, das iſt euer Prometheus!“ das würde das beſte Gegengift gegen ſeine Schriften ſein. Ich hätte nie geglaubt, daß der gutmüthige Häring alle Bonhommie ſo verleugnen könnte, um das Geſicht eines Menſchen öffentlich anzufeinden. Sind wir denn, o Willibald Alexis, ein ſolcher Adonis, daß man es uns auf der Stelle gleich anſieht, was für vortreffliche und loyale Leute wir ſind? Weniger hat man dagegen, wenn er den Candidaten H. mit Ranquinhoſen im Winter,

ohne Mantel, hungrig, auf dem Poſtwagen uns vorüberführt. Aber im Grunde iſt es unſtatthaft, in unſern Tagen dies zu ſehr der Lächerlichkeit preis zu geben, da wir in Zeiten leben, wo es dem verdienteſten Biedermann und dem größten Geiſt widerfahren kann, daß er ſich in Nanquinhoſen und ohne Mantel im Winter auf den Poſtwagen ſetzen muß. Schwager Kronos führt manchen unglücklichen blinden Paſſagier, der vielleicht auf einen Triumphwagen Anſpruch machen könnte. Es gehört die ſelbſtzufriedene Mokanterie eines Berliners dazu, um die Zeit bis auf die Nanquinhoſen eines armen Demagogen ironiſiren zu wollen. —

Die philoſophiſche Bildung der jungen Generation.

In F. G. Kühnes „Quarantaine im Irrhauſe“ hat die junge Generation ihre philoſophiſchen Memoiren geſchrieben. Kühne verſchaffte ſich die Satisfaction, die Leiden und Freuden ſeines metaphyſiſchen Menſchen zu Papiere zu bringen. Dies iſt eine wirklich philoſophiſche Novelle, die ich hier näher betrachten will. Sie wäre als Dichtung ein entſetzliches Unding, wenn ſie nicht zugleich eine antiphiloſophiſche wäre, der Tendenz nach. So aber iſt ſie eine mit ſchönem Herzblut getränkte Wahlſtatt, auf der weltgeſchichtliche Intereſſen des modernen Geiſtes verfochten werden, und wo zuletzt, nach dunkeln und naßkalten Wirren der ſyſtematiſchen Metaphyſik, doch die Lebensſonne des unmittelbaren

Menſchen wieder an den Horizont tritt, man weiß nicht, ob als verſöhnendes Abendroth bloß, oder als neuverheißende Morgenflamme. Das Ringen zwiſchen philoſophiſchem Abſchluß (Stabilität des Syſtems) und der ächt menſchlichen poetiſchen Bewegung (Leben) hat Niemand mit einer geiſtvolleren Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt, als Kühne in dieſer Novelle. Daß aus dieſem Kampfe, den jeder Deutſcher, ſo gut wie die Schutzpocken, einmal überſtanden haben muß, noch immer wieder ein Buch, ja eine Novelle gemacht werden ſoll, begreift eben nur ein Deutſcher. Bei aller an Niederträchtigkeit gränzender Furcht vor der Öffentlichkeit, deren das deutſche Weſen in der letzten Zeit geziehen worden, iſt doch kein Volk ſo beeifert, die geheimſten Excremente ſeiner geiſtigen Entwickelung vor die Augen des Publikums zu ſchleppen, als man dies in deutſchen Schriften tagtäglich ſehen kann. In unzähligen Büchern mauſert ſich bloß der Autor, in ſeinen monologiſchen einſiedleriſchen Ergüſſen nach keinem Leſer fragend, und dennoch erwerben die großen literariſchen Anachoreten unſrer Nation

damit zugleich das Verdienſt, daß ſie, wie die katholiſchen Prieſter das Abendmahl, ſo ihre Mauſerungsproceſſe für eine ganze Weltgemeinde mit vollbringen.

Wer etwas davon haben will, zur Unterhaltung und Förderung, wenn er ſich mit dem Verfaſſer dieſer Quarantaine im Irrenhauſe unterzieht, muß die Hegel'ſche Philoſophie kennen. Sie iſt die große Kuh, um die Wiswamitra ſo lange gebüßt und gelitten, ſie iſt Abſicht und Endzweck aller Selbſtkaſteiungen und Geißelungen, an welchen ſich der reiſende Doctor der Philoſophie aus Berlin ſo mürbe gearbeitet, daß er endlich ſelbſt nicht mehr weiß, ob er mit Recht oder Unrecht in jenem Irrenhauſe ſitzt, in das ihn eine wunderliche Schickung eingeſperrt. Der Verfaſſer ſetzt in ſeinen Raiſonnements die Bekanntſchaft mit Hegel voraus, und er kann es bei der norddeutſchen jungen Generation, die er ſich vorzugsweiſe als Leſer und Theilnehmer ſeiner philoſophiſchen Selbſtbekenntniſſe denken muß. Die damaligen Bildungselemente in der Literatur waren in Norddeutſchland alle ſtark mit Hegel verſetzt, ſei es, daß man mit zu ſei-

nem Schweif, oder zur Oppoſition dagegen gehörte, denn gleichgültig konnte Keiner bei dieſem ungeheuern Schauſpiel eines weltgeſchichtswidrigen Abſchluſſes, einer unnatürlichen Wolluſt der abſoluten Erkenntniß, ſein. Ich glaube, ich war der erſte unter dieſer jungen Generation, welcher, ſchon im Jahre 1829 in mehrern Aufſätzen das freie Leben der Perſönlichkeit, beſonders aber die Rechte der Kunſt, gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegel'ſchen Philoſophie geltend zu machen ſuchte; und ſodann ſtrebte ich, was für uns Norddeutſche ein ſo ſchwieriger Durchgangsprozeß iſt, meine Vergangenheit mit der neuen Gegenwart zu vermitteln, deren ideenſchwangere Blitze mich mächtiger getroffen hatten. Kühne ließ ſich ſpäter noch einmal ſpeciell mit dem Syſtematiſchen des Hegelianismus ein, und brachte dann zu meinem Erſtaunen dieſen merkwürdigen Poſthumus jener Richtungen ans Licht, deſſen geiſtiger Kraft man gewiß ſeine hohe Anerkennung nicht verſagen wird, ſollte man auch die ganze Compoſition noch ſo wenig anſprechend und genießbar finden wollen. Wahrſcheinlich, und zum Glück für

ihn ſelbſt, wird er nie wieder eine ähnliche Novelle ſchreiben, da er hier die ganze Lava ſeines Hegelianismus mit feuriger Gewalt ausgeſpieen hat, aber dieſe Novelle, wie ſie da iſt, behält doch ihren ſelbſtſtändigen Werth, für die Culturhiſtorie keinen geringen, den allermeiſten für den Verfaſſer ſelbſt. Dieſer hat ſich darin mit groſſer Naturwahrheit und der liebenswürdigſten Gemüthsoffenheit an ſich ſelbſt preisgegeben, und ſolche aufrichtige Beichte bis in Herz und Nieren hinein hat ſeinen ganzen Menſchen geſtärkt, erfriſcht, gehoben. Das Palladium der Wahrheit hat er ſiegreich ausflattern laſſen; die Schönheit iſt in dieſem Buche noch nicht erreicht. Daran hat den Verfaſſer die ganze Anlage, Erfindung und Ökonomie ſeiner Dichtung, die von vorn herein etwas Unſchönes in ſich trug, gehindert.

Der Gedanke war glücklich, philoſophiſche Confeſſions im Tollhauſe zu ſchreiben, und auf dem witzigen Umwege aus der Wahrheit in den Wahn von der Zwangsjacke des abſoluten Syſtems ſich zu emancipiren! So ließ ſich, nach Auskuhlung des metaphyſiſchen Hirnſchädels durch

das Tropfbad dieſer Contraſte, die ächt menſchliche Miſchung wieder erreichen, welche, den wahren fröhlichen Metallguß des unmittelbaren Daſeins hervorbringend, am meiſten dadurch vor dem Wahnſinn ſich rettet, daß ſie alle Handelsmonopole und ſyſtematiſchen Privilegien auf die Weisheit aufgiebt, und, zum Beſten der Vernunft, auch die mancherlei ſüße Unvernunft im Menſchen glücklich ausbildet. Hier in der Irrenhausquarantaine darf man es denn auch nicht übel nehmen, wenn unſre Verfaſſer bisweilen in gar zu langen und athemloſen Reflexionen, die durch keine wohlthuende Interpunction eines begebenheitlichen Intereſſes unterbrochen werden, einen ungeheuern philoſophiſchen Katzenjammer austönt. Wer einmal in einer ſolchen Verbeſſerungs-Anſtalt des menſchlichen Geiſtes gefangen ſitzt, hat das Recht erworben, ſich, wenn es ihm beliebt, mit für einen Kranken ausgeben zu können, und er thut, der Polizei gegenüber, zugleich klug daran, denn was will ſie machen, wenn ein Narr die Wahrheit ſpricht! Nur wird auch der Leſer zuweilen mit in den Übelſtand der Polizei hineingezogen, daß er

nicht weiß, was er dem Witz der Unvernunft zugute halten oder dem Rechte der Vernunft zugestehen soll. Dies ist aber eben die göttliche Komödie der Dialektik, über die, so wie über Sophistik im Leben und Denken, der Verfasser treffende Bemerkungen macht. Dennoch möchte ich, für das novellistische Interesse des Buches, fast wünschen, der Verfasser hätte lieber die Scenerie des Irrenhauses nicht gewählt, weil, was die daraus zu gewinnenden Gestaltungen betrifft, Tieck in seinen „Reisenden" dies Thema auf eine zu glänzende Weise erschöpft hatte. Auf Gestaltungen aus diesen Elementen verzichtete Kuhne freilich gleich von vorn, da ihm seine ideelle Frage, die Erlösung seines Denkens, von zu überwiegender und zu schwerer Wichtigkeit war, so daß der Novellenreiz ihm dabei gar nicht in Betracht kam. Etwas von einem novellistischen Verband findet sich wohl am Ende, die Figur der tragischen Polin, Victorine Miaska, ist sehr anziehend, und was sich um sie herumgruppirt, oft mit lebensprühenden Farben ausgeführt. Wäre es mehr zum festen Relief des Ganzen benutzt und zugleich mehr

äußere Einrahmung gefunden worden, um die unruhigen ſchwarzen Wogen der Reflexionen in heitre, grünbekleidete Ufergelände zu nehmen, ſo würden auch die gedankenfaulen Leſer dem Verfaſſer länger folgen, als ſie es jetzt vielleicht thun werden. Die Kataſtrophe wird indeß in die novelliſtiſchen Verhältniſſe des Stoffes gelegt, eine ideelle Kataſtrophe iſt im Grunde nicht vorhanden, ſo ſehr ſonſt Alles auf ideellem Boden ſteht. Denn die deſperat gewordene Philoſophie des Verfaſſers war ſchon vor ſeiner Irrenhausquarantaine dieſelbe wie nachher; ſie macht im Irrenhauſe nur ihre Bekenntniſſe über die Vergangenheit. Das Reſultat iſt der übrigbleibende Menſch, der ſich wieder in die ſpielende Welle des Augenblickes taucht. Der vortrefflichen Einzelabſchnitte aus dieſen metaphyſiſchen Lebenswirren wäre eine große Anzahl hervorzuheben. Darunter beſonders S. 41 und 42, über die Möglichkeit, ein Ende des Fauſt zu dichten, S. 66 die Charakteriſtik Shelley's, S. 71 über den Selbſtmord, S. 84 ff. die ſehr gelungene Perſiflage des Materialismus in der Geſtalt des verrückten Landpaſtors Faigenheim. Die

Phantasieen über den Don Juan scheinen mir verfehlt, da es bei einem so oft behandelten und bephantasirten Thema nahe lag, ins Hypersinnreiche zu gerathen, wobei man, ins endlos Bedeutsame hineingezogen, den Boden unter den Füßen verliert.

Diese Novelle ist ein sehr treuer und wahrer Abdruck einer wichtigen Zeitstimmung in der Entwickelung des deutschen Geistes. Sie bezeichnet auf der einen Seite den Culminationspunct eines mit Speculation getränkten und übersättigten Nationalcharakters, und beschreibt auf der andern, an der Geschichte des Individuums, den Weg der Reaction, die sich vor der Hand wenigstens in der Sehnsucht nach That und Leben andeutet. So ist die ganze Zeit für jetzt der philosophischen Systeme überdrüßig, die sich auf ihrem eigenen Territorium schon durch Übervölkerung vernichten, und arbeitet einer Epoche entgegen, wo der Überfluß von Vernunft und Weisheit in unsern Landen in Fülle und Fleisch der Gestalt und in heitre plastische Lebensformen übertritt und darin sich reproducirt!

Die Dichtung der Übergangs-Epoche.

Für zwei Hauptrichtungen des modernen Lebens iſt es der Kunſt gelungen, ſich zutreffender Normalſtoffe zu bemächtigen, die auf die glücklichſte Weiſe die Form volksthümlicher und mythiſcher Überlieferung mit der Elaſtizität für einen ſpeculativen und allgemein bedeutſamen Inhalt verbinden. Dies ſind, für zwei entgegengeſetzte Pole der Weltanſchauung, Fauſt und Don Juan, Individualiſirungen eines umfaſſenden Ideenkreiſes, den man jetzt nicht mehr bezeichnen und in Bewegung ſetzen kann, ohne an jene Geſtalten anzuknüpfen und mit allem beſondern Leben, das ihnen die Dichtung ertheilt, als allgemein gültige Typen aufzunehmen. Andere Richtungen und Zuſtände, die charakterſchildernd für ganze

Völkerepochen ſind, bedürften ebenfalls, in Normalgeſtalten von der Darſtellung feſtgehalten zu werden, haben aber bis jetzt noch keine völlig zutreffenden Stoffe gefunden. Das Weſen von Übergangsperioden, mit allen ihren Gegenſätzen, die am Individuum wie am Allgemeinen haften, wäre noch, zu erſchöpfender Hinſtellung, einer Dichtung von großen Dimenſionen und zeitgemäß ſpeculativer Begründung vorbehalten. Wie im Fauſt die metaphyſiſchen Zerwürfniſſe der modernen Menſchheit, die ihre andere Seite, in welche ſie überſchlagen, im Don Juan haben, ſo müßte in einer gleich elaſtiſchen Geſtalt die Dialektik der Zuſtände, die Anziehung und Abſtoßung des Alten und Neuen, des Berechtigten und Werdenden, das Netz thatſächlicher Skepſis, das ſich wie eine fliegende Schiffsbrücke über das Meer der Zeiten ſchlägt, verkörpert und verſinnbildlicht werden. Woher aber eine ſolche Geſtalt entnehmen? Kann ſie erfunden werden, iſt ſie unter den bekannten Bildniſſen der Geſchichte ſchon vorhanden, oder ließe ſich aus einer noch unausgebeuteten Mythe, hinter deren ſymboliſcher Hülle ſie ſchlummerte, in's

Leben rufen? Das Hauptgenie einer ſolchen Epoche ſelbſt müßte durch die ſchlagende That darauf antworten. Soviel aber iſt gewiß, daß der Stoff, ſei er mythiſch oder hiſtoriſch aufgenommen, modern ſein muß, um ſeine höchſte Wirkſamkeit zu erreichen.

Ein neues Drama von Heinrich Stieglitz („Dionyſosfeſt. Lyriſche Tragödie.") regt dieſe Betrachtungen an. Zwei Träger grundverſchiedener Lebenselemente ſtreiten darin um den Preis der Geſchichte, um die Anerkennung der ſiegenden Exiſtenz, aber ſie haben beide nicht ideell Gemeinſames genug, um das ganze Weſen einer hiſtoriſchen Übergangszeit, in der ſich Eines aus dem Andern in gleichartigen Verknüpfungen entwickelt, zu erſchöpfen. Dionyſos iſt ein Gott, ihn hat Zeus ſelber erzeugt, er bringt eine neue Religion der Milde, der Freude, des Friedens; wer vermöchte ihm zu widerſtehen? Lykurgos iſt ein Menſch, König der Edonen, er hängt dem alten Dienſt der Sonne an, der er auch Menſchenopfer darbringt, und lebt und ſtirbt für ſein angeſtammtes Recht, ſeinen angeſtammten Glauben, die ihm heiliger als der neue,

nur wie ein Betrüger und Verführer ihm erſcheinende Gott; wer könnte es ihm verdenken? Lykurgos und Dionyſos ſind dynamiſch von einander getrennt; ſie können ſich nicht auseinander entwickeln. Der Dionyſosdienſt kann nie aus dem Glauben und der Berechtigung des Lykurgos wie ein Moment höherer Entfaltung hervorgehen; Dionyſos erſcheint mithin hier als ein Uſurpator, obwohl als ein göttlicher und für Göttliches. Es fragt ſich nur, wem hat der Dichter in ſeinem Stück Recht gegeben, wem wollte er Recht geben? Als erſter und hauptſächlichſter Eindruck erweiſt ſich der, daß er den Sieg feiern wollte, den das göttliche Recht über das menſchliche davonträgt. Dies iſt auf der einen Seite tragiſch, und rechtfertigt die Bezeichnung des Dionyſosfeſtes als einer Tragödie; auf der andern Seite iſt es hymniſch, und macht darin mit aller lyriſchen Feier das Dionyſosfeſt ſelber aus. In dieſer Idee vereinigen wir die Widerſprüche auf dem Titel, des Feſtes und der Tragödie. Zugleich werden dadurch die zwei verſchiedenen Elemente der Darſtellung, die man an dieſer Dichtung wahrnimmt, bedeut-

ſam bedingt, nämlich das lyriſche und dramatiſche, indem der lyriſchen Überſchwänglichkeit, mit welcher die Partei des Gottes ihre Anſprüche geltend macht und ihr Recht verherrlicht, auf der andern Seite die gehaltene dramatiſche Geſtalt des Lykurgos, in ihrer bedingten menſchlichen Bewegung und Bedrängung, plaſtiſch gegenüber ſteht. Dieſer Gegenſatz iſt das Werk ſinnreicher Ausbildung des Dichters, und zugleich ſeine ideelle Intention, die ſich freilich durch das Antike des Stoffes, das ſie uns entzieht und in die Ferne rückt, nur als ein Allgemeines hinſtellt. Doch verſchafft der Dichter in lyriſchen Ergüſſen und Andeutungen ſich auch ein ſubjectives Genüge.

Recht und Glauben des Lykurgos erſcheinen im Stücke von vorn herein als etwas Unhaltbares dargeſtellt, und darum iſt den gegenüberſtehenden Dionyſiſchen Elementen der größere Raum der Ausführung gewidmet. Ein ideelles Weſen tritt uns freilich aus dem hier vorübergeführten Dionyſosdienſt zu wenig heraus. Seine ſinnliche Lebensfülle, und die unwiderſtehliche Erſcheinung eines Gottes, der ſeine Blüthen-

ſpuren auf der Erde abdrückt, ſind es zumeiſt, worin er ſich als ein überwältigendes Element gegen dürftige, harte, menſchliche Einrichtungen zu erkennen giebt. Wodurch er aber die mildere Weltordnung heranbringt, die Sitten ſänftigt und veredelt, die Religion heitrer, das Leben genußreicher macht, geht hier weniger aus beſtimmten Offenbarungen des Dionyſosdienſtes hervor, als vielmehr aus der Vorausſetzung, daß ein Gott ſelber es iſt, der über die Erde zu wandeln, zu lehren und zu bilden gekommen iſt. Lykurgos in ſeiner alten, durch Recht, Beſitz und der Jahre Überlieferung geheiligten Königsburg, die er mit Wachen gegen die andringenden Mänadenſchaaren und Satyre umſtellt hat, ſteht ſeinerſeits mit einer Conſequenz der Geſinnung und Handlung da, der wir beipflichten, und vielleicht mehr, als es des Dichters Wille war, unſern Antheil zuwenden müſſen. Mit welcher Härte und ſelbſt Grauſamkeit er ſich auch durchzuführen und entgegenzuſetzen ſcheint, ſo iſt doch offenbar ein entſchiedenes Recht auf ſeiner Seite, das er ſich nicht abdringen laſſen mag und darf. Dies Recht zeigt ſich zwar auch

von der Seite ſeiner Geltung; der Gott geräth in die äußere Gewalt ſeines irdiſchen Widerſachers, aber nur um ſeinen ſiegreichen Beruf deſto glänzender zu offenbaren, um mit Verhöhnung der Feſſeln, in die er geſchlagen worden, das Verderben auf die ihn nicht Erkennenden herabzurufen. Lykurgos muß den Zwieſpalt, in den er geſtellt iſt, auch als etwas Innerliches empfinden an ſeinem Sohne Dryas. Der von Land zu Land ziehende neue Cultus würde ihm in ſeiner ſtarren Abgeſchloſſenheit, die ihm durchaus kein Eingehen in das Weſen deſſelben geſtattet, wenig ans Herz dringen, wenn nicht Dryas, der Erbe ſeines Reiches, davon unwiderſtehlich ergriffen würde. Hier hebt ein ſchöner menſchlicher und tragiſcher Conflict der Dichtung an, die ſich mit immer productiverer Freiheit von der Mythe entfernt, je nachdem ihr die ideellen Motive, denen ſie folgt, ein Recht dazu geben. Dryas gehört zu jenen Mittelfiguren in der Geſchichte, die, in ringenden Epochen, immer zwiſchen zwei Parteien zerrieben werden. Sie verbinden einen richtigen Inſtinct, eine richtige Gemüthsahnung für das

Wahre, zu dem ſie hingezogen werden, mit dem Mangel derjenigen Tapferkeit, deren in Wendepuncten der Zeiten das Individuum bedarf, um im Wirbel und Wechſel ſeine ſelbſtſtändige Perſönlichkeit zu wahren. Von immer neuem Inhalt berauſcht, aber ohne Kraft, ihn im Leben anzuwenden und ſich thatſächlich zu eigen zu machen, werden ſie doch in das Schickſal derjenigen Richtung verflochten, die zum Sturze beſtimmt iſt und der ſie ſelbſt ſich innerlich abgewandt haben. Ein ſolches weibliches Geſchichtsnaturell, wie man es nennen könnte, zeigt ſich in der ſinnigen Figur des Dryas ſehr ſchön veranſchaulicht. Seine Hinneigung zu dem neuen Cultus deutet ſich in der Liebe zu einer Nymphe aus dem Gefolge des Dionyſos an, in deren Ausmalung der Dichter ſeine zarteſte muſikaliſche Lyrik aufbietet. Aber auch Dryas macht uns von einer ideellen Bedeutung des Dionyſosdienſtes, oder auch nur von einer nationellen für die Völker der alten Welt, zu wenig vorſtellig; wir ſehen weniger die Gegenſätze nothwendig getrennter Weltanſchauung, die ihre Kluft aufthäten, als Zwieſpalte eines von Zukunfts-

ahnungen durchdrungenen Gemüths, das ſich im zweiten Akt, im Geſpräche des Dryas mit dem Lykurgos, noch am beſtimmteſten ausſpricht. Indeß iſt die Stellung des Dryas bezeichnungsvoll genug, um durch ihn gewiſſermaßen die Kataſtrophe der ganzen Darſtellung herbeizuführen. Lykurgos, von den racheglühenden Mänaden mit bacchantiſcher Verblendung umwoben, ergreift den eigenen Sohn, in dem er den gehaßten und als Gaukler von ihm verachteten Gott zu verfolgen glaubt, und erlegt ihn mit ſeinem Speer, als Opfer der ihn umraſenden Bacchanten. Dies vermag ihn noch weniger zur Anerkenntniß dionyſiſcher Macht und Lehre zu bringen; vielmehr ſteigert ſich im tiefſten Unglück und Sturz ſein Bewußtſein immer mehr zur Feſthaltung an ſeinem eigenſten Recht:

„Und durft' ich der unſeligen Zerſtörung
Die Ordnung opfern, das geweihte Recht,
Das meiner Väter tadellos Geſchlecht
So lang gewahrt? Der frevelnden Empörung,
Die Götterſcheu vernichtend, Sitt' und Zucht
Austreibt zur Flucht,
Und Nahrung ſaugt aus wollufttrunkenen Lehren,
Wer ſoll, wenn ſelbſt der Ordner wankt, ihr wehren?

Dauyt' ich dem Allzerrütter nicht die Macht
Des unbeugſamen Herrſcherſinns bewähren,
Ein Damm dem Taumel, den er angefacht? —
Fluch aber über ihn und ſeine Rotte,
Die jauchzend mich verlockt zum grauſen Mord!
Ihr Götter dieſes Lands, wehrt, trotzt dem giftigen Spotte,
Treibt ſchmachvoll euren Feind aus euren Marken fort!

Sein Schickſal iſt das der Verſteinerung. Noch einmal ſtürzt er auf den Gott hinzu, um ihn zu vernichten, als er, auf einen Wink des Dionyſos, im Erdboden feſtwurzelt, ſeine Füße umflechten ſich mit Weinreben, und Bruſt und Glieder ſind zum ſtarren Fels geworden, den ſchon der Epheu umrankt. Dieſer Abſchluß trägt die bedeutungsvollſte Symbolik für das Wechſelleben der Geſchichte in ſich. —

In der Form dieſer Dichtung hat der Verfaſſer durchgängig eine glückliche Harmonie und Gemeſſenheit getroffen. Die philologiſche Färbung der Diction, die, dem Stoffe anhaftend, nicht ganz verwiſchbar ſchien, iſt mit Leichtigkeit in modernen Schmelz gebracht. Die wohllautendſten Rhythmen verbreiten einen muſikaliſchen Hauch, an vielen Partieen ſogar etwas Geſangvolles durch das Stück, und bedienen ſich mit

Erfolg aller der Vortheile, die der lyriſchen Tragödie zuſtehen. Der freieſte Wechſel der Formen, nach Verhältniß von Situation und Gefühl, macht das Weſen der lyriſchen Tragödie, die ſonſt als keine beſondere Gattung in Anſpruch genommen werden kann. Man iſt von ihr gleichfalls eine ſtreng dramatiſche Durchführung der Charactere zu fordern berechtigt, wenn ſie nicht etwa zur weiteren Ausführung ihrer Motive noch eine andere Kunſt herbeizieht, und, wirklich in Muſik übergehend, zur Oper wird. So viel iſt gewiß, daß die lyriſche Tragödie in der antiken Poeſie eine beſtimmtere Stellung und Geltung hatte, da ſie ihr muſikaliſches Element auch wirklich durch die Mittel der Muſik ausführen ließ, während die Modernen hier dem ſchwankenderen Weſen der recitirenden Declamation anheimfallen. Spanier und Italiener, durch muſikaliſchen Sprachgeiſt und Nationalſinn unterſtützt, haben unter allen Neueren das Glücklichſte darin geleiſtet, deutſche Verſuche ſind bisher nicht glänzend ausgefallen, noch, mit Ausnahme etwa der Schickſalstragödien, zu beſonderer Frequenz gelangt. An an-

tike Stoffe ſcheint ſich auch unſer modernes lyriſches Drama noch am glücklichſten anzuſchließen, wie in dieſem Dionyſosfeſt. Das Stück iſt durchgängig gereimt, ſowohl im Dialog, als in den lyriſchen Partieen und Chorſtellen, und behauptet darin ſeine moderne Färbung neben manchen in das alte Griechenland zurückklingenden Weiſen und Wendungen.

* * *

Das zweite Gedicht neueſter Zeit, das eine Normaldichtung der Übergangsepoche anſtrebt, iſt der „Nero," eine Tragödie von Karl Gutzkow. Seltſam genug hat es ſich ebenfalls auf einen antiken Stoff gegründet. Gutzkow's Nero bezeichnet einen Wendepunct, der uns mit Intereſſe an den Verfaſſer feſſeln muß, denn wir ſehen darin das Ringen zwiſchen den Ungeheuern ſeiner trotzigen und unbeugſamen Skepſis und dem plaſtiſchen Werdeleben jugendlicher Schöpfungsluſt, welche die Qual aller der fürchterlichen Träume und Ahnungen gern durch das Aufgehen in die feſteſte und ſicherſte Geſtaltung bezwänge. Nero iſt ein geformtes Bild aller

Zerſtörungstriebe geworden, die in ſich ſelbſt zerfallene Scheideperioden der Menſchheit jedesmal charakteriſiren, und Wolluſt, Grauſamkeit und großes Talent, gleich gewaltig und reichlich in ſolchen Epochen vorhanden, haben in dieſem Kaiſer allerdings eine Normalnatur geſchichtlicher Übergangsſtufen hingeſtellt. Der Gedanke war bedeutend, von dem Gutzkow ergriffen wurde, die ganze Gemüthsſtimmung des heutigen Zeitunglücks an ferne und fremde Geſtalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Seine große, faſt dämoniſche Gabe, die feinſten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauſchen, hat er mit ſichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zuſtände des alten Rom walten laſſen, und wenn ſich geſchichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieſer Zeiten zu paralleliſiren, ſo wird doch eine auf unſer eigenſtes Selbſt zurückgehende Wirkung hervorgebracht, die ſo gewaltig, daß wir uns mit unſern nächſten Zuſtänden ihr nicht entziehen können. Der Eindruck iſt daher mehr ein ſpeculativer als ein künſtleriſcher. Aber die Speculation iſt nicht, wie in Goethe's Fauſt,

tief und ganz und gar in die Innerlichkeit der Conflicte untergetaucht; ſie prägt ſich in einem ſchreienden Gegenüberſtellen einzelner Gedankenmomente, in einer trotzigen Andeutung durch kecke Situationen ab. Gutzkow zeichnet in rieſenhafter Naturgröße das wirre Durcheinanderfallen aller Elemente, und ſtellt ein Individuum, dieſen Nero, mit einem zugleich darüberſtehenden und zugleich darin befangenen Bewußtſein mitten in dieſe Trümmer hinein. Dies zwieſältige Bewußtſein, ſeine Zeit verachten zu müſſen, und doch ſelbſt verächtlich zu ſein, wie ſie, macht den Nero zum Nero, es iſt der ins Böſe hineintreibende Mutterfluch des Individuums, welchen eine aufgelöſte Epoche gerade auf ihre begabteſten Kinder ſchleudert. Darum beſitzt Nero dieſe Bosheit der Conſequenz, das verderbte Rom mit der höhnenden Flamme zu zerſtören, aber er beſitzt zugleich die Größe der Conſequenz, ſeine eigene Verderbtheit ſo unerträglich zu empfinden, daß er ſeine umſtehenden Sclaven anbettelt, ihm den Tod zu geben. —

Es iſt nicht leicht möglich, dieſe Tragödie

vom Nero rein künſtleriſch zu betrachten. Man muß die Redlichkeit des Verfaſſers anerkennen, wenn er ſeine ſchrecklichſten Gedankenanwandelungen lieber unter künſtleriſchen, als philoſophiſchen Geſichtspunct rücken mag, da der künſtleriſche, der an beſtimmte Individualität appellirt, die Behauptung mildert, freilich auch unentſchiedener läßt. Wie ſehr aber dies Gedicht aus einer ſubjectiven Ergriffenheit von den heutigen Weltzuſtänden hervorgegangen, drückt ſich in Worten beſonders in dem Geſpräch des Julius Winder mit dem Einſiedler (Tacitus) aus (S. 44—53), das den Kampf zwiſchen alten und neuen, ſchönen und ſchlechten Zeiten treffend durchſpricht.

Das Dramatiſche an dieſem Gedicht iſt ſehr zu beachten. Obwohl ſich der Verfaſſer im Zuſammenhang der Scenerie nicht immer an das Wahrſcheinliche oder theatraliſch Mögliche kehrt, ſo erreicht er doch oft bedeutende Situationen. Die Nachtſcene zwiſchen der Poppäa und Nero, die burleske Idyllik der beſcheidenen Familie, die der Brand Roma's mitten in ihrer Spießbürgerlichkeit überraſcht, und einige andere

Scenen ſind meiſterhaft gelungen. Die Sprache iſt in vielen Partieen großartig und neu. — Aber die Normaldichtung der Übergangsepoche iſt damit nicht gewonnen, weil bloß die Negation, und nicht auch das Ideale, vertreten wird.

Deutsche Höflichkeit.

Der Herr Baron von Rumohr hat in seiner „Schule der Höflichkeit," in der er sonst allen nur irgend denkbaren Personen ein Capitel über ihr Verhalten widmet, doch keines für Kritiker und Berichterstatter einzuschalten für gut befunden, und scheint also seinerseits anzunehmen, daß diese Leute auch ohne Höflichkeit bestehen können, oder derselben wenigstens nicht unumgänglich und in allen Fällen zu ihrem Fortkommen bedürfen. Und dies könnte in der That die Beurtheilung seines Buches über die Höflichkeit erleichtern, mit dem man sonst eben nicht höflich umzugehen im Stande wäre. Gott sei Dank, daß man grob sein darf, denn Rumohr's Schule der Höflichkeit ist in der That das Abgeschmackteste und Trivialste, das jemals geschrieben worden, und ich habe

mich gewundert, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie er, ein Mann des Kunſtgeſchmacks und Lebensgenuſſes, dieſem reichhaltigen Thema nicht lebendigere Funken zu entlocken verſtand, ſondern gerade nur das Allerſeichteſte und Gewürzloſeſte darüber geſagt hat. Dies Thema hätte mit ironiſcher Überlegenheit behandelt werden müſſen; ſtatt deſſen ſieht man den Verfaſſer ſelbſt auf eine wunderliche Weiſe in allen dieſen ſteifen Formen befangen.

Herr von Rumohr iſt eine intereſſante Geſtalt in der deutſchen Literatur, wie ſie noch nicht dageweſen. Der Schriftſteller iſt bei ihm ganz aus dem Lebemann herausgewachſen, und ſo wie er gelebt, vornehm, graziös, ſelbſtgefällig, contemplativ und genußſüchtig, ein epikuräiſcher Weiſe, ein weiſer Epikuräer, ein anſtandsvoller, lächelnder Seigneur, der ſich jedoch bereits mit einer gewiſſen Sauberkeit aus dem Zopf- und Perückenthum herauscultivirt hat, in derſelben Manier ſieht man ihn auch ſchreiben und in ſeinen Büchern ſich darſtellen. Die vornehme Lebensart iſt ihm auch als Schriftſteller zur andern Natur geworden; ſein Stil, von etwas

Goethiſcher Durchbildung fein angehaucht, bewegt ſich wie eine Standesperſon in abgemeſſenen Reverenzen, und jeder ſeiner Sätze iſt ein geborner Baron, der mit den Gegenſtänden, die er behandelt, aus einer gewiſſen vornehmen Ferne ſich herumcomplimentirt, denn es iſt bekanntermaßen vornehm, ſich kein Ding zu nahe kommen zu laſſen, ſondern Jegliches ſich noch immer um einige Schritte vom Leibe zu halten. Dabei wird dieſer Schriftſteller durch das humane Streben liebenswürdig, unter ſeinen Mitmenſchen eine gleiche, weiſe genußliche Lebensphiloſophie auszubreiten, als wie ſie ihm zu dieſer leichten, und von tiefern Conflicten unberührten Behäbigkeit des Daſeins verholfen hat. Dieſem ſeinem humanen Triebe zum Wohl der Menſchheit ließ er zuerſt in Bezug auf die Kochkunſt freien Lauf, und mit Recht, denn wenn der Menſch auch nicht lebt, um zu eſſen, ſo ißt er doch, wie bekanntlich, um zu leben, und deshalb iſt die Kochkunſt, wenn auch nicht das Hauptcapitel, doch das Leib- und Magencapitel einer wirkſamen Lebensphiloſophie. Herr von Rumohr hatte ſich auch in ſeinem „Geiſt der Kochkunſt“ keine an-

dere Aufgabe zu lösen vorgesetzt, als das Kochen und Essen zu einer Lebensphilosophie zu erheben, und das, was der gemeinen Ansicht nach eine bloße Nützlichkeits-Tendenz hat, zu einer gewissen ästhetischen Freizünftigkeit, wenn ich so sagen darf, auszubilden. Nachdem es ihm so gelungen war, die Kochbücher zu idealisiren, wendet er jetzt seinen humanen Verschönerungstrieb auch auf Alberti's Complimentirbuch an, damit seine Mitmenschen, wenn sie sich im Geiste der Kochkunst satt gegessen, dann auch nach der Schule der Höflichkeit sich bewegen lernen mögen. Aber man sieht, es ist leichter, sich mit Geist satt zu essen, als mit Geist überall höflich zu sein, denn eine große Geistlosigkeit hat sich in dieser Schule der Höflichkeit zum Lehrmeister aufgeworfen, den man sich nicht anders als durch eine kräftig erfrischende Grobheit abzuwehren vermag.

Wer hätte gedacht, daß Herr von Rumohr mit der ehrbar wichtigen Miene eines alten, in anstandsvollen Sorgen ergrauten, weißgepuderten Reichsbarons über alle diese Miseren, welche dem verkünstelten und in affenhafter Unnatur verschrobenen Salonsleben angehören, sich aus-

laſſen würde! Wenn er in dieſem trocken ernſthaften Tone von der Haltung des Oberleibes, vom Gebrauche der Gelenke, vom Gebrauche der Beine, von der Anwendung der Arme, vom Gebrauche der Hände und Finger, vom Kopfe im Allgemeinen und von dem Kopfe nach ſeinen beſondern Handlungen, von der ehelichen Höflichkeit, von der Höflichkeit der Ältern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und der Vagabunden, von dem Benehmen der Tagwerker in den Städten und auf dem Lande, von der Höflichkeit des Bauernſtandes, von der Höflichkeit der mechaniſchen Künſtler und Handwerker, vom Betragen der Künſtler in Thon, Marmor, Erz, in Farben und Reimen, von der Höflichkeit der Gelehrten, von der Höflichkeit in beſonders dafür feſtgeſetzten Stunden und Zeiten, und endlich ſogar von der Höflichkeit conſtitutioneller Staatsbürger und ihrer Repräſentanten zu reden anhebt — und dies ſind die hauptſächlichſten Capitel des ganzen Lehrcurſus — ſo erwartet man immer, daß jeden Augenblick das helle Gelächter hinterdrein

losbrechen würde, aber dies bleibt eben aus, so wie jede geistige Ironisirung des Thema's, und man sieht sich wie in ein anatomisches Kabinet eingesperrt, in dem man von lauter einzelnen amputirten Gliedern und grinsenden Schädeln umgeben ist und sich aus Gespensterfurcht am Ende selbst für ein ambulirendes Skelett zu halten geneigt wird, da man den Menschen aus dem Vollen und Ganzen anzuschauen verlernt. Jedenfalls kann man es dem Verfasser nie danken, daß er seine docirte Höflichkeit nur als ein solches anatomisches Präparat des menschlichen Gesellschaftslebens zum Besten gegeben hat, schon um ihrer eigenen Empfehlung willen. Wie leicht wäre es aber für einen an Lebensbetrachtung so reichen Schriftsteller gewesen, den Gegenstand in eine geistigere Verbindung mit den menschlichen Verhältnissen zu setzen, beziehungsreichere Anschauungen daraus abzuleiten, und die Höflichkeit, statt als Gliederpuppe, als humanes Gleichgewicht der Anziehungs- und Abstoßungskräfte des Lebens darzustellen.

Zur Geschichte der Höflichkeit hat der Verfasser indeß einige interessante Bemerkungen bei-

gebracht, die zugleich ihn ſelbſt hier charakteriſiren helfen mögen. „Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürſten als ſo viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angeſehen und verehrt wurden, weil ſie hervorzogen und zu vereinigen ſuchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: ſtarke und liebenswerthe Perſönlichkeiten, vortreffliche Geiſter, und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunſt auf, entwickelten ſich große Talente, fanden ſie gegen die Bedrängniſſe des Lebens Schutz, erweiterten ſie ihre Vorſtellungen, ergriff ſie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verſchiedenen Idiome der neuern Welt ihre edlere, feinere Ausbildung. — In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten ſich perſönliche Günſtlinge der Fürſten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geiſtigen Bildung von den Höfen auszuſchließen; rohe Sinnlichkeit, weiche Abſpannung, leblos mechaniſche Andachtsübung, welche Stumpfſinn herbeiführt, ſchien

den Beſitz ſchon erworbenen oder noch gehofften Einfluſſes allein ganz ſicher zu ſtellen. — In Folge dieſer geſchichtlichen Erſcheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgeſunken, als ſeit Friedrich geniale Fürſten hie und da von Neuem einer höhern Bildung ſie entgegenzuführen, nicht ohne ſchnellen Erfolg, unternahmen. Indeß blieb, in Erinnerung des Urſprunges, das Wort Höflichkeit ſelbſt in den ſchlimmeren Zeiten wenigſtens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spaniſchen behielten die Ausdrücke: cortesia und cortes die entſprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republikaniſcher Verfaſſung ihrer wichtigſten Städte, (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεῖος) der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzoſen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen und dagegen courtoisie, courteous und was ſonſt dahin gehören mag, (da ſogar to courtesy dem ſpäteren to bow gewichen) beinahe gänzlich aufgegeben haben. Gegenwärtig alſo bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie,

oder streng höfische Sitte, sondern die Gewohnheit und Kunst, in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden wie im Handeln, stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen."

Daß sich jedoch in diese Höflichkeit, wie sie von Herrn von Rumohr gelehrt wird, bei aller Nüchternheit ihrer Formen zugleich manche Anweisung zur Coquetterie einschleicht, kann nicht Wunder nehmen, da sie mit einer solchen Lebensansicht folgerichtig genug zusammenhängt. Wie es aber mit den Recensenten anzufangen, ob sie für die gute Lebensart völlig verloren und verdorben, da Herr von Rumohr über sie schweigt, oder ob sie aus der Noth eine Tugend, d. h. aus der Grobheit eine Höflichkeit zu machen verstehen sollen, das läßt sich vielleicht auf theoretischem Wege überhaupt schwer ausmachen, noch schwerer aber an der Schrift des Herrn von Rumohr practisch bethätigen.

Wiener Humor.

Caſtelli's geſammelte Gedichte liegen vor mir, ich habe gelacht, und will einige Bemerkungen darüber machen. Hier haben wir auch einen Humoriſten, wenn das Wort nicht zu heilig iſt. Nein, der gute Caſtelli mit ſeinem ächt wieneriſchen Geſicht, iſt kein Humoriſt mit der verſtohlenen Weltthräne im Auge, kein Humoriſt mit dem Himmel und Erde beleuchtenden Blitz in der Hand, kein Humoriſt, mit dem olympiſchen Gelächter im Munde, das die ganze Zeit durchhallt, eine fragende und zugleich eine antwortende Echo derſelben. Caſtelli iſt ein Humoriſt der Kaffeehäuſer, der Geſellſchaftsſpiele, der Trinkvereine, ſein Humor iſt das, was man Spaßvogel zu nennen pflegt, und thut keinem Kinde etwas zu Leide, ſeine Satire

iſt ein Maitre de Plaiſir, ein guter Geſellſchafter, der Niemand auf den Fuß tritt, Manchetten und Claque trägt, und nur zur Unterhaltung beizutragen beabſichtigt. Oft ſah ich dieſen liebenswürdigen Mann auf einem Kaffeehauſe in Wien, wie er ſich beim eifrigen Billardſpiel die Brille zurecht rückte, und ſeine ganze Muſe, von der vielleicht Jeder irgend einen glücklichen und launigen Vers im Gedächtniß hat, kam mir dann wie ein Billardſpiel vor, auf dem eine geſchickte Hand und ein kluges Auge Alles ſind, was das Gelingen ausmacht. Und man komme heran: was kann man nicht Alles bei Caſtelli auf grüner luſtiger Fläche für hübſche Glückskugeln des Witzes laufen ſehn! Es iſt eine ganz eigene Poeſie, dieſe Zwergfellerſchütterungspoeſie, die nichts ſein will als das. Dieſe verdammt poſſierlichen Geſchichten, dieſe Schwänke zum Todtlachen, dieſe Epigramme für Unterleibskranke, dieſe Liedertropfen für Hypochondriſten, dieſe Fliegenfängereien der Laune, und dieſe Mückentänze der charmanten Einfälle. Und wie leicht das Alles entſteht. Kein Dichter hat je leichter hervorgebracht als

Caſtelli, der es ſich in Geſellſchaft dutzendweiſe aus dem Ärmel ſchüttelt. Caſtelli iſt ein Improviſator, aber ohne pythiſches Schwitzen und haarſträubende Begeiſterung, es geht ihm Alles wie durch ein gelindes Mittel ab, zur geſelligen Unterhaltung, und er will damit nichts, als was die Hausfrau mit dem Braten, den ſie vorſetzt: man ſoll ihn ſich ſchmecken laſſen und ſich dann hübſch den Mund danach wiſchen. Seine Themata kennt man. Caſtelli's Witz iſt harmlos und ſchlägt keine Fliege todt, obwohl heutzutage am meiſten der Witz Noth thut, welcher todtſchlägeriſch iſt. Eine gewiſſe altmodiſche Sorte von Witzen iſt die gegen die Weiber, welche ſich bei Caſtelli faſt auf jeder Seite finden. Dieſer Weiberhaß, der auch in der Vaterſtadt des Dichters an der unrechten Stelle wäre, kommt freilich meiſt poſſierlich heraus, und ich glaube auch nicht, daß es dem jovialen Caſtelli damit Ernſt iſt, der nicht nur ein Taſchenbuch: „Huldigung der Frauen" herausgiebt, ſondern auch in demſelben Athem, in dem er die weibliche Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit hechelt, ſchon wieder ein Loblied ſingt.

Aber ein Humoriſt ſeiner Art hat immer gewiſſe Leib- und Magen-Stereotypen, mit denen er ſeinem Witz auf die Beine helfen muß. So müſſen, außer den Weibern, auch die Ärzte, die Gläubiger, die Pfaffen ꝛc. für die Satire heran; ja ſogar auf den lieben Gott, der ſich das am erſten gefallen laſſen kann, macht Caſtelli mitunter ſeinen Witz. Man kann ſeinen Sachen nicht gram werden. Zwar gehören ſie, wie gewiſſe Theaterſtücke, die nicht gedruckt werden können, meiſtentheils kaum der Literatur an, aber wer möchte das liebe dumme Zeug ſchelten, daß es da iſt?

Seydelmann.

Das einzige Talent dieſes Künſtlers, das ihn zu einem großen Menſchenmaler auf der Bühne macht, lockt auch die ſeltneren Theatergänger, ſeine Leiſtungen, zu verfolgen. Nur einige ſeiner Rollen geben uns zu einem charakteriſirenden Wort über ihn Gelegenheit. Trotz dem, daß Seydelmann ſeine Liebhabereien hat, denen er ſich gern vor den Augen des Publikums hingiebt, und die ihn ſeine Kräfte ſo vielfach und wiederholt an die unbedeutendſten Aufgaben verwenden laſſen, in denen er ſich aus irgend einer künſtleriſchen oder gemüthlichen Laune gefällt, weiß er doch auch durch dieſe die Stimmung des Publikums wirkſam zu beherrſchen und auf etwas Höheres hinzuleiten. Seine Größe iſt die Größe der Reflexion. Er iſt ein reflectirender Schauſpieler.

Das Talent der Ausführung kommt bei ihm wie eine reinliche und geſchickte Technik hinzu, die dem Gedanken nur Schritt für Schritt in abgemeſſener Grazie folgt, und alle Liniamente mit einer Abrundung und erſchöpfenden Vollſtändigkeit umzeichnet, die auch das kleinſte Tüppelchen in dieſer phyſiognomiſchen Frakturſchrift nicht ohne Farbe und Ausmalung läßt. So bringt er große Eindrücke für den Verſtand hervor, die erſt von da aus in das Gemüth übergehen, und einen Einblick in den innerſten Zuſammenhang ſeiner Studien gewährend, wirkt er ſelbſt da, wo er einmal auf das hohe Meer der Tragik ſich hinausbegiebt, mehr belehrend als erſchütternd, und die Thränen, die er entlockt, verſiegen vor dem Nachdenken, welches dabei entſteht. Das Lachen, das ſeine Komik hervorbringt, beſinnt ſich über ſich ſelbſt bis zum tiefſinnigen Ernſthaftwerden. In dieſer ſeltenen und eigenthümlichen Weiſe der Darſtellung giebt er Lebensbilder, die eine ungemeine Menſchenkenntniß verrathen, in denen er aber oft das pſychologiſche Intereſſe gegen das poetiſche, die Wahrheit gegen die Schönheit überwiegen läßt. Es iſt ihm ſo ſehr darum zu thun, körnige Ge-

mälde der Wirklichkeit hinzuſtellen, daß ich ihn darin zuweilen mit dem berühmten Balthaſar Denner vergleichen möchte, der jene bekannten Portraits malte, worin die Ähnlichkeit des Geſichts bis auf die kleinſte Muskel und anatomiſche Faſer, ja bis auf die nur durch die Lupe erkennbaren Härchen und Falten, nachgepinſelt erſcheint. Seydelmann idealiſirt niemals, er ſtellt ſich niemals auf den hohen Kothurn, ſondern führt überall auf die ſchärfſten Formen des wirklichen Lebens zurück. Daher ſcheint es oft, als trüge er ſeine Farben zu ſtark auf, als beſtehe er auf zu harten und ſtrengen Conſequenzen in der Durchführung ſeiner Charakterentwürfe, und das Syſtematiſche, das ſeine Darſtellungen ſämmtlich an ſich haben, indem dem genialen Wurf des Moments, der augenblicklichen Begeiſterung des Spiels, nichts überlaſſen bleibt, ſondern Alles in geiſtreich berechneter Folge aus der genau feſtgehaltenen Idee eines Ganzen ſich ableitet, begünſtigt dieſen Anſchein. Aber das ächt Menſchliche ſeiner Kunſtleiſtung kommt dadurch meiſtentheils nur um ſo mächtiger zu ſeinem Recht.

Solche Schauſpieler, wenn ſie eine Schule nachſtrebender Talente um ſich verſammelten, würden dem Theater wieder eine Nationalbedeutung, der Nation ein Theater wiedergeben, und die Bühnendichter hätten ihre Rollen nicht für Marionetten, ſondern für Menſchen zu ſchreiben. Raupach müßte mit ſeinem ſchönen Talent noch einmal von vorn anfangen und käme diesmal nicht ohne tiefergehende Charakterſtudien fort. Noch jetzt hätte er an Seydelmann's Spiel und Auffaſſung ſeiner Helden und Menſchen lernen können, wenigſtens der Declamation, auf welche Richtung dieſer Dichter lediglich die Bühnenkunſt hingetrieben, einen triftigeren Hintergrund an Individualität und Gemüthsentwickelung zu geben. Raupach'ſche Charaktere gehören jedoch zu dem Unweſentlicheren in Seydelmann's Leiſtungen. Nur den „Bettler," den wir einmal in Berlin von ihm ſahen, giebt Seydelmann in dieſem kaum zu ertragenden Miſèrenſtück wahrſcheinlich aus demſelben Behagen ſeiner Laune, mit dem Devrient den Kotzebue'ſchen „armen Poeten" ſo gern zur Schau ausſtellte, obwohl der ſentimentale Contraſt, an dem jener große

Schauſpieler ſeine wildgeniale Natur zu ſeinem eigenen Ergötzen hier verſuchte, in Seydelmann's zu weichen Gefühlsanflügen gern geneigtem Weſen nicht auf dieſelbe Art vorhanden iſt. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß Seydelmann, wie Devrient, ein beſtimmtes Rollenfach beherrſche, oder den Charakteren irgend eines großen Dichters ausſchließlich angehöre, und zu deren Darſtellung berufen ſei. Seydelmann würde faſt aus jeder Rolle etwas ihm Gemäßes zu bilden verſtehn, denn daß er bei ſeiner großen Luſt, ſelbſt zu ſchaffen, der Bedeutſamkeit des Gedichts nicht bedarf, um ſeine Begeiſterung in Bewegung zu ſetzen, hat er vielfältig an den dürftigſten Charakteren, denen er ſelbſt erſt Leben gegeben, bewieſen. Am vollendetſten unter allen ſeinen Darſtellungen erſcheint er mir als gutherziger Polterer in dem loſe hingeworfenen Stück des Goldoni, wo er ſeine große Kunſt, die unwillkührlichſten und innerſten Bewegungen des menſchlichen Temperaments zur Erſcheinung zu bringen, mit höchſter Feinheit und dem Schein freieſter Natürlichkeit ſpielen ließ. Als Shylok hat Seydelmann mit glän-

zenden Erinnerungen bei mir zu kämpfen, die er wenigſtens nicht beſiegte. Devrient ließ dieſe Rolle etwas mehr in eine leichtere und lindere Umgrenzung verſchweben, wie es der märchenartige Charakter der ganzen Dichtung mit ſich bringt; denn das wogende Wellenſpiel von Ironie, burleskem Humor und muſikaliſcher Schwärmerei, in deren Mitte der Dichter eine ſolche Individualität, wie Shylok, geſetzt hat, verbunden mit der leichtfertigen Behandlung der Kataſtrophe bei aller Ernſthaftigkeit der Motive, mildern von ſelbſt die harten Umriſſe dieſer Erſcheinung, geben auch ihr faſt etwas mehr humoriſtiſche Färbung, und laſſen in das Grauſen, das ſie erregt, eine nicht ganz zu verleugnende komiſche Beimiſchung eintreten. Indem wir uns ſo den Shylok, wie er aus den Händen Shakſpeares hervorgegangen, denken, finden wir, daß ihn Seydelmann allzuherbe und mit zu ſcharfer und ſchroffer Feſthaltung der Grenzen nimmt, und dadurch, indem der Jude ſchon an ſich der einzig bedeutende Charakter der ganzen Dichtung iſt, dieſe unwillkührlich in eine ſchwerere Atmoſphäre hineingehoben hat. Deshalb iſt auch am

allerwenigſten nach ſeinem Spiel der fünfte nachmuſizirende Akt des Kaufmanns von Venedig noch zu ertragen, während er in der Intention des Dichters wohlbegründet liegt, der dieſe ſeltſame Mähr mit ihrem Spuck und Graus ganz in muſikaliſch gemüthliche Cadenzen ausklingen laſſen wollte. Doch laſſen ſich viele höchſt meiſterhafte Momente in Seydelmann's Spiel und Auffaſſung nicht verkennen. Er zeigt und giebt beſonders den empörten Juden, der die Verachtung ſeines Stammes bitter empfindet, und dadurch zur Vergeltung des Haſſes an den Chriſten ſich getrieben fühlt, vortrefflich, und ſchiebt auf dieſe Grundlage die hauptſächlichſten Motive ſeines Handelns.

Charaktere und Situationen.

Zweiter Theil.

Gedruckt bei J. J. S. Wörner junr.
in Hamburg.

Charaktere und Situationen.

Vier Bücher

Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur.

Von

Th. M.

Zweiter Theil.

III. Skizzen.

IV. Charaktere und Probleme.

Wismar und Leipzig, 1837.

H. Schmidt u. v. Cossel's Rathsbuchhandlung.

(F. W. v. Cossel.)

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Theil.

III. Skizzen.

	Seite
Die Helgolanderinnen	3
Ein frommer Tag in Neuwied	25
Lebensmagie. Wirklichkeit und Traum	36
Ereigniſſe auf einer Kunſtausſtellung. (Berlin, 1836) Fragmente	154

IV. Charaktere und Probleme.

George Sand und die ſociale Speculation	199
Ludwig Tieck, Leben und Poeſie	250
Rückblicke von Eduard Gans	290
Erinnerung an Schönborn und an das Leben des achtzehnten Jahrhunderts	323
Wetterprobleme der Zeit	335
Philoſophie der Geſchichte	350

III.

Skizzen.

Die Helgolanderinnen.

Die Sturmwinde dieſer grünen, jähzornigen, brauſenden Nordſee haben heut Mitleid mit der eleganten Welt, welche auf dem Dampfſchiffe: „Elbe,“ nach beendigter Saiſon, aus Helgoland zurückkehrt. Der Ocean hat die feineren Sitten der Dampfſchifffahrt angenommen, und der ſchönen, gebildeten Societät, die, von Jahr zu Jahr zahlreicher, in Modefrack und Atlaskleidern und brüſſeler Spitzen ſeinen Tigerrücken befährt, bemüht er ſich ſichtlich immer mehr und mehr zu zeigen, daß auch er ſich cultivire. So glatt und anſtändig liegt er heut da, wie ein gebohnter Eſtrich, auf dem das taktmäßige ſchwankende Dampfboot mit der Grazie einer Taglioni ſeine zierlichen Schenkel dahin tanzen läßt, und nur zuweilen kräuſelt er in einer mehr als manns-

hohen Welle ſeine Augenbrauen, wenn ihm der Wind eine ſchäumende Reminiscenz ſeiner himmelſtürmenden Gigantennatur in die Gedanken bringt. Aber das Waſſer bändigt ſich vor dem Feuer, und die ſtille, dampfende Steinkohle zeichnet mit liſtiger Induſtrie den ſichern Weg über das ungeheure Weltmeer, deſſen mächtigſte Windsbraut bei weitem nicht mehr ſo gefährlich iſt, als das Platzen jenes Dampfkeſſels, nach dem dort, in der Mitte des Schiffes, die niedliche, wißbegierige Paſſagierin hinunterblickt, indem ſie aus Mädchenübermuth an den Kohlenſäcken die weißen, eleganten Hände ſchwärzt. Es wird bei dieſer auch die Meereswildniß durchſchneidenden Civiliſation bald nichts Fürchterliches mehr auf der Welt geben! Die induſtrielle Epoche wird alle großartigen Schrecken der Natur zu einem künſtlich ausgeſchnitzten Artikel der Technik verarbeiten. Es wird bald nichts Fürchterliches mehr in der gebildeten und geſitteten Welt geben, als etwa die gebildete und geſittete Welt ſelbſt, die mit dem Firniß verkommener Zuſtände und abgelebter Einrichtungen ſich lächelnd bemalt, und deren geſchminkter

Anblick grauenerregender und ſchreckeneinjagender iſt als der ſchwärzeſte Meeresſturm, nach deſſen kräftig tobenden Geiſtern ich mich auf dieſer Fahrt vergeblich ſehne.

Die Reiſegeſellſchaft hat ſich in einzelne Gruppen auf dem Verdecke vertheilt, und von den Sprachen aller Nationen hört man abgebrochene Accente durcheinander ſchwirren. Hier und da lehnt ein Paſſagier mit dem Fernrohr über das Geländer und ſucht den rothkantigen Felſen Helgolands der hinter uns immer mehr in die Nebel des Meeres zurückſinkt, noch einmal in die Nähe zu zaubern. Dann erſchallt plötzlich ein lautes: Hurrah! am Bord, das einem unten aus der Welle tauchenden Seekalbe gilt, welches Selbſtverläugnung genug beſitzt, ſeine ungeſchlachte Phyſiognomie einen Augenblick lang zu zeigen; oder es gaukeln am leichtern Saume der Woge einige gefallſame Delphine vorüber, die durch ein wohllautendes ſentimentales: Ach! von ſchönen Lippen ſogleich als Damenlieblinge begrüßt werden. Es iſt ein wahrer Heroismus von dieſen holden Hamburgerinnen und Berlinerinnen, die wir an Bord

führen, in die Nordſeebäder zu reiſen. Das Seebad verdirbt den Teint, wie Du an allen jenen hübſchen, rothbraun gewordenen Geſichtern erſehen kannſt, die ſo muthig und erfriſcht aus den ſeltſamen, ſchwarzen und blauen Taffethüten hervorſcheinen. Dieſer Teint und dieſe helgolandiſchen Hüte, die noch als Trophäen des glorreich überſtandenen Wellenbades bei der Rückkehr auf dem Dampfſchiffe getragen werden, ſind die echten Kennzeichen einer wirklichen Badegaſtin, bis endlich, beim erſten Schritt ans heimathliche Ufer, der kunſtvollere Modehut wieder über die Locken geſtülpt wird, und bald auch Stadt- und Geſellſchaftsluft die zu ſtark gefärbte Geſundheit der Wangen wieder bleichen. Einen ſolchen Hut habe ich als ein Raritätsexemplar für Deine freundliche Schweſter mitgebracht, guter Iſidor! damit ſie uns auf unſern ländlichen Wanderungen an Euren Elbufern darin entzücke und ihn vielleicht in die Mode bringe. Dieſe echt nationalen Hüte der Helgolanderinnen, die ſchon früher Urzeit entſtammen und dort von den meiſten Mädchen getragen werden, beſtehen aus nichts mehr und nichts weniger als

einem Bogen dünner Pappe, zu einer länglich schmalen Hutform gedreht und mit einem Stück Taffet oder sonstigem dunkelgefärbten Zeug übernäht, von dem ein Theil herunterfällt, um zur Bedeckung des Halses zu dienen. In diesen Hüten, die auch eleganten Gesichtern sehr gut stehen, besteigen die Badenden auf Helgoland früh Morgens die Böte, um nach der gegenüber liegenden Sanddüne, deren Strand den heilkräftigen Badeplatz darbietet, theils überzusetzen, theils übergetragen zu werden, denn von den seichten Stellen an übernehmen die Schiffer das Amt des heiligen Christophorus, und Deine schöne Nachbarin, mit der Du übergefahren, gefällt sich als reitende Amazone auf dem breiten Rücken eines wackern blauäugigen Lootsen Helgolands nicht übel. Auf der Düne abgestiegen, sondern sich, gegen den ursprünglichen Willen des Schöpfers, die Geschlechter, zur Rechten und zur Linken, bis sie sich auf der Rückfahrt, lustiger und redseliger gestimmt, in den Böten wieder zusammenfinden, wo die Damen, mit ihrem lang herunterhängenden feuchten Haupthaar, das sie bis zu der nach der Rückkehr verschobenen vollstän-

digen Toilette frei unter den Hüten hervorflattern laſſen, uns einen maleriſchen Anblick bieten.

* * *

Ich treibe mich unruhig auf dem Verdecke auf und nieder. Unter den Paſſagieren kommt kein rechtes Verhältniß, keine lebhafte Unterhaltung zu Stande, und das anziehendſte ſinnvollſte Geſicht, mit dem ich mich in ſtummer Unterredung aus der Ferne verſtanden, hat ſich plötzlich entfärbt, und iſt, trotz der leichten Schwankungen des Meeres, ſeekrank geworden. Ich begebe mich vorn an das Bugſpriet, wo zuweilen ein kühner Jüngling aus Langerweile oder Eitelkeit an dem Tauwerk hinaufklettert, und ſchaue ſtill hinunter in die bewegte Meerestiefe, und in Lebenserinnerungen verloren, iſt mir, als ſtiege Aphrodite, leiſe der weißen Brandung der Welle ſich enthebend, in ſanft herwehender Geſtalt zu mir empor. Aphrodite, ſtrahlende Meerestochter, dort von den aufflatternden Vögeln des Himmels begrüßt und von der niedergehenden Sonne gefeiert, die durch Deine wal-

lenden Locken blitzt, was will mir Dein süßer Gedankengruß, der an ein längst entwöhntes und hinuntergedrücktes Herz klopft? Wenn ich dem verstohleneren Geräusche der Welle zuhöre, meine ich schmerzlich froh erschreckend, es flüstere eine Stimme zu mir auf, die sonst manches liebe und klangvolle Wort mir gesagt, wie seitdem nie wieder eine Stimme; und eifrig erschöpft sich die summende Woge in den alten Liebestönen, und das wunderbar rieselnde Spiel der Gewässer trägt die Scherze, die Thränen, die Einfälle, die Zärtlichkeiten, die mir unvergeßlich sind, an meinem Ohre vorüber. O, hör' auf; ich will nichts mehr wissen! Laß deine Orkane sämmtlich heulen, tückische Nordsee, gieb uns den wilden Thieren deiner Stürme und Wellenschläge preis, und verscheuche der Gedanken geheime Wehmuth durch aufrüttelnde Empörung deines verderbenschwangeren Grundes, durch die alte Macht des mit dem Dreizack donnernden Poseidon! —

Ich gehe in die Kajüte hinunter, um die Muße dieser ruhigen Fahrt zu nutzen, und Dir, lieber Isidor, die verlangten Blätter über meine

letzten Reiseſtationen zuſammenzuſtellen. Dieſe Blätter ſollen blos der Meeresgöttin, der Aphrodite, gewidmet ſein, denn ſie werden lediglich von den Helgolanderinnen und von der Liebe handeln. Über Anderes ein andermal. —

* * *

Helgoland iſt ein öder, unwirthlicher, ſchwermüthiger Felſen, an dem die Natur, die ihn zum Leitſtern für die Seefahrer mitten aus dem Meere rief, einer bloßen Nützlichkeitstendenz nachgehangen, indem ſie ihm nur ſpärlich verſtattete, ſeinen harten Buſen mit Blüthen und Laub zu ſchmücken. Eine Luſtfahrt auf ſchwankendem Boote, zuweilen auch bei Fackelſchein, rings um die Inſel, eine feierliche Promenade durch die Kartoffel-Allee ſind der einzige Spielraum für die Bewegungen der Badegäſte, die hier mehr als anderswo auf geſelliges Zuſammenhalten gewieſen ſind, und ſich gleichwohl in ziemlich geſonderte Zirkel gruppiren. Unter ſchattigen und gedankenvoll flüſternden Bäumen zu ſitzen; und tiefſinnig, wie ein Arkadier, die

Bekanntſchaft einer hier badenden Hamburgerin zu beträumen, iſt dem Verliebten nicht einmal erlaubt, denn es gedeiht kein Baum auf Helgoland. Der ſtarke und ſcharfſtämige Wind, welcher einen beſtändigen Zug auf der Inſel unterhält, hindert alle Bäume am Aufkommen, und nur wenn man, dem freundlichen Gruße einer Helgolanderin folgend, in ein Gehöft tritt, gewahrt man hier und da ein dünnes, dürres Stämmchen, das gerade ſo hoch gewachſen, als die gegen den Wind ſchützende Mauer reicht. Dafür betrachteſt Du Dir lieber die blühende Helgolanderin ſelbſt, und ſtudirſt, während ſie Dir vertraulich ihre ganze Hauswirthſchaft zeigt, dieſe merkwürdigen nationellen Geſichtszüge, die wie Meereslilien unter der reinen, ſcharfhauchenden Luft des Eilandes gedeihen, und von der freien Weltfernſicht des ringsum rauſchenden Oceans eine gewiſſe Keckheit angenommen zu haben ſcheinen. —

Unten am Strande, im ſogenannten Converſationsſaale, welcher hier die Stelle eines mangelnden Kurſaales vertritt, wird während der Badezeit jeden Sonntag ein Ball veran-

ſtaltet. Prager Muſikanten ſpielen Strauß'ſche Walzer, mit einigermaßen erkältetem Takte auf dieſem äußerſten Thule der deutſchen Tanzkunſt, und Berliner und Hamburger, welche gewöhnlich den Kern der helgolandiſchen Badebevölkerung bilden, drehen ſich danach in einem dämmernden, halberleuchteten, ſchmalen Zimmer. Bei der ſpärlichen Beleuchtung verdämmern mir die Umriſſe der Figuren, ich fange an, Geſpenſter zu ſehen, die vollgerundete Geſtalt jener junoniſchen Hamburgerin erſcheint mir wie ein ſchmackhaft zubereitetes Roſtbeef, das begehrlich vor mir herumtanzt, und dort die anmaßende Naſe eines berühmten Malers, welcher auf Helgoland den Maître de Plaiſir zu ſpielen pflegt, verzerrt ſich mir im Schatten zu einem ungeheuren Pinſel, der mehr moraliſch als maleriſch auf mich wirkt. Von dieſen Hoffmann'ſchen Phantaſien gefoltert, entfliehe und entſage ich den Freuden der eleganten Welt, und eile hinaus, um einen zweiten Ball zu beſuchen, auf dem ſich die friſchen und kräftigſchönen Naturkinder Helgolands unter einander ergötzen. Hin und wieder miſchen ſich auch unter den Ball der

Badegäſte tanzluſtige Helgolanderinnen, aber ſelten im vollkommenen Schmucke ihrer Nationaltracht, welche beſonders durch das turbanartig geſchlungene Kopftuch dieſen ſcharfgezeichneten, lebensvollen Geſichtern ein eigenthümliches Colorit giebt. Das ſind aber nicht die rechten, welche die Civiliſation der Badeſaiſon bereits erreicht hat, und die ihre landesthümliche Schönheit nicht mehr in die alten Überlieferungen ihrer Inſel einkleiden mögen. Auf ihrem Sonntagsballe im Oberlande, wo ſie ſich in der Schenke „zum rothen Waſſer“ verſammeln, mußt Du die urkräftige Mädchenflora Helgolands aufſuchen!

Die ſchwarze brauſende Meeresnacht lag unter mir ausgebreitet, während ich die hundertunddreiundſiebzig Stufen der Treppe, welche das Strandland der Inſel mit dem Oberlande verbindet, hinaufeilte, in meinen Gedanken Altengland für ſolchen bequemen Gang ſegnend, welches uneigennützig auf ſeine Koſten dieſe Treppe erbauen ließ. Oben wandelſt Du noch durch einige ſchmale Straßen, deren Enge keine Carroſſe durchläßt, und langſt vor einem kleinen Häuschen im rothen Waſſer an, wo auf einem

niedrigen, viereckigen Raume das Schönſte, was Helgoland hervorgebracht hat, ſich vor Deinen Augen entwickelt. Einige munter' geſtrichene Fideln empfangen Dich mit einer ehrbaren Tanzmelodie, und obwohl das Zimmer von dicken Tabakswolken durchzogen iſt, ſo wird Dir doch bald, nach der erſten Überwindung, hier wohl zu Muthe, wenn Du die Reihe dieſer fröhlichen, treuherzigen, argloſen Menſchen muſterſt, und zu einer hübſchen Helgolanderin, mit Aneignung von einigem Plattdeutſch, Dich in Verhältniß ſetzeſt. Du läßt Deiner Nachbarin, neben der Du gerade ſtehſt, ein Glas Punſch, das Lieblingsgetränk der Helgolander, geben, und ohne einen Augenblick zu zögern, nimmt ſie das Glas von Dir an und thut Dir mit freundlichen Blicken und Worten Beſcheid. Du ſiehſt ihr in die ſchönen, kühnen, kecken und doch guten, frommen und treuen Augen, die über einer römiſchen Naſe glänzen, und bewunderſt den Adel und die antike Schönheit des Ausdrucks, von denen dies arme Fiſchermädchen umſtrahlt iſt. Selten groß von Geſtalt, iſt eine Helgolanderin faſt immer von kräftiger Zierlichkeit des Baues, und

im heitern und neckenden Geſpräch, zu dem ſie leicht gebracht wird, reicht ſie Dir vertraulich die feine kleine Hand hin, die man hier ſelbſt bei den niedrigſten Mädchen gewahrt. Sie bietet Dir auch wohl von ſelbſt ihr Glas, das ihr Bräutigam vor ſie hingeſetzt hat, und Du mußt ihr dann entgegentrinken, und ergreifſt ſie nachher, dieſe naturfriſche Geſtalt in Deinen Armen ſchwingend, zu einem raſchen Walzer. Ihre eigenthümlichen Nationaltänze werden ſelten mehr von ihnen getanzt. Aber ſie widerſtehen den Bitten nicht, wenn man lange in ſie dringt, den ſogenannten Riehl zu tanzen, eine Art helgolandiſche Ecoſſaiſe mit Trippeltanz, der ſehr ermüdet und nicht den angenehmſten Eindruck von ihrer ſonſtigen Naturgrazie giebt. Eine andere Nationalweiſe beſteht in einem gewiſſen Contretanz, der von einem Tänzer mit mehrern Tänzerinnen getanzt wird, und nichts iſt ergötzlicher, als wenn man einen helgolandiſchen Jungen, die hier auf der Inſel eine merkwürdige Kaſte bilden und in ganzen Schaaren den Fremden ihre Dienſte und Künſte zur Beluſtigung

anbieten, für einen Schilling veranlaßt, ſich zu einem ſolchen Tanze zu engagiren.

Es kann nicht anſtändiger, ehrbarer und luſtiger hergehen, als auf einem ſolchen Tanzboden in Helgoland. Dies brave, unverdorbene Völkchen bleibt ſelbſt bei den heftigern Ausbrüchen des Übermuths und der Trunkenheit liebenswürdig, und die anmuthigen Inſulanerinnen, die ſich mit ſo vieler Vertraulichkeit und Freundlichkeit dem Fremden annähern, und ſcherzhaft und herzhaft ſogar mit ihm necken und herumſchlagen, verrathen eben durch dieſe Unbefangenheit, bei allem Scheine von Freiheit, ihren natürlichen Unſchuldszuſtand, der, wenigſtens gegen die Fremden, wie eine unüberwindliche Feſtung ſich darſtellt.

Dagegen findet man unter den Helgolanderinnen ſelbſt ganz verſchiedene und freiere Begriffe von den ſocialen Verhältniſſen herrſchend, als in dem modernen Geſellſchaftsleben unſres Continents, wo eine erkünſtelte Reinheit der Sitten mit Mangel an Vertrauen und vergiftendem Argwohn ſich miſcht, anerkannt werden dürfte. Hat ſich nämlich ein helgolandiſches

Paar vor Gott und ihrem eigenen Herzen Liebe und Treue gelobt, ſo iſt es, merkwürdig genug, allgemeine Sitte bei dieſer Inſelbevölkerung, daß ſich die Verlobten mit der größten Freiheit alle Rechte der Ehe untereinander zugeſtehen, und daß die Hochzeit erſt ſpäter, wo die Gunſt der Umſtände und des Erwerbes es geſtattet, als ein Nachfolgendes hinzuzukommen pflegt. Dies ſchaurige Eiland mit ſeinen düſtern, abgebröckelten Klippen, die der ewige Sturmſchlag der Wogen wieder in den Abgrund hinunterzuſpielen ſucht, iſt ein traulicher Naturtempel der über alle Geſetze erhabenen Aphrodite, welche die armen Kinder eines unwirthlichen Elements zu den wärmenden Opferflammen ihres Altars lockt, und ihnen die Kultur durch den Kultus, die zweideutigen Bequemlichkeiten und Vorzüge der Civiliſation durch ſüße und argloſe Hingebungen an das Naturrecht, welches im Grunde das Vernunftrecht iſt, erſetzt. Was werden aber die elftauſend heiligen Jungfrauen dazu ſagen, von denen einige große Gelehrte den Namen der Inſel Helgoland (Heilig-Land) ableiten? Ich ſtand in Cöln in der Kirche der heiligen

Urſula, wo ihre und ihrer elftauſend Jungfrauen ſämmtliche Gebeine noch heut als Reliquien aufbewahrt werden, und las die längs dem Hauptaltare unter einer Reihe von Wandbildern eingegrabene Legende von den elftauſend Jungfrauen, deren es damals noch eine ſo ungeheure Anzahl in der Welt gegeben haben muß! Auf einem großen Theil der Seitenwände dieſer Kirche und über den Pfeilern und Bogen des Kirchenſchiffes ſieht man hinter Drahtgittern leibhaftig die Schädel jener elftauſend heiligen Jungfrauen ſchimmern, die unter Anleitung ihrer tugendhaften Anführerin Urſula, einer britanniſchen Königstochter, ſich der ewigen Keuſchheit gewidmet, und, als Propaganda der Tugend, zuſammen eine Expedition durch die Welt gemacht, wo ſie endlich, auf ihren gefahrvollen Hinundherzügen zur Verbreitung einer Virginitätsaſſociation, mit dem ſchlechten Reſultate aufhörten, daß ſie von den Hunnen maſſacrirt wurden! Dieſe elftauſend heiligen Jungfrauen ſollen nun auf ihrer Expedition auch bei Helgoland gelandet ſein, und dort ihre ſchönſte Zeit verlebt haben, damals, als die Inſel noch groß, blühend

und herrlich geweſen. Oder ſoll man einer andern Lesart der Legende glauben, welche verſichert, daß die alten Bewohner Helgolands dieſen Überfluß an heiligen Jungfrauen nicht zu ſchätzen gewußt, und ſich, zum Beſten der Liebe, ſo lieblos gegen dieſelben benommen, daß zur Strafe das Land großentheils wieder verſunken und eingeſchrumpft, und nur noch das kleine mürbe Stück Fels übrig geblieben ſei, deſſen ſich heute die Badetendenzen der Zeit bemächtigt haben, und das, unter den ungewohnten Tritten der eleganten Welt, jetzt ſeinem Wiedereinſturze in das Meer nahe zu ſein ſcheint. Ich überlaſſe es Dir, kluger Iſidor, zu glauben, was Dir das Vernünftigſte ſcheinſt, und wenn Du Dich über den Namen, ſo wie über die wirklichen Gefahren der Inſel in ihrem heutigen, durch ſo viele Jungfrauen locker gewordenen Zuſtande näher unterrichten willſt, den ſtupend gelehrten Lappenberg nachzuſehen *). —

*) Herr Lappenberg hat es übrigens aus wiſſenſchaftlichen Gründen wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß Helgoland keinetwegs ſchon ſo locker ſei, um den von andern Gelehrten

Du kannſt Dir aber keine herrlichere Seele voller Liebe und Treue denken, als eine Helgolanderin iſt. Ihre Ehen ſind äußerſt glücklich und ungemein fruchtbar, und wenn die erſt ſeit einigen Jahren wirkende Badeſaiſon nicht allmälig durchdringt, ſo findet man in den Herzen dieſer Inſulanerinnen einen Fonds von Sittlichkeit, Frieden, natürlicher Hingebung und reizender Argloſigkeit, deren Vereinigung unſere Geſellſchaftscivilisation bisher eher gehindert als erſtrebt hat. Wenn man in ihre Wohnzimmer tritt, wird man von einem ſeltſamen patriarchaliſchen Ruhegefühl umfangen, man möchte ſich mitten in dieſer glückſeligen Beſchränktheit niederlaſſen mit all' ſeiner ſchmerzlichen Vergangenheit und hoffnungsloſen Zukunft, mit all' ſeinen Gedanken über Politik, Liebe und ſociale Zu-

---

befürchteten Rückſturz in das Meer beſorgen zu dürfen, ſo wie es derſelbe Forſcher auch hiſtoriſch beſtritten, daß die Inſel früher eine größere Ausdehnung gehabt. Das Meer kehrt ſich indeß an den conſervativen Lappenberg nicht, und reißt ein Stück nach dem andern von dem Continente der Inſel los, wie man an vielen einzelnen aus den Wellen hervorragenden Klippen erſehen kann, die früher mit der Inſel zuſammengehangen.

stände; und von Ehrfurcht ergriffen, stand ich selbst vor ihren merkwürdig hohen Ehebetten, die so steil sind, daß sie erst mit Vorbereitungen erklettert werden müssen, und schon dadurch zu einem wichtigen und besondern Lebensmoment für die Helgolander werden. Während aber Fruchtbarkeit und heiteres Zusammenleben wie ein Himmelssegen ihre Ehen bezeichnet, so ist auf der andern Seite nicht minder charakteristisch, welche sociale Stellung der Geschlechter unter einander durch die Gemüthseigenschaften der Frauen bedingt wird. Die Helgolanderinnen dulden nämlich nicht, daß ihre Männer viel arbeiten, und verrichten daher die meisten und beschwerlichsten Geschäfte, welche ihre Lebenseinrichtung mit sich bringt, selbst. Sie führen ein mühevolles und angestrengtes Leben, während die Männer auffallend müßig gehen und faullenzen. Die Frauen bestellen den Acker, die Männer stehen ruhig dabei und leisten ihnen nicht die geringste Hülfe. Die Frauen tragen alle Lasten die große Treppe zum Oberlande hinauf, die Männer gehen neben ihnen her, ohne eine fördernde Hand anzulegen. Dies verrichtet Alles bei den trefflichen Helgo-

landerinnen die Liebe, deren freierkorener Wille es iſt, daß ihre Geliebten, ſo lange ſie ſich auf dem feſten Inſellande befinden und nicht mit dem ſtürmiſchen Elemente draußen zu kämpfen haben, der größten Schonung und Ruhe genießen ſollen. Denn eine Helgolanderin muß in beſtändiger Beſorgniß leben um den geliebten Gatten oder Bräutigam, die, beim Lootſen oder beim Fiſchfange, welches ihren gefahrvollen Erwerb ausmacht, mit allen Stürmen und Tücken des menſchenfeindlichen Oceans ſich herumzuſchlagen haben, und früher oder ſpäter einmal ein Opfer des Meeres werden. Auf der höchſten Höhe der Klippe harrt die Hellgolanderin mit ihren weitreichenden, blauen Späheraugen auf das ſchwankende Boot, aber der Bootsmann ruht unten im kühlen grünen Schooße der Meerestiefe, und die weinende Helgolanderin ſchleicht langſam in die verödete Hütte zurück, wo ſie ſich aus Treue und Leid zu Tode grämt. Klein iſt der Friedhof der Inſel, und nur über der treuen Helgolanderin wölbt ſich bald ein neuer Hügel, die übrigen vermehrend. Der Helgolander da unten hat ein ſchöneres Grab von Kryſtall

und Smaragd und Perlenthau, wie ich es mir längſt gewünſcht habe. — —

Wenn ich ein Maler wäre, ich malte alle dieſe Geſichter, aber nicht wie der Maler Jordan ſeinen berühmten „Heirathsantrag auf Helgoland.“ Dies Bild ſieht man auch in Steindrücken in manchen Stuben der Helgolander, aber ſo ſchön es in der Gruppirung iſt, ſo enthält es doch vieles Fehlerhafte und Störende, das noch wenig bemerkt worden. Das Mädchen hat nicht das rechte helgolandiſche Geſicht in der ſchärfſten Auffaſſung dieſer entſchiedenen Eigenthümlichkeit, noch die angemeſſene Tracht; der zum Heirathen recommandirte Burſche aber iſt faſt gänzlich mißrathen. Sein Geſicht iſt gut, aber kein Helgolander trägt, wie dieſer, eine Schlafmütze, außer vielleicht im Bette, niemals jedoch auf der Gaſſe. Man begreift auch nicht, warum der Maler ihm gerade in dieſer Situation, als Bräutigam und Liebenden, eine Nachtmütze auf den Kopf gegeben. Am meiſten aber iſt gegen dies vielverbreitete Bild einzuwenden, daß es durchaus nicht in der Weiſe und Sitte der Helgolander liegt, auf dieſe

Weiſe ihre Verlobungen und Liebesbündniſſe zu ſchließen, und daß wenigſtens eine ſolche Scene nicht als etwas Charakteriſtiſches aus dem helgolandiſchen Leben genommen werden konnte. Ein Mädchen und ein Burſche Helgolands machen es erſt unter einander ſelbſt aus, ehe ſie den Vater zu Rathe ziehen oder ſich von demſelben einander recommandiren laſſen. Denn in den Herzen dieſer Naturkinder waltet die Eigenmacht der Liebe. —

Ein frommer Tag in Neuwied.

Das Dampfſchiff: Stadt Coblenz, welches mich von Bonn den Rhein hinauftrug, war faſt nur mit zurückkehrenden Naturforſchern, die von ihren eben beendigten Verſammlungen ſprachen, und mit reiſenden Engländern, die nichts ſprachen, beladen. Nur jener blonden Engländerin, mit dem unbeſchreiblich feinen und blaſſen Geſicht und den ſeltſamen, ſchönen, keuſchen Augen, hatte ich, in meinem trümmerhaften und zum Theil aus veralteten Shakſpeare-Ausdrücken zuſammengerafften Engliſch, die Romanze vom Ritter Toggenburg erzählt, als wir bei Rolandseck und Nonnenwerth vorüberfuhren. Hätte Schiller dieſe wunderbare Gegend, die Heimath der Sage, vor Augen gehabt bei ſeinem Gedichte, er würde ihr noch ein tieferes melancholiſches

Colorit der Umgebung geliehen haben. Die Romanze iſt aber recht eine für blonde Engländerinnen, mit kalter Schweſterliebe. Meine hörte ſo innig und eifrig zu, daß ſie nicht bemerkte, wie ihr die à l'anglaise länglicht an Schläfe und Wangen anliegenden Locken der Wind auflöſte. Nachdem ich meine leiſeſte Fingerſpitze andeutend an ihr Haar zu legen gewagt hatte, hoffte ich, zum Dank wenigſtens aus ihrem Munde zu hören: „Ritter, treue Schweſterliebe widmet Euch mein Herz!“ Aber auch nicht einmal dies, und ſo ſagte ich ihr ein Lord Byron'ſches **Fare thee well and if for ever!** und verließ das Dampfſchiff, welches eben vor Neuwied Station machte, wo ich eine mir bekannte Familie zu beſuchen hatte.

Dieſe ſchöne, ſtille, freundliche und obwohl kleine, doch keineswegs kleinſtädtiſch gebaute Stadt liegt dicht am rechten Rheinufer, und prangt wie ein aus einem Heiligenknochen geſchnitztes Kreuz in dem Halsgeſchmeide dieſes Fluſſes. Der Rhein gleicht einem mittelmäßig hübſchen Mädchen aus alter, glorreicher Familie, deſſen Namen, Mitgift und Brautſchmuck herr-

licher ſind, als ſeine eigene Schönheit, ihm aber dennoch den allgemeinen Ruhm der Schönheit erwerben. So iſt der Rhein als Strom nicht bemerkenswerther und ſchöner, als einige andere Flüſſe in Deutſchland, aber die Mitgift, die ihm Natur und Geſchichte gegeben, ſeine Ufer, ſind es, die ihn zu dieſem einzigen Individuum unter den Gewäſſern erheben. Die deutſchen Metaphyſiker mögen es unterſuchen (was wohl der Speculation werth wäre!): ob das Waſſer, oder ſeine Ufer, einen Fluß zum Fluſſe machen? So viel iſt gewiß, daß ein Fluß erſt durch ſeine Ufer zur Perſon wird, und ſo fährt man auf des Vater Rheins Rücken an ſeiner links und rechts ſich ausmalenden Lebensgeſchichte vorüber, die, mit tauſend Erinnerungszeichen hoher Bergſpitzen gen Himmel ragend, oder in die tiefſinnige Sage einer romantiſchen Schlucht ſich einſpinnend, bald mit dem grünen Rebenzweig ſich fröhlich bekleidet, bald im altergrauen Stein der Schlöſſer, Ruinen, Felſen, an denen hochoben ſo viele Mährchen und Geſchichten hängen, ſeine Haus- und Familien-Tradition verewigt. Und in Neuwied hat die ſanfte Andacht, mit

welcher der Rhein oft vor Dir daliegt, wenn er ſeine Welle in wunderbaren Morgen- und Abendrothſchimmer taucht, ſich Hütten gebaut, und eine kleine Colonie Herrnhuths zur Anſiedelung bewogen.

Unter den viertauſend Einwohnern der Stadt gehören jedoch nur ſechshundert zu den herrnhuthiſchen Brüdern, die in einem beſondern Quarré wohnen, welches ſich von fern durch die äußerſt reinlichen, weißen, ſtillen Häuſer, die man bei allen frommen Sekten dieſer Art findet, verräth. Dieſe rheiniſche Herrnhuthercolonie iſt vornehmlich berühmt durch ihre Erziehungsanſtalten für Mädchen und für Knaben, die zu beſuchen ich, nach einer kurzen Wiedererkennungsſcene mit meinen hieſigen Bekannten, mein erſtes Geſchäft ſein ließ. Dieſe Inſtitute haben einen ſo weit verbreiteten Ruf in der Pädagogik erlangt, daß ſeitdem auch andere nichtherrnhuthiſche Erziehungshäuſer hier emporgeſtiegen, um die Gunſt der neuwieder Atmoſphäre für dieſe Zwecke zu nutzen. Die Stadt ſelbſt hat dadurch eine ganz eigenthümliche Frequenz gewonnen, indem die Eltern der Kinder, welche aus den verſchieden-

artigſten Gegenden und Nationen hieher geſandt ſind, vom Auslande namentlich aus England, Nordamerika, Holland und Frankreich, zum Beſuch derſelben herbeizukommen pflegen und dann gewöhnlich längere Zeit verweilen, da den Zöglingen ſelbſt das Verreiſen während der Unterrichtsjahre nicht geſtattet wird.

An der Seite eines alten, ehrwürdigen, ausgedienten Herrnhuthers durchwanderte ich, unter ſolcher legitimen Bedeckung, zuerſt das Mädchen-Erziehungshaus, Schulklaſſe für Schulklaſſe. Den allgemeinen Aufbruch, den unſer Erſcheinen in jeder Klaſſe verurſachte, ſtillten wir immer ſogleich durch die ernſte Miene pädagogiſcher Wißbegierde, mit der ich auch meinem jugendlichen Ausſehn einige Wichtigkeit zu verſchaffen ſuchte. Nach einem leichten Geſpräch mit den oft anmuthigen Lehrerinnen über Art und Weiſe des jedesmaligen Gegenſtandes und der eingeführten Lehrbücher, ließen wir ſie in der Ausübung ihres Berufs fortfahren, und hatten Urſache, überall die Liebe, Geſchicklichkeit und Heiterkeit, mit welcher der Unterricht betrieben wird, zu bewundern. Ich freute mich, unter dieſen

lieblichen, kleinen Mädchen, die aufmerkſam und ſinnig zu beiden Seiten die Lehrende umfaßen, lauter muntere, frohe, friſche Geſichter anzutreffen, und nicht die geringſte Spur von einem Einfluß pietiſtiſcher Dumpfheit und Dummheit, der dieſen Anſtalten überhaupt nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Lachen, Scherz und kindlicher Übermuth werden ſogar während des Unterrichts laut, und von der freundlichen Lehrerin, zur Erweckung eines vertraulichen und willigen Verhältniſſes, getheilt und erwiedert. Nie ſah ich ſo viele intereſſante Geſichtsſchnitte von den verſchiedenſten Nationalitäten in einem kleinen Raum vereinigt, als auf dieſen ſchwarzen Schulbänken. Die Mädchen wohnen nach ihrem Alter beieinander, ſind aber nach ihren bereits erworbenen Fähigkeiten und Kenntniſſen, mit denen ſie oft auf ſehr unterſchiedenen Stufen in der Anſtalt anlangen, in die einzelnen Lehrklaſſen vertheilt. So ſieht man nicht ſelten neben ganz kleinen, muthwilligen Mädchen, die noch mit den erſten Anfangsgründen des Lernens ſpielen, ſchon herangewachſene Jungfrauen ſitzen, denen bereits die Blüthe des jungen Buſens

ſich hochgehoben hat und die vielleicht ſchon der Bräutigam hieher ſandte, um ſie kurz vor der Ehe noch ein wenig zu cultiviren, nachdem ſie, der Himmel weiß durch welche beſondern Verhältniſſe, der Glieder reizende Elemente eher gezeitigt als die erſten Elemente des Wiſſens. Dieſe Mädchen wurden blutroth, wenn wir in die Klaſſe traten, und die ſchonende Lehrerin vermied es, ſie in unſerer Gegenwart durch Fragen auf die Probe zu ſtellen. Mir aber that der ganze Anblick dieſer holden pädagogiſchen Muſterwirthſchaft in meinem innerſten Gemüth wohl, und manche Scenen meiner Kindheit und manche Gedanken meiner erſten Liebe brachten mir ihr ſtilles, verklungenes Glück wieder nahe. Nur das gelang mir trotz meiner lyriſchen Stimmung nicht, den bekannten herrnhuthiſchen Hauben, welche ſämmtliche Lehrerinnen, unter den Schülerinnen aber nur zwei bis drei, trugen, eine Schönheitslinie abzugewinnen. Es iſt nicht einzuſehn, warum ſich die Frommen gerade dieſen Haubenſchnitt zum Abzeichen erkoren haben, da der liebe Gott, dem man auch einigen Geſchmack zutrauen muß, unmöglich ſein

Wohlgefallen daran haben kann. Dieſe Hauben, die ſo platt und flach gedrückt ſind, wie manche verwaſchene Kirchengebete, rauben auch dem lieblichſten Geſicht etwas von ſeinem guten, natürlichen Ausdruck, und Gott, der gern ſchöne Geſichter ſieht, wird es euch nicht danken, ihr frommen Mädchen, daß ihr ihm eure Reize verunſtaltet zeigt! Sinniger finde ich noch die Farbenſymbolik, welche ſich an die Bänder dieſer Herrnhutherhauben knüpft, um die Verhältniſſe der verſchiedenen Lebensalter zu bezeichnen. Die ganz jungen, noch ungereiften Mädchen tragen purpurrothe Bänder, deren ſcharfe, ungeduldig ſchreiende Farbe das Platzenwollen der Mädchenknospe verräth; der aufblühenden Jungfrauen Bänder tauchen ſich in das allernothwendigſte Element, in die Farbe der Liebe, und erröthen in Roſa vor der ſüßen Bedeutung dieſer Lebensſtufe; die verheiratheten Frauen ſchmücken ihre Haube mit dem Blau der Treue; die Wittwen tragen das vieldeutige Weiß, entweder als Farbe des verblichenen Glücks, oder als Farbe der Freude, oder als Farbe, aus der,

wie bekannt, jede andere noch wieder gemacht werden kann. —

Nachmittags war ich bei einer trefflichen herrnhuthiſchen Familie zum Kaffee geladen. Die Geſellſchaft beſtand aus dem Alten, einer ehrwürdigen Geſtalt, auf deſſen hohen Jahren der ſichtliche Frieden Gottes ruhte; ſeiner Gattin, einer rüſtigen Matrone mit feurigen, kohlſchwarzen Augen, die ſeltſam unter der Herrnhuthaube hervorſtachen; ferner einer jungen, ſchönen Frau mit weißen, füllereichen Gliedern, die aus Norddeutſchland zum Beſuch ihrer Verwandten hier anweſend war, und, obwohl durch Geburt und Erziehung eine Herrnhutherin, ſich doch weltlich gekleidet trug, und, von einer pietiſtiſchen Haube unbeengt, die üppigen Locken frei um das Haupt flattern ließ; und endlich einer wirklichen herrnhuthiſchen Muhme aus Herrnhuth ſelbſt, deren Frömmigkeit dieſen Sommer in Neuwied Gaſtrollen gab, und die mir Zeichen ihres Wohlwollens bewies, indem ſie mir alle Augenblicke den Kaffeekuchen präſentirte. Ich aber ſollte in große Anfechtungen gerathen. Die Muhme wollte von ihren from-

men Brüdern in Berlin, namentlich von dem der dortigen Brüdergemeinde vorſtehenden Prediger D. etwas erzählt haben, und ich ſtellte mich ſo unſchuldig, als wüßte ich gar nichts davon! Die Muhme ſchlug die Hände vor Verwunderung über den Kopf zuſammen, daß ich in keiner Verbindung mit den berliner Pietiſten ſtand. Die Muhme wußte ſich das gar nicht zu erklären. Ich fing ihr an, immer verdächtiger zu werden. Von dieſem Augenblick präſentirte mir die Muhme keinen Kaffeekuchen mehr. Und die junge hübſche Frau mit dem weißen Lilienfleiſch fragte mich, eine Thräne in den ſchönen Augen, theilnehmend: ob ich auch ein Chriſt ſei? Wer hätte ihr etwas abſchlagen können! —

Ich ſchlenderte darauf noch ein wenig in dem Park des Fürſten von Neuwied umher, wo mir, auf den dunkelſchattigen Spaziergängen, manche der ſchelmiſchen Mädchengeſichter wieder begegneten, die ich heut, in der Anmuth und Würde ihres Schulfleißes kennen gelernt hatte. Ich nahm Abſchied von dieſen guten, jungen, unſchulds- und ſeelenvollen Geſichtern, vor denen ich eben ſo viel Andacht und Rührung empfinde,

wie in einer Kirche, und eilte an den Strand des Rheins zurück. Der über den fernen Uferbergen emporwirbelnde Rauch verkündete schon das Herannahen des Dampfschiffes, dessen ich harrte, um noch heut weiter nach Coblenz zu gelangen. Bald legte auch der Schnellsegler: Friedrich Wilhelm, an der Fähre von Neuwied an, um die ihn erwartenden Passagiere aufzunehmen. Der Abend kam plötzlich heran, es dunkelte, und ein stürmischer Regenschauer vertrieb den größten Theil der Reisegesellschaft vom Verdeck. Nur einige in schwarze Mäntel gehüllte Gestalten wandelten noch auf und nieder, und ich ließ ebenfalls unter dem freien, kühlen Nachthimmel manche unruhige Gedanken in mir austönen. — —

Lebensmagie.

Wirklichkeit und Traum.

Der Studiosus Emil Hahn hatte wohl daran gethan, den Rath seines lustigen Onkels in Bitterfeld zu befolgen, und die wenigen Meilen von da bis H. lieber zu Pferde zurückzulegen, als bei dem schönen Wetter sich in den freudlosen Postwagen einsperren zu lassen. Weil unser Emil ein Theologe war, so hatte ihm der bitterfelder Onkel aus seinem wohlversehenen Marstall auch ein recht frommes Thier, wie er sagte, ausgesucht, das den jungen geistlichen Herrn, der bisher mehr die Kirchenväter geritten als auf der Reitbahn sich hervorgethan habe, gewiß in aller Sanftmuth und ohne ihn zu oft herunterzuwerfen, in seinen Bestimmungsort heimtragen werde. Emil Hahn kehrte eben

von der Universität B. zurück, wo er zwei Jahre hindurch fleißig seinen Studien obgelegen, um dieselben in seiner Vaterstadt H. fortzusetzen und zugleich dem langentbehrten väterlichen Hause wieder anzugehören. Nach einem kurzen Besuche, den er auf der Durchreise in Bitterfeld abgestattet, eilte er jetzt, von heimathlicher Sehnsucht getrieben, über die Landstraße fort, und hatte alle Ursache, sowohl mit dem leidenschaftlosen Benehmen des Schimmels, als auch mit sich selbst zufrieden zu sein, denn er gefiel sich in seinem ritterlichen Aufzuge als Rossebändiger gar wohl, und hoffte auch besonders bei seinem Vater, der ihn, seines schüchternen und mädchenhaften Wesens halber, sonst immer Duckmäuser zu nennen pflegte, durch seine Rückkehr in so cavaliermäßiger und sattelfester Gestalt wenigstens in der Stunde des Wiedersehens einen vortheilhaften Eindruck zu machen.

Der frische blühende Maitag erhöhte die selbstzufriedene Stimmung des jungen Theologen, und so war er, munter forttrabend, bald so weit gelangt, die altergrauen Thürme und Dächer seiner Vaterstadt in einiger Entfernung vor sich

liegen zu ſehen. Er dachte jetzt lebhafter an ſeine dort wohnenden Verwandte, und ſeine geſchäftige Phantaſie begann ſich die alten Geſtalten auszumalen, die ihm von früher Kindheit her vertraut und eingewohnt waren. Viel wird ſich wohl eben nicht zu Hauſe verändert haben! — ſagte er bei ſich ſelbſt. Mein Herr Vater wird noch immer derſelbe gutherzige Polterer ſein, der ſich mit ſcheinbarem Grimm den martialiſchen Knebelbart ſtreicht, wenn er mich anſieht und von oben herab meine ſchwächliche Figur betrachtet, die ihm zu klein und zu dünn gerathen iſt; er wird noch immer unmuthig an den alten Huſarenſäbel ſchlagen und es bedauern, daß ſein einziger Sohn kein Soldat, ſondern ein träumeriſcher Theologe geworden, wie oft ich ihm auch meinen Refrain wiederhole, daß ein Theolog auch ein Soldat und zwar ein Streiter des Herrn ſei. Und was die muthwillige Roſalinde anbetrifft, ſo wird ſie auch noch immer dieſelbe ſein, der ich nichts recht machen kann, und die mich armen blöden Jungen auslacht und verſpottet, wenn ich in der Geſellſchaft ihrer hübſchen Freundinnen ſo ſtumm

und ehrbar daſitze und verſchämt die Augen niederſchlage, als ob ich, wie ſie ſagt, zum erſten Male predigen ſollte. Das ſind meine heimathlichen Leiden und Freuden, denen ich nun wieder entgegengehe oder diesmal vielmehr entgegenreite! —

Roſalinde war Emil's Pflegeſchweſter, ein gebornes Fräulein von Sommerfeld, welche der Major Hahn nach dem frühen Tode ihrer Eltern als ſeine Tochter in ſein Haus aufgenommen hatte, und die durch ihre einſchmeichelnde Liebenswürdigkeit ſo ſehr der Günſtling des Alten geworden war, daß er ſie ſelbſt vor ſeinem eigenen Sohne auszeichnete.

So rückte der junge Hahn in Gedanken an die Heimath unvermerkt ſeinem Ziele immer näher, und die Gegend, durch die er jetzt ritt, begrüßte ihn ſchon allmälig mit bekannten und vertrauten Partien, an die ſich manche Erinnerungen aus frühern Jahren knüpften. Sein Auge fiel auf eine nicht weit vom Ufer des Fluſſes ſtehende einſame Eiche, die ihm vor allen beſonders erkenntlich war, die er als Knabe oft erklettert, und unter deren Schatten er als

Jüngling oft leſend geſeſſen hatte, und indem er den alten, noch immer reichlich grünenden Baum freudig bewillkommte, bemerkte er auf ſeinen Äſten einen beweglichen Rothſpecht, der ſich mit poſſierlichen Geberden auf und niederſchaukelte und die lange ſpitze Zunge ſo bedeutungsvoll aus dem Schnabel hervorſtreckte, als wenn er dem zu ihm heraufblickenden Reiter etwas zu ſagen hätte.

Wirklich glaubte Emil kaum ſeinen Ohren trauen zu dürfen, als er plötzlich folgende Worte vernahm, die ganz deutlich von dem Baum zu ihm heruntertönten: „Ei, Emil Hahn, biſt Du es, und ſo ſtattlich, auf einem ſtolzen Schimmel reitend, kommſt Du wieder, daß ich mich nicht enthalten kann, Dich als einen flotten Jungen zu begrüßen. Ei, Emil Hahn, Du warſt ſonſt immer ein rechter Haushahn, und Dein Studienfleiß ging ſo weit, daß Du in einer Woche mehr Federn ſtumpf ſchriebeſt, als ein wohlconditionirter Hahn in ſeinem Flederwiſche Poſen hat. Hätt' ich doch mein Lebtage nicht geglaubt, noch einen Hahn zu Pferde zu erblicken, aber freilich, wozu hat denn Mutter Natur den Hähnen die

Sporen gegeben, als damit ſie Ritter und Reiter ſein ſollen! Reitender Hahn, ich begrüße Dich nochmals als einen flotten Jungen und hoffe, Du wirſt nun in H. klüger ſein als in B., wo Du über Deinen Büchern das Leben verlorſt und den luſtigen Geſellen, die Dich in den wahren Genuß des Daſeins einweihen wollten, manches moraliſche Kikerikih von Tugend und Enthaltſamkeit vorkrähteſt. Ich hoffe, Du wirſt von nun an, da Du als ein ſolcher Ritter von der munterſten Geſtalt wieder zurückgekehrt biſt, Dich nicht mehr um ungelegte Eier bekümmern, was einem Hahne auch überhaupt nicht zukommt, und wirſt mit Deinen Freunden recht oft den Hahn der Weinkanne anzapfen, denn das iſt doch der trefflichſte Hahn, welcher Wein giebt, und da Dein Vater, der Major Hahn, ein Mann iſt, der Geld hat, ſo kannſt Du vor allen ein ſo trefflicher Hahn ſein, der Wein giebt, und kannſt Deine durſtigen Freunde in H. gleich zur Feier des Wiederſehens mit einer recht auserleſenen Sorte bewirthen, die ich Dir ſchon nachweiſen will, wo ſie zu finden iſt, lieber Emil Hahn!“

Mit wachſendem Erſtaunen hatte Emil zugehört, und wußte nicht, ob er lachen oder über das unbegreifliche Ereigniß, das ſeine Phantaſie zu verwirren anfing und ihn plötzlich auf offener Landſtraße in die Mährchenwelt verſetzte, ſich ängſtigen ſolle. Die Stimme, die er vernommen, kam ihm zugleich ſo bekannt vor, und erinnerte ihn unwillkührlich an einen luſtigen Freund, den er in B. kennen gelernt, und der ihm vor einiger Zeit ebenfalls in der Abſicht, in H. weiter zu ſtudiren, dorthin vorausgegangen war. Auch war der Scherz, der hier mit ſeinem ſo leicht zu Wortſpielen Anlaßgebenden Namen getrieben wurde, ganz im Sinne jener übermüthigen Genoſſen in B., in deren Geſellſchaft Emil, ſeines Namens und ſeines Weſens halber, nicht ſelten zum Gegenſtande des Spottes und der Kurzweil hatte dienen müſſen, wie ſehr er ſich auch immer durch den bekannten Ausſpruch des Dichters zu verwahren ſuchte, daß der Name eines Menſchen eigentlich heilig und mit ihm ſelbſt zu einem unantaſtbaren Begriffe verwachſen ſei. Nach allen Seiten umherblickend, gewahrte Emil zwar in einiger Entfernung einen

jungen Mann, der langſam den Weg herauf-kam, aber die räthſelhaften Worte, die ſich ſo orakelmäßig hatten vernehmen laſſen, tönten zu entſchieden von dem Baume herab, auf welchem der muntere Rothſpecht noch immer ſaß und mit grellen Augen herunterſah, als wenn er zu erkennen geben wolle, daß er in der That der Sprecher geweſen ſei. Verdrießlich und verſtimmt über die ganze Sache, und geneigt, Alles für eine Sinnentäuſchung zu erklären, ließ unſer Reiter ſeinem Pferde den Zügel, um ſeinen Weg weiter fortzuſetzen; konnte ſich jedoch nicht enthalten, zuvor noch einen Blick auf den ſonderbaren Rothſpecht zu werfen, und in dieſem Augenblicke trafen zu ſeinem Erſchrecken folgende Worte, ganz wie vorhin, ſein Ohr: „Ei, Emil Hahn, ſo bald haſt Du Deine alten Freunde vergeſſen? Und erinnerſt Du Dich denn gar nicht mehr an Deinen Dir treuergebenen Bauchredner Iltis? Der Tauſendkünſtler, der Dir von jeher ſo gut war, hat jetzt durch den Schnabel eines Rothſpechts zu Dir geſprochen und will Dich nun zum Willkommen tauſend Mal um-

armen, und zwar gewiß zärtlicher als ſonſt ein Iltis einen Hahn zu umarmen pflegt!“

Emil blickte ſich erſtaunt um, und das ſeltſame Räthſel war ihm gelöſt. Der junge Mann, den er zuvor auf dem Wege bemerkt hatte, war näher gekommen, und Emil erkannte zu ſeiner nicht geringen Überraſchung in ihm den Freund, an den ihn die ſo bekannt klingende Stimme, deren Wunderbares ſich jetzt auf andere Weiſe erklären ließ, richtig erinnert hatte.

Franz! Franz Iltis! — rief Emil freudig aus, und ſchwang ſich vom Pferde, um den Untenſtehenden, der die Arme nach ihm ausſtreckte, zu bewillkommnen.

Verzeih' den Spaß, den ich mir nach unſrer alten vertrauten Freundſchaft mit Dir erlaubte! — ſagte dieſer lächelnd, indem er den Freund umarmte. — Ich wollte mich Dir gleich durch die mir eigene Manier zu erkennen geben, die uns ſonſt wohl geſellig unterhalten und erheitert hat, und die ich, ſeitdem wir uns nicht geſehen, durch beſondere Studien noch weiter ausgebildet habe.

Wie konnte ich mich auch noch länger irre

führen laſſen, wie es mit dem luſtigen Scherz gemeint ſei, — entgegnete Emil — da ich wußte, daß ich einen Freund habe, der die Bauchrednerkunſt beſitzt! Du warſt ja immer ſo eine Art Zauberer und Magiſter der geheimnißvollen Künſte, und daß ſie Dir gut bekommen, beweiſt mir Dein kugelrundes und wohlbehagliches Ausſehen, indem Du fetter Epikuräer ordentlich ſtrahlſt! Aber wie ſteht es mit der Theologie, lieber Freund, die ja eigentlich unſere gemeinſame Mutter iſt? Haſt Du ſeitdem angefangen, in H. eifriger Collegia zu hören als in B.?

Der luſtige, wohlgenährte Student, den wir mit dem Namen Franz Iltis hatten begrüßen hören, ſtieß jetzt einen tragi-komiſchen Seufzer aus und ſagte: Du ſpielſt ſchon wieder den altklugen Hahn und bedenkſt nicht, daß es einem Hahne nicht zukommt, einem Iltis auf den Zahn zu fühlen. Aber Recht haſt Du, denn meine Theologie iſt noch immer ein ſo fabelhafter Vogel Phönix, von dem viele behaupten, daß er gar nicht vorhanden ſei. Ich gehöre zu den Menſchen, die ihr Lebelang Studenten bleiben, und eigentlich nie auslernen. Ich denke aber,

es wird auch für die Theologie oder irgend ein anderes Studium ſchon einmal die Zeit bei mir kommen, wenn ich mich erſt als Menſch gehörig ausgebildet habe. Darum lege ich mich jetzt zuvörderſt noch auf die rein menſchlichen oder allgemein menſchlichen Studien, als da ſind Eſſen und Trinken, Schlafen, Spazierengehen, und in den Morgenſtunden etwas Dichten und Denken; und nebenbei amüſire ich mich und meine Freunde auch zuweilen durch meine Bauchrednergabe, welche mir Mutter Natur in einer ſcherzhaften Laune bei meiner Geburt verliehen hat. Ein Menſch zu ſein und im Leben zu leben, iſt ja auch der eigentliche Beruf des Menſchen, und was kann ich dafür, daß die Leute haben wollen, man ſolle außerdem noch irgend einen Beruf oder Stand ergreifen.

Emil, der dies Lieblingsraiſonnement ſeines Freundes, das mit ſeinen eignen ernſtern Grundſätzen wenig übereinſtimmte, ſchon aus frühern Zeiten her kannte, hatte unterdeß wieder ſein Pferd beſtiegen, und indem Iltis langſam neben dem Reiter herging, näherten ſie ſich allmälig

unter mancherlei Geſprächen dem nicht mehr weit entfernten Thor.

Und kannſt Du Dir wohl auch Rechenſchaft geben von Deinem wunderbaren Talente, vermöge deſſen Du mit einem Organ zu ſprechen im Stande biſt, welches die Natur eigentlich für andere Verrichtungen beſtimmt hat? — fragte Emil wißbegierig ſeinen ſeltſamen Gefährten. — Läßt ſich Dein Talent auf gewiſſe Bedingungen und Regeln zurückführen, wie andere Anlagen, und biſt Du in jeder Localität und unter allen akuſtiſchen Verhältniſſen des Schalles dieſer zauberhaften Redegabe mächtig? Denn ich geſtehe Dir, daß ich bei der Talentprobe, mit der Du mich überraſchteſt, anfangs hätte ſchwören mögen, der Ton komme in gerader Richtung aus dem Schnabel des Rothſpechts, welcher auf der Eiche ſaß.

Du biſt doch ein eingefleiſchter Gelehrter und Subtilitätenkrämer! — lachte Iltis. — Solche Wiſſenſchaften, wie ich Deinesgleichen nennen möchte, und die man in unſerer Zeit auf Univerſitäten, wo die flotten Burſche täglich ſeltener werden, zu Dutzenden antrifft, ſolche

junge, greiſenhafte Wiſſenſchaftler möchten aller Dinge Urſprung und Weſen ergründen, und diejenigen Dinge am liebſten, die ihnen gerade die unbegreiflichſten ſein und bleiben müſſen. Wie aber jede Kunſt etwas Unbegreifliches in ſich hat, nicht nur für den Laien, ſondern auch für den Künſtler ſelbſt, ſo, mein Freund, iſt es auch mit der Rednerkunſt, welche die Gemüther der Menſchen bezaubert, und dann vor allen mit der Bauchrednerkunſt der Fall, die einen ſo eigenthümlichen und in ſich verborgenen Standpunkt hat, daß weder akuſtiſche, noch pneumatiſche Grundſätze, noch überhaupt Grundſätze und Regeln ausreichen, ſie zu erklären. Und was Du auch, mein gelehrter und vielwiſſeriſcher Hahn, irgend einmal in einem alten Schmöker über Akuſtik und Sternomantik und dergleichen geleſen haben magſt, ſo verſichere ich Dich, daß ich ſelbſt von alle dem nichts weiß, ſondern daß ich ein geborener Bauchredekünſtler und Bauchprophet bin. Seitdem der Somnambulismus in der Welt Mode geworden und man angefangen hat, ſich des Magens ſtatt der Augen zum Sehen zu bedienen, und mit der Herzgrube zu

leſen und ähnliche Experimente zu machen, kann es eigentlich gar nicht mehr auffallen, wenn man ſich nach und nach immer mehr darauf legt, auch mit dem Bauche zu ſprechen. Die alten Gliedmaßen, die ſich nun ſchon ſeit Adam Jahrtauſende hindurch in einem und demſelben Geſchäfte gelangweilt haben, ſehnen ſich auch einmal nach etwas Veränderung, und fangen der Kurzweil halber an, mit ihren Verrichtungen unter einander zu tauſchen. Da kann man es denn dem Bauche, dieſer wichtigen Nahrungsſtätte und Pflanzſchule des Menſchengeſchlechts, wohl beſonders gönnen, daß er auch einmal zu Worte kommt, er, der ſo viel Recht hat, im Leben ein Wort mitzuſprechen. Sind doch die meiſten Menſchen eigentlich Bauchredner, inſofern ſie Alles, was ſie thun und reden, nur für den Bauch thun und reden. Der Schriftſteller, der die göttliche Muſe der Gewinnſucht opfert, ſpricht nicht der hungrige Bauch aus ihm, der ihn ſo beredt macht, über einen dünnen Stoff dicke Bände zuſammenzuſchreiben? Der Advocat, der die ſchlechte Sache vertheidigt, iſt er nicht ein Bauchredner, und iſt nicht ſein eigner Bauch

eigentlich ſein Klient, zu deſſen Gunſten er ſo eifrig das Recht zu verdrehen ſucht? Doch dem ſei wie ihm wolle, ſo viel iſt klar, daß dies Organ, welches ſo viele zur Rede begeiſtert, auch ſelbſt Beruf hat, ein Redner zu ſein, und wie ich dies zuerſt bei mir inne geworden, will ich Dir, mein wißbegieriger Hahn, in Kurzem hiſtoriſch mittheilen. Siehſt Du, mein wohlſeliger Vater, das war ein geſtrenger und harter Mann, und wenn ich mich an meine Knabenjahre erinnere, ſo ſteht ſeine rieſenhafte Geſtalt wie ein Engel des Schreckens vor dem Paradieſe meiner Kindertage. Mein Vater war ein Arzt, und zugleich der ſtärkſte Eſſer und Trinker von der Welt, obwohl er in ſeinem Heilverfahren bei ſeinen Kranken beſonders der Anwendung der Hungerkur ergeben war. Hätte er nur ſeine Kranken hungern laſſen, ſo hätten ſeine Kinder auch dabei fett werden können, aber das Unglück war, daß er uns, wenn wir einmal irgend einen dummen Streich gemacht hatten, ebenfalls für Kranke anſah, welche durch die Hungerkur geheilt werden müßten. Ich beſonders, obgleich ich ſchon ein Secundaner war,

büßte für meinen jugendlichen Übermuth immer auf die ſchmerzhafte Weiſe, daß ich faſt einen Tag um den andern meiner ſchlechten Thaten wegen von dem Mittagstiſche ausgeſchloſſen wurde und, abgeſondert in einem Winkel ſitzend, aus der Ferne zuſehen mußte, wie es ſich die andern ſchmecken ließen. Je mehr ich hungerte, um ſo eifriger zeigte mir dann mein Vater durch ſein eigenes Beiſpiel, welche Wohlthat für den Sterblichen das Eſſen ſei, und wenn nun der Schmerz des ungeſättigten Triebes ſo ſtark in mir wurde, daß mein Magen laut zu knurren anfing, und mein Leib, vor Ungeduld und Sehnſucht brummend, inwendig in mir rumorte, dann ſagte er lachend zu meinen Geſchwiſtern: hört Ihr, jetzt ſpricht er die Bauchſprache! — So ſaß ich Ärmſter auch einmal und ſah wehmuthsvoll zu, wie die Andern aßen, als ſich mein Vater eben eine ſtattliche Bratwurſt auf den Teller holte, die mir vor allen der Sehnſucht und des Verlangens werth ſchien. Schmachtend blickte ich die Wurſt an, ich blickte meinen Vater an, ich konnte die Augen nicht mehr von der Bratwurſt abwenden. Schmerz, Hunger

und Wuth ſtürmten in dieſem Augenblick vereint auf mich ein, ich befand mich faſt in einem ohnmächtigen, bewußtloſen Zuſtande, und in bacchantiſcher Verzweiflung knurrte mir der Magen, da ſchnitt der Vater eben mit triumphirender Miene die Bratwurſt an, und, o Mirakel! die Bratwurſt ſagte zu ihm: „gieb mich Deinem Sohn zu eſſen, alter Freſſer, oder Du ſollſt an mir erwürgen!“ — Ich hatte dieſe Worte geſprochen und ich hatte ſie nicht geſprochen; war ich doch in dem ſonderbar aufgeregten, faſt krankhaften Zuſtande, in dem ich mich befunden, kaum noch von der Bratwurſt ſelbſt zu unterſcheiden, mit der ich in dieſem Augenblicke durch die in einander fließende Sehnſucht zu ihr faſt zu einem Begriffe geworden war. So wenig der Ton, welcher Alle überraſcht hatte, aber auch von mir herzukommen ſchien; ſo fürchtete ich doch noch, daß man Verdacht auf mich haben könnte, und ich ſtellte mich deshalb, als ob ich heimlich weine. Mein Vater jedoch, der, wie alle Wüthriche es ſind, zugleich etwas abergläubiſch war, ſah ganz blaß und erſchrocken aus, und während die Kinder bald laut lachten und

über den ſonderbaren Spaß jubelten, ſagte er mit ungewöhnlich ſanfter Stimme zu mir: Komm her, Franz, und iß; für heut ſoll Dir Alles verziehen ſein! — Ich bekam richtig die Bratwurſt, die ich vergnügt aufſpeiſte, und dies war das erſte Mal, daß ich in der That die Bauchſprache geſprochen hatte, die durch den Drang der Umſtände bei mir zum Vorſchein gekommen war. Nachher verſuchte ich es öfter, mich durch die Phantaſie in irgend einen außer mir liegenden Gegenſtand ſo hinein zu verſetzen, daß ich von ſeinem Standpunkte aus den Ton der Stimme regieren konnte, und es gelang mir immer zu meiner eigenen Verwunderung und zum Erſtaunen der Andern.

Seit dieſer Zeit — fuhr Iltis fort — bin ich ein Bauchredner, fing an, Alt und Jung, Lehrer und Mitſchüler durch meine verborgene Magie zu foppen, und lernte ſo ſchon früh einſehen, daß man die meiſten Menſchen eigentlich betrügen muß, wenn man etwas bei ihnen gelten oder von ihnen erhalten will. Wenn ich nun ausſtudirt habe und einmal keine Pfarre bekomme, wie zu hoffen ſteht, ziehe ich als Bauch-

redekünſtler im Lande umher und ernähre mich durch ventriloquiſtiſche Vorſtellungen!

Iſt es möglich? — rief Emil erſtaunt aus. — Alſo auf dieſe Weiſe hat ſich Dein merkwürdiges Talent entwickelt? Aber Dir ausgemachtem Schalk iſt nie zu trauen, und ich glaube, Du haſt wieder Deinen Scherz mit mir getrieben, und mir über Deine wunderbare Gabe eine noch wunderbarere Geſchichte aufgeheftet?

O, über Dein ſchneidermäßiges Erſtaunen über das Wunderbare der menſchlichen Natur! — antwortete Iltis. — Aber warte nur, Deinesgleichen, der Du noch ſo feſt im Sattel der verſtändigen Altklugheit zu ſitzen glaubſt, wird die Magie des Lebens auch einmal aus dem Sattel heben. Ich nehme nur den Fall, es begegnete Dir das Unglück, daß Du Dich verliebteſt, was Dir bei Deinem gefühlvollen Herzen ja leicht geſchehen kann, ſo würde Dir von dieſer Zeit an nichts mehr wunderbar erſcheinen, denn Du haſt dann ſchon das größte Wunder an Dir ſelbſt erlebt. Ja, mein ſuperkluger Hahn, alles Andere, was der irdiſche Verſtand der Menge für wunderbar ausſchreit, und beſonders

meine Bauchredekunſt, iſt meiſt nur Kleinigkeit und Spielerei des Ungefährs, aber das iſt die wunderbarſte und unbegreiflichſte Magie, daß ein Menſch von ſtarken Nerven über ein Paar blaue Augen, auf deren ſeidner Wimper der Liebesgott ſitzt und zielt, über einen ſchelmiſchen kleinen Mund, um den die Grazien ſpielen, über eine zarte Wange, auf der die Roſenzeit der Gefühle blüht, ſo außer ſich gerathen kann, daß er nichts Anderes mehr ſieht, hört, träumt und weiß als den Blick dieſer Augen, die Stimme dieſes Mundes und die Roſen dieſer Wangen. Nimm Dich in Acht, Freund Hahn, denn noch heute ſteht es Dir bevor, in Deines Vaters Hauſe eine ſolche Zauberin wiederzufinden, die ſeit den zwei Jahren, in welchen Du ſie nicht geſehen haſt, ſo zur Königin ihres Geſchlechts aufgewachſen iſt, daß ſie ſeitdem ein neues Sonnenſyſtem in H. gebildet hat, und alle nur irgend lichtempfänglichen Seelen um ihre Bahn kreiſen, und auch Dein bauchredneriſcher Freund Iltis iſt ein ſolcher Planet geworden, der alle Tage regelmäßig die Fenſterpromenade machen

muß, und die Augen Deiner Pflegeſchweſter Roſalinde um einen milden Lichtſtrahl anbettelt!

Roſalinde? — fragte Emil überraſch. — Sie iſt ja jetzt erſt ſechszehn Jahre, und vor zwei Jahren war ſie noch ein kindiſcher Wildfang und das muthwilligſte Mädchen von der Welt, dem ich nie zugetraut hätte, daß ſie je Gefühle haben und Gefühle erwecken könne! Das iſt doch höchſt wunderbar!

O, Du verwunderungsvoller Hahn! — lachte Iltis. — Schon wieder etwas höchſt Wunderbares! Ich ſage Dir, es iſt Nichts oder Alles im Leben wunderbar! Und daß in zwei Jahren aus der Knospe des vierzehnjährigen Mädchens die Wunderblume des ſechszehnjährigen aufblüht, iſt gerade eben ſo ſehr und eben ſo wenig wunderbar, als die bekannte Thatſache, daß der liebe Gott über Nacht beſcheert und alles Gute und Schöne unverhofft und unverſehens über den Menſchen kommt! —

Indeß waren ſie unter dieſem Geſpräche, deſſen letzte Wendung beſonders in unſerm Emil die frohen und bangen Erwartungen auf das Wiederſehen des väterlichen Hauſes geſteigert

hatte, bereits an das Stadtthor gelangt, und die etwas grämlichen Straßen von H. einpaſſirend, hatte unter den vielen Studenten, welche Iltis im Vorbeigehen grüßten, auch Hahn bald Gelegenheit, alte Bekantſchaften zu ernenern...

Siehſt Du, da kommt erſt der wahre Zauberer und Hexenmeiſter! — rief jetzt Iltis, indem er mit lachender Geberde auf einen jungen Mann zeigte, der eben aus einem Barbierladen heraus kam. — Es iſt nicht mehr weit von ſeinem Ende, denn er hat ſich heute ordentlich raſiren laſſen!

Das iſt ja Marder! — ſagte Emil halb erſchrocken, da es einer von den Freunden war, welche er lieber mied als aufſuchte, obſchon derſelbe früher in B. ebenfalls zu dem Kreiſe luſtiger Geſellen gehört hatte, an welchem der allem wüſten Treiben abgeneigte und von einem edeln Wiſſensdurſt erfüllte Jüngling meiſt nur aus Mangel beſſeren Umgangs hin und wieder Theil genommen.

Der hinzugekommene Student, den ein auffallendes Äußere charakteriſirte, ſtand ſtill, als er die Beiden gewahr geworden, und reichte

nach burſchikoſer Sitte unſerm Emil zur Begrüßung lakoniſch den kleinen Finger hin, welchen dieſer nur mit einem unangenehmen Gefühl drückte. Biſt Du auch da, Hahn? — ſagte er dann, und betrachtete den zu Pferde Sitzenden von oben bis unten mit ironiſchem Lächeln.

Der größte Spaß iſt — rief Iltis jubelnd — daß Hahn, Iltis und Marder nun wieder beiſammen ſind! —

In der That ſchien hier der Zufall durch die bizarre Zuſammenſtellung der Namen und Perſonen eine ſeiner ſcherzhafteſten Launen ausgeübt zu haben, und das oft belachte Verhältniß der Dreie zu einander hatte ſowohl unter ihnen ſelbſt als bei allen ihren Bekannten von jeher zu manchen beziehungsreichen Witzen Anlaß gegeben. Wirklich erſchien der jüngere und ſtiller geartete Emil Hahn in Geſellſchaft der beiden andern wildern Genoſſen, zu denen er ſeinem ganzen Weſen nach kaum gehörte, faſt als ein zweien ſchadenfrohen Raubthieren Preis gegebener, die ihm ihren Umgang gewaltſam aufdrängten und ſich wechſelſeitig bemühten, ihn aus ſeinen mit Ernſt und Eifer begonnenen

Beſtrebungen herauszuziehen und in ihr eigenes phantaſtiſches Thun und Treiben zu verſtricken.

Mit Iltis, der ſich auch ſchon ſeinem behaglichen Äußern nach als eine harmloſere Natur ankündigte, konnte ſich Emil wohl eher befreunden, und ihm ſelbſt zuweilen gut ſein, aber den entſchiedenſten Widerwillen hatte er immer im Geheimen gegen Marder gehegt, der ihm zwar auf der einen Seite Achtung abnöthigte durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, welche ſich derſelbe, mit glänzenden Geiſtesgaben unſtät und unbefriedigt überall umherſchweifend, und ein genialer Wüſtling im Leben wie in der Wiſſenſchaft zu nennen, faſt in allen Gebieten erworben, welcher aber die Gutmüthigkeit des Herzens, die Emil an dem andern Gefährten fand, an ſich ſehr bezweifeln ließ, und auch ſchon in ſeinen nichts weniger als anſprechend gebildeten Geſichtszügen dieſen Mangel an Gemüth zur Schau trug. Um ſeine lange hagere Figur ſchlotterte ihm in cyniſcher Nachläſſigkeit die vor Alter abgetragene und faſt ſchmutzige Kleidung, und das von der Sonne ſtark verbrannte Geſicht, in dem eine mephiſtopheliſche Naſe am meiſten

die Harmonie ſtörte, gewann durch den Ausdruck dunkelblitzender Augen zwar an geiſtiger Keckheit, aber nie an Milde, ſo daß ſeine ſcharf gezeichnete Perſönlichkeit gegen den dicken epikuräiſchen Iltis, ſo wie gegen die ſtille und liebenswürdig fromme Phyſiognomie des jungen Hahn einen merkwürdigen Contraſt bildete.

Von dieſen Gefährten ſah ſich jetzt Emil plötzlich wieder umgeben, und indem der Eine zur linken, der Andere zur rechten Seite neben ihm herging, ritt er, in nicht eben angenehmen Empfindungen über die Wiedervereinigung mit den Beiden, vorwärts dem Stadtviertel des väterlichen Hauſes zu. Marder ſchien heute nicht bei guter Laune zu ſein, und ſchlenderte ſchweigſam und nachdenklich mit, das Spazierſtöckchen, welches er in der Hand trug, zuweilen als Reitgerte gebrauchend, um das ermüdete Pferd, welches träger als die Fußgänger einherſchlich, damit aufzumuntern, ſo daß der etwas furchtſame Hahn, der ſeinem Gefährten ſelten eine gute Abſicht zutraute, zu beſorgen anfing, das Pferd möchte wild werden und ihn herunterwerfen, ſo wie es ihn auch ängſtigte, in

dieſem ſeltſamen Aufzug, zwiſchen zwei Fußgängern reitend, den Spott der Vorübergehenden, die über die luſtige Gruppe lächelten, auf ſich ziehen zu müſſen.

Nun, alter Höllenzwang, ſprich doch auch heute ein Wörtlein mit! — ſagte darauf Iltis zu ſeinem Freunde Marder. — Du haſt ja unſern guten Jungen, der noch dazu als ein Ritter wiedergekehrt iſt, kaum noch willkommen geheißen, und thuſt überhaupt ſo melancholiſch ſtumm heute, als wenn Dein Marderherz auch vor Liebe krank wäre. Ja, etwas Außerordentliches muß ſeit einigen Tagen mit Dir vorgegangen ſein, denn daß Du Dir heute ſchon wieder den Bart haſt abnehmen laſſen, da Du Dich erſt zu Weihnachten vorigen Jahres raſiren ließeſt, deutet eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung bei Dir an, der Du ſonſt auf alle Eitelkeiten des Lebens ſo wenig giebſt. Oder befindeſt Du Dich etwa, da Du ein Hexenmeiſter von Profeſſion biſt, dermalen mit Deinen Geiſtern und Dämonen auf einem geſpannten Fuße? Denn Du mußt wiſſen, Freund Hahn, unſer Marder, der ſchon immer ein großer

Phyſiker geweſen, hat ſich ſeitdem ganz der Magie ergeben, und geht mit Geſpenſtern und Wundererſcheinungen auf die natürlichſte Weiſe wie mit ſeines Gleichen um, ſo daß Du Deine vorhin ausgeſprochene Wißbegierde, das Leben von ſeiner wunderbaren und räthſelhaften Seite kennen und erforſchen zu lernen, eigentlich nicht beſſer befriedigen wirſt, als wenn Du zu ihm in die Lehre gehſt, denn auch ich verdanke all' mein bischen Wiſſen dieſem ſeltſamſten Menſchen, der ſchon längſt Profeſſor ſein könnte, wenn er nicht auch den Grundſatz hätte, ſein Lebelang ein ſtrebender Student bleiben zu wollen!

Gut geſprochen, lieber Bauchredner! — ſagte Marder. — So mag denn unſer Emilchen gleich eine Flaſche Wein als Handgeld zum Beſten geben, wenn er bei mir in die Lehre treten will, um die wichtige Kunde zu gewinnen, wie das Leben in ſeiner Nachtſeite, oder in dem, was unbegreiflich an ihm erſcheint, tiefer und geiſtreicher iſt als in ſeiner Tagſeite oder in ſeiner klaren Verſtändigkeit, nach welcher die Schulweisheit unſers Hahn als nach dem höchſten

Lichte bisher gestrebt hat. Siehst Du, in diesem Weinhause hier ist der beste Rheinländer zu haben, und obwohl ein Student in H. eigentlich nur Bier und Branntwein trinkt, wonach auch die ganze Stadt unsauber duftet, so wollen wir Drei doch heute einmal eine edle Ausnahme machen, und bei Deiner Rückkehr vor Freude einige Bacchusthränen weinen.

Das gab ich ihm gleich zu Anfang, eh' er mich noch sah, durch den Schnabel eines Rothspechts zu verstehen! — bemerkte Iltis.

Da hast Du wahrscheinlich als Bauchredner wieder einmal zu Gunsten Deines eigenen Bauches gesprochen! — versetzte Marder. — Aber steige ab, Bruder Hahn, binde Deinen Schimmel an diesen dürren Zaunpfahl und führe uns auf eine fette Weide. Ich habe Durst, und beim Wein fange ich auch an, wieder redselig zu werden, und will Euch von der Gemüthsbewegung erzählen, welche der schlaue Iltis nicht mit Unrecht an mir bemerkt hat.

Obwohl unserm Emil diese Zumuthungen von den Beiden nichts Neues waren, so ließ er sich doch in diesem Augenblicke nicht so bereit

als ſonſt finden, ſie zu erfüllen, da das Verlangen, den Seinigen in die Arme zu eilen, ihn heute nicht nur entſchuldigen mußte, ſondern ihm auch den Muth gab, der ihm bisweilen fehlte, den zudringlichen Geſellen eine abſchlägige Antwort zu geben, denn das Wiederſehen theurer Verwandten ſchien ihm etwas zu Inniges und Heiliges zu ſein, als daß er ſein Zartgefühl hätte überwinden können, eine ſolche Stunde durch ein vorhergehendes Trinkgelag zu entweihen.

Er hat Recht! — ſagte Iltis, nachdem Emil ſeine Gründe auseinandergeſetzt hatte. — Laß Dich auf ein anderes Mal vertröſten, durſtiger Freund Marder, und laß dieſen frommen und getreuen Sohn für heute unangefochten in die Arme ſeines Vaters und ſeiner ſchönen Pflegeſchweſter von dannen ziehen!

Er hat nicht Recht! — eiferte dagegen Marder, der leicht ärgerlich zu werden ſchien. — Sein Alter hält jetzt ſein Nachmittagsſchläfchen, in dem ein guter Sohn ſeinen Vater nie ſtört, und deshalb wohlthut, in einer kühlen Weinſtube die rechte Zeit abzuwarten, die ſich für

ein vernünftiges Wiederſehen in optima forma ſchickt.

Dieſe Anſicht Marder's ſchien für Emil einigermaßen überzeugend zu ſein, und in der Hoffnung, die Beiden dadurch loswerden zu können, daß er ihnen willfahre, trat er jetzt nach einigem Beſinnen mit ihnen in das bezeichnete Haus, indem er ſich zugleich feſt vornahm, ſelbſt nichts zu trinken. Marder übernahm die Beſtellung in ſeinem Sinne, und zeigte ſich alsbald, nachdem aufgetragen war, mit ſeinem Freund Iltis ſo eifrig bei der Flaſche, daß es ihnen anfangs ganz entging, wie der ſtill und gedankenvoll neben ihnen ſitzende Hahn ſein Glas unberührt vor ſich ſtehen ließ.

Ich muß Euch nun auch entdecken, meine werthen Freunde, — nahm darauf der immer geſprächiger werdende Marder das Wort — ich muß Euch entdecken, daß es mir dieſer Tage auch endlich einmal gelungen iſt, mich zu verlieben, und ich will Euch jetzt meine Gründe dafür in kurzem anſchaulich darlegen. Seht Ihr, die encyklopädiſche Richtung unſerer Zeit erfordert es, daß ein Menſch in allen Facul-

täten bewandert ſei, und die Liebe gehört, wenn ich mich nicht irre, zur mediciniſchen Facultät, denn ſie hat mit den Medicinern das gemein, daß ſie uns krank macht; ihre Heilart aber iſt offenbar eine homöopathiſche und ſympathetiſche, denn welche Wunder verrichtet nicht durch bloſſes Händeauflegen, durch die ſympathetiſche Cur eines Kuſſes und dergleichen die Geliebte an dem Liebenden! Wer bliebe aber wohl heut zu Tage frei von den Anfechtungen des Zeitgeiſtes, der an den Einzelnen die übertriebenen Anſprüche einer Univerſalbildung richtet? Kommſt Du zu einem Naturforſcher, ſo wird er es Dir zum Vorwurfe machen, wenn Du die Natur nicht kennſt, und er hat Recht, denn die Natur iſt ja Dein Haus, mit der Du wie die Schnecke mit dem ihren auf Lebensdauer zuſammengewachſen biſt. Kommſt Du zu einem Juriſten, zu einem Theologen, zu einem Philoſophen, ſie werden Dich alle für verloren halten, wenn Du Dir nicht eine allgemeine Einſicht in ihre Wiſſenſchaft erworben haſt, und ſie haben wieder Recht, denn das Geſetz, die Religion und die Gedankenerhebung ſind ja die Eckſteine des ba-

bylonischen Thurmbaus, an dem sich die Menschheit in den Himmel hinaufarbeitet. Kommst Du nun auch zu einem Verliebten, so wird er Dich ebenfalls mitleidig bedauern, wenn Du nie die warme Jahreszeit der Liebesträume in Dir erlebt hast, und er hat ganz besonders Recht, denn wie in den Tropenländern das Mondlicht und die Sterne am hellsten und reinsten funkeln, so verbreiten auch nur einmal im Leben unter dem glühenden Himmelsstriche der Liebe die Gefühle der Menschen einen solchen unbeschreiblichen Sternenschein über die ganze Schöpfung. Ihr seht mich bedenklich an, lieben Freunde, und besonders der muthwillige Iltis lacht aus vollem Halse, denn es scheint ihm nur Ironie zu sein, daß ein Marder, wie ich, so liebeglühend über die Liebe und so gefühlvoll über Gefühle spricht. Aber ich versichere Euch, es ist mein Ernst, und da ich mich nun lange genug mit Physik und Magie beschäftigt habe, will ich auch einmal in der Facultät der Liebe Collegia hören, und gerade Du bist es, verliebter Iltis, mit dem ich mich von nun an als Nebenbuhler in die Schranken stelle!

Was ſagſt Du? — rief Iltis überraſcht aus. — Alſo Roſalinde hat Dich alten Zauberer auch bezaubert? O, wehe mir und meiner Liebe, wenn ſich mir ein ſo gefährlicher Nebenbuhler in den Weg ſtellt! Darum blickte ſie auch heute ſo kalt fragend und ſpöttiſch lächelnd auf mich herab, als ich in der Morgenſtunde wie gewöhnlich vor ihrem Fenſter vorbeiging, um nach ihrer Gardine zu lauſchen, wie ſie hervortritt und wie ſie ſich dann immer ſo allerliebſt den Schlaf aus den Äuglein reibt, gleich der roſenfingerigen Eos, welche ſich die Thauwolken von der glänzenden Stirn wiſcht. Sie dachte gewiß heute an unſern Marder, der ihr das Herz geſtohlen!

Du biſt ein anzüglicher Spötter, daß Du mich einen gefährlichen Nebenbuhler nennſt! — verſetzte Marder, und ſah faſt ſchwermüthig aus. — Manchem Menſchen hat die Natur freilich ein Geſicht mit auf die Welt gegeben, auf dem zu ſtehen ſcheint, daß er nicht für die Liebe geſchaffen ſei, und wenn ich einen ſolchen Denkzettel der Stiefmutter Natur an mir trage, ſo bin ich doch geſonnen, mich dadurch nicht irre machen zu laſſen. Auch der Häßliche kann auf

die Frauen einen gewiſſen Zauber ausüben, wenn er nur ihrer Eitelkeit auf eine ſinnreiche Weiſe zu ſchmeicheln verſteht, oder wenn er ihnen Gelegenheit giebt, ſeinetwegen bewundert zu werden, daß ſie an dem Manne den Geiſt höher ſchätzen als die Form. Ich ſage das nicht, um mir zu ſchmeicheln, ſondern um mich zu tröſten, und auch dem guten Geſchmacke der Frauen ein Compliment zu machen, deren Urtheil über das, was ihnen am Manne gefällt, gewöhnlich ein ganz anderes iſt, als die geckenhafte Eitelkeit unſeres Geſchlechts ſich einbildet. Die Frauen lieben an dem Manne weniger die Schönheit als den Mann, denn das ſchöne Geſchlecht hat die Schönheit ſchon auf ſeiner Seite, und erkennt die Herrſchaft des Mannes nur da gern an, wo es ſelber nicht zu herrſchen berufen iſt. Die meiſten Männer dagegen geben ſich darin unendlich bloß und verrathen unumwunden ihre innerliche Hohlheit, daß ſie an den Frauen nur die Anſprüche auf eine ſchöne Form geltend zu machen und zu befriedigen wiſſen, und dann auch ihrerſeits anfangen, mit ihrer männlichen Schönheit zu coquettiren und auf

Eroberungen auszugehen. Es giebt daher, möchte ich behaupten, in der heutigen galanten Welt mehr männliche Coquetten als weibliche, und ich könnte ordentlich grimmig werden, wenn ich unsere hüpfenden Lieutenantsjünglinge und glattlackirten Stutzer ansehe, die auf einen guten Diener mehr Gewicht legen, als auf einen guten Gedanken, und ihre poſſierlichen Gliederſchwenkungen, welche ſie feine Lebensart nennen, für liebenswürdig genug halten, um ſich die Gunſt eines edeln weiblichen Weſens damit zu gewinnen!

Ich bitte Dich, lieber Marder, laß Dein giftiges Lieblingscapitel von den Schwächen des Menſchen für heute fahren! — ſagte Iltis beſänftigend. — Wir haben vorhin den Namen Roſalinde genannt, und wenn ich ihn höre, weht mich immer ein gewiſſer Gottesfrieden an, ſo daß ich der ganzen Welt gut ſein möchte. Da Du nun aber auch in die Reihe der Verzauberten, welche ſich ihrer Ketten freuen, getreten biſt, ſo jubele mit mir, ſehnſuchtsvoller Marder, denn eine Hoffnung iſt uns ja nun aufgegangen durch die Rückkehr unſeres Freundes Hahn, der uns gewiß nächſter Tage im Hauſe ſeines Alten

einführen und als zwei liebenswürdige Jünglinge seiner schönen Schwester vorstellen wird.

Marder ließ in einem glühenden Toast Rosalinde leben, und Emil, der sich bis dahin ganz zurückgehalten, sah sich jetzt dadurch genöthigt, ebenfalls sein Glas auf das Wohl seiner lieben Pflegeschwester zu leeren, deren herangewachsene Schönheit sich ihm bereits im Voraus durch so seltsame Wirkungen, die sie an den beiden ausgeübt, angekündigt hatte. Der Wein, von dem er bei seiner schwachen Natur ohnehin leicht überwältigt wurde, fing alsbald an, ihn in eine ungemein lustige Stimmung zu versetzen, so daß er sich nicht enthalten konnte, indem er die beiden unglücklichen Liebhaber ansah, die bei der Weinflasche geschäftig vor ihm saßen, in ein lautes Gelächter über die sonderbaren Gesellen auszubrechen. Die andern freuten sich über seine immer lauter werdende Munterkeit, und um ihn noch ein Glas aufzunöthigen, brachte Iltis auch die Gesundheit seines Vaters, des Major Hahn, aus, von der er ebenfalls nicht zurückstehen durfte.

Es fehlte nicht an Gelegenheit, Emil, so

ſehr er ſich auch ſträubte, noch zu einem dritten Glaſe zu veranlaſſen, und ſo kam es, daß der ſonſt ſo jüngferliche Emil heute nicht nur ſeine Schuldigkeit, ſondern für ſeinen bald in Schwanken gerathenden Kopf ſogar des Guten zuviel thun mußte. Dies fühlte er, als er jetzt aufſtand und zu dem Wirthe hintaumelte, um für ſich und ſeine Freunde die Rechnung zu bezahlen. Da es nun auch Zeit geworden war, endlich nach Hauſe aufzubrechen, ſo hätte ihn der Gedanke ängſtigen können, in dem trunkenen Zuſtande, in dem er ſich befand, ſich zuerſt den Seinigen wieder vorſtellen zu müſſen, aber er verſpürte zugleich von dem genoſſenen Weine einen ſo friſchen Muth und guten Humor in ſich, daß er jetzt erſt in der wahren Stimmung zu ſein glaubte, um ſich bei ſeinem Wiedereintritte in das elterliche Haus nicht mit der weinerlichen Rührung, die ihm ſonſt wohl eigen zu ſein pflegte und von ſeinem Vater nie gern geſehen wurde, ſondern einmal mit männlicher Haltung darzuſtellen. Wie ein luſtiger Bruder nahm er von den beiden Andern Abſchied, die, um die Zeit hinzubringen, noch in der Wein-

ſtube zurückbleiben wollten, und indem ſein taumelnder Blick zufällig auf die leere Flaſche fiel, aus der er ſeine erhöhte Geiſteskraft heute geſchöpft hatte, war es ihm, da ſich Alles um ihn her zu drehen anfing, als wenn auch der Hals der Weinflaſche ſich allmälig ausdehne, gleichſam um ſprechen zu wollen, und es währte nicht lange, ſo brachte ſie wirklich folgende Worte hervor: „Ei, Emil Hahn, flotter Junge, Du haſt mich ja rein ausgetrunken!“ ließ ſich die Flaſche in einem kullernden Tone, als wenn man Wein ausſchenkt, vernehmen. „Was wird Dein Alter ſagen, wenn Du nun nach Hauſe kommſt, und ihm ſein hoffnungsvoller Sohn, den er ſonſt nur als einen ſtillen und tugendhaften Menſchen kennt, gleich das erſte Mal betrunken an das zärtliche Vaterherz fällt? Und dennoch biſt und bleibſt Du ein guter und frommer Sohn, und eben darum iſt eine ſo merkwürdige Situation noch nicht vorgekommen, daß ein guter Sohn in der heiligen Stunde des Wiederſehens betrunken das väterliche Haus betritt! Aber das iſt der Rauſch des Wiederſehens, kannſt Du zu Deiner Rechtfertigung ſagen,

und es wird Dir Jeder beistimmen, denn alle bewegten Gefühle, alle Schmerzen und Wonnen, alle großen und ungewöhnlichen Gedanken, welche der Mensch erlebt, versetzen sie ihn nicht wie der Wein in einen trunkenen Zustand? Einen Rausch muß es geben, wo etwas Außerordentliches geschehen, und der Mensch von der Erdscholle des altklugen Verstandes, an der er fest klebt, sich hinaufschwingen will in das freiere Geisterreich der entfesselten Gedanken und Gefühle! Ein Rausch ist göttlicher und poetischer Natur, und nur die freudlose Gleichgültigkeit ist nüchtern, und die Spießbürgerprosa betrinkt sich nie. Darum wandle getrost, mein Sohn, in Deinem Rausche des Wiedersehens dem Vaterhause zu, und wundere Dich nicht über das Wunderbare, daß sich ein guter Sohn ungeachtet seiner Tugend betrunken hat, denn, wie Dir schon der Bauchredner Iltis heute einmal gesagt hat, es ist entweder Nichts oder Alles im Leben Zauberei, und die Umstände und Verhältnisse sind die größten Hexenmeister. Wandle getrost, und vergiß auch zuvor nicht, mich arme leere Weinflasche, die bis auf den Boden trocken

geworden iſt, noch einmal mit dem goldenen Naß wieder anfüllen zu laſſen, damit es mir mit Deinen beiden Freunden hier nicht an Stoff zur Unterhaltung fehle, dann wird es Dir wohlergehen und Du wirſt noch viel Freuden haben auf Erden!“

Emil lachte und mit überſchwänglicher Gutmüthigkeit, wie ſie ſich bei Charakteren ſeiner Art beſonders im Rauſche zu zeigen pflegt, ließ er für Iltis und Marder noch eine Flaſche geben und eilte ſodann fort, indem ihm ein aus voller Kehle dargebrachtes Vivat der Andern nachfolgte. —

Emil Hahn ſchwang ſich guten Muthes auf ſeinen Schimmel, und wie ihm auch Straßen und Häuſer und Menſchen vor den Augen flimmernd herumtanzten, ſo war er doch glücklich genug, unangefochten nach Hauſe zu gelangen. Er ritt in den Hof ein, wo er einem Diener, der den jungen Herrn freudig erkannte, die Sorge für das Pferd überließ und ſogleich von demſelben vernahm, daß oben im Saale eine große

Mittagsgesellschaft versammelt sei, die eben beim Nachtische sitze. Sonst hatte der schüchterne Jüngling, wenn er nur von einer großen Gesellschaft, die sein Vater gab, hörte, immer ein bängliches Herzklopfen nicht unterdrücken können, aber heute fühlte er sich so dreist und frei von aller Blödigkeit, daß er ungesäumt und munter wie ein Reh die Treppe hinaufsprang, die zum Gesellschaftssaale führte. Er trat in das Vorzimmer und lauschte ein wenig, indem er zu hören glaubte, daß man drinnen eben im Aufstehen begriffen sei, als sich die Thür öffnete und eine junge Dame von überraschend schöner Gestalt heraustrat, die in dem stilleren Nebenzimmer für einige Augenblicke Kühlung zu suchen schien. Ohne unsern Emil zu bemerken, der, von der unerwarteten Erscheinung bezaubert, hinter der halbgeöffneten Thür stehen blieb, ließ sie sich wie erschöpft auf ein Sopha nieder, und wehte sich, mit dem Schnupftuche langsam fächernd, frische Luft zu. Dann stand sie schnell wieder auf und stellte sich vor den Spiegel, indem sie ihre glühenden Wangen, welche der heiße Sommernachmittag und die Schwüle des Gesellschaftszimmers

mit dem wärmſten Purpur gefärbt hatten, nachdenklich betrachtete. Emil trat etwas hervor und weidete mit Empfindungen ganz eigner und neuer Art, wie er ſie noch nie gehabt zu haben ſich erinnerte, ſein Auge an dem Anblicke der jungen Schönen, die ihrerſeits nicht weniger Gefallen an ſich ſelbſt zu finden ſchien, als der, welcher ſie belauſchte. Beſchäftigt, den zierlichen Putz der blondgelockten Haare, die hier und da ein wenig aus ihrer künſtlichen Form gewichen waren, wieder zu ordnen, war ſie ſo ſehr in ihr eigenes Anſchauen verſunken, daß der unbemerkte Zuſchauer es wagen durfte, ſich noch mehr zu nähern, um die anziehende Geſtalt, die in der zarteſten Jugendlichkeit, in der ſie noch ſtand, mehr Feinheit als Fülle zeigte, ganz in ſeine erglühende Phantaſie aufzunehmen.

In dieſem Augenblicke überraſchte ihn der Gedanke, daß er hier Niemanden anders vor ſich ſehe, als ſeine Roſalinde, und je mehr er das ihm im Spiegel gegenüberſtehende Geſicht des reizenden Mädchens betrachtete, um ſo mehr überzeugte er ſich von der Ähnlichkeit und Verſchiedenheit, mit der die wohlbekannten Züge in

zwei entſcheidenden Jahren der Entwickelung ſich eben ſo treu geblieben als fremdgeworden waren. Nicht länger mehr zweifelnd, ſtellte er ſich jetzt ſo, daß ſein Bild in den Spiegel fallen mußte, und indem ihre Blicke auf ihn trafen, machte er ihr mit lachender Geberde einen Diener, der ſich durch den Spiegel poſſierlich genug ausnahm. Sie drehte ſich erſchrocken um, und ihre ſchönen Augen, die den erwartungsvollen Emil nicht erkannten, ſahen ihn ſtreng und ungünſtig an. „Es wird nichts gegeben!“ ſagte ſie abweiſend, und winkte mit der Hand zur Thür hinaus, und ehe er noch über den dunklen Sinn der kurzen Worte, die ihm von der klangvollen Stimme gleichwohl lieblich ins Ohr tönten, mit ſich einig werden konnte, hatte ſie ſchon eine Kammerzofe herbeigerufen, und ſchalt darüber, daß man die Bettler herauflaſſe.

Was kann ich dafür, gnädiges Fräulein! — ſagte das Mädchen. — Es wird ein reiſender Handwerksburſche ſein, und dann hat der Herr Major befohlen, immer etwas zu geben. Geht nur hinunter in die Küche, guter Freund!

Das hieß unſerm Emil viel geboten, und

es verdroß ihm jetzt zum erſten Male in ſeinem Leben, daß er nie etwas auf Kleider gehalten, und für den reichen Wechſel, den der Vater zu ſchicken pflegte, ſich immer lieber Bücher, als einen Gallarock angeſchafft hatte, denn der ſchwarze Frack, den er trug, befand ſich allerdings ſchon in einem ziemlich unanſehnlichen Zuſtande. Alſo für einen reiſenden Handwerksburſchen hielt man ihn, und dem Kammermädchen, die erſt während ſeiner Abweſenheit in das Haus gekommen war, mochte er das weniger verargen, aber daß Roſalinde ihn noch immer nicht erkennen wollte, hätte ihn in jeder andern Stimmung als heute, wo ihm ſo luſtig und keck ums Herz war, zu Thränen bewegen können. Jetzt jedoch trat er dreiſt und zuverſichtlich vor das Fräulein hin und ſagte, indem er ihre Hand ergriff, in der beſten Laune: „Was fällt Dir ein, mein ſüßer Schatz? Ich bin der Sohn meines Vaters, und folglich der in allen Ehren zu haltende Erbherr und Stammhalter dieſes Hauſes, und mein Schweſterlein, wenn ſie auch eine noch ſo ſtolze Schönheit geworden iſt, wird ihrem Bruder Herz doch hoffentlich einen Kuß zum Willkommen nicht

verſagen?“ — Bei dieſen Worten umſchlang er die Betroffene, die ihm jetzt näher in die Augen geſehen hatte, mit kühner Inbrunſt, und dem brennenden Kuß, den er auf ihre jungfräulichen Lippen drückte, folgte, wie ein Blitz auf den andern, ein zweiter längerer, der nicht enden wollte. Das Kammerzöfchen aber, entſetzt über das, was vor ihren Augen geſchah, rannte mit lautem Geſchrei in den Saal und beunruhigte die Geſellſchaft durch die Nachricht, daß ein verrückter Menſch, der wahrſcheinlich kein Handwerksburſche, ſondern ein Student ſei, an dem Fräulein Gewalt üben wolle. Sogleich ſetzte ſich drinnen Alles in Bewegung, und unter den eilig Herausſtürzenden befand ſich auch der alte Major Hahn, der in dem Verwegenen ſeinen nicht ſo bald zurückerwarteten Sohn erkannte.

Der Anblick der ehrwürdigen Kriegergeſtalt zog den vom Gefühl hingeriſſenen Jüngling aus Roſalinden's Armen in die des Vaters. Das iſt recht von Dir, Schnippelhähnchen! — ſagte der Major freudig, der ſeinen Sohn noch immer mit dem ſcherzhaften Beinamen, den er ihm wohl

als Kind gegeben, zu nennen pflegte. — Du kommſt ja ordentlich mit Sturm und Drang wieder und bringſt das ganze Haus in Alarm! Das iſt rechtſchaffen, mein Junge, und es ſcheint mir überhaupt eine ſo glückliche Veränderung mit Dir vorgegangen zu ſein, daß ich mein empfindſames Schnippelhähnchen von ehemals jetzt meinen Pracht- und Parade-Hahn werde nennen müſſen! —

Das will ich mir ausgebeten haben, Vater Hahn! — ſagte Emil lachend. — Aber was iſt denn das jetzt für eine Wirthſchaft bei Dir im Hauſe, und wo iſt Deine Mannszucht geblieben, Alter, daß Du als commandirender Hahn das allen Hähnen ſo feindſelige und verhaßte Geſchlecht der Katzen auf Deinem Terrain duldeſt, denn wie ich nur ins Haus trete, miaut mir hier ein ſo ſchmächtiges Kammerkätzchen entgegen, das mich erſt für einen ſchnurrenden Handwerksburſchen und dann für einen wahnſinnigen Studenten hält! So ging es mir beinahe, wie es weiland dem Dulder Odyſſeus erging, der auch als ein Bettler durch göttlichen Rathſchluß die Heimath wieder betreten mußte,

und doch habe ich noch einen Vorzug vor dem berühmten Homeriſchen Helden, weil ich doch wenigſtens als ein reitender Bettler hier angekommen bin, denn Du mußt wiſſen, alter Degen, daß Dein Sohn heute auf einem bitterfelder Schimmel in das väterliche Haus eingezogen iſt!

Das iſt ein Teufelskerl geworden, mein Sohn, — rief der Major, ſich vor Lachen ausſchüttend, indem er ſich an die umſtehenden Herren und Damen wandte, die aus Höflichkeit den kecken Scherz, den der neuangekommene Sohn des Wirthes zum Beſten gab, gleichfalls belächelten. — Ich glaube, er will hier ſeinen eigenen Vater vor der ganzen Geſellſchaft aufziehen, und ich möchte nur wiſſen, wie ihm unterdeß in zwei Jahren der Kamm ſo gewachſen iſt! —

An dem ergötzlichen Deſſert, das der verſammelten Mittagsgeſellſchaft auf dieſe Weiſe geboten wurde, ſchien nur Roſalinde keinen Antheil nehmen zu wollen, die von dem muthwilligen Auftreten Emil's eher verſtimmt als erfreut war. Auch hatte ſie in der That noch genug zu thun, um ſich von der ſtürmiſchen Umarmung, mit der ſie der Angekommene plötzlich erſchreckt hatte,

wieder zu erholen, und ihre Blicke fielen beſonders bedauernd auf die zerdrückten Buſenſchleifen, die ein Opfer der brüderlichen Liebe geworden waren. Der Schreck der Überraſchung, mein Fräulein! — ſagte ein junger Baron, der ſich ihr verbindlich näherte, um ſie zu unterhalten — iſt eben ſo galant als ungalant gegen Sie geweſen. Er hat die rothen Roſen ſchöner Wangen entfärbt und ſchönere Lilien an deren Stelle gepflanzt! — Ach Gott, Herr Baron! — verſetzte Roſalinde etwas empfindlich, — Sie drücken ſich immer zu hoch für meine geringe Perſon aus. —

Emil erkannte in dem jungen Manne, deſſen feines und vornehm gebildetes Geſicht einen ſehr anziehenden Ausdruck hatte, den Baron Julius von Sonnenſtein wieder, mit deſſen Schweſter, die ebenfalls heute anweſend war, Roſalinde in einem ſeltenen Freundſchaftsverhältniſſe ſtand, das in ihrem Kreiſe faſt ſprichwörtlich geworden war.

Nachdem der Neuangekommene ſich nun auch der übrigen Geſellſchaft mit einem dreiſten und liebenswürdigen Anſtande, den der alte Major

nicht aufhören konnte an ſeinem Sohne zu bewundern, vorgeſtellt hatte, fühlte er ſich allmälig von Müdigkeit ergriffen, und die muntere und gereizte Laune, zu der ihn der genoſſene Wein erweckt hatte, fing nach und nach an mit dem Rauſche ſelbſt zu verfliegen. Dem nüchtern Werdenden drängte ſich jetzt zugleich die lähmende Reflexion auf, daß er eine ihm widernatürliche Rolle geſpielt habe, und die geräuſchvollen Geſtalten der auf- und niederwandelnden und hin- und herſprechenden Herren und Damen floſſen vor ſeinem Auge, das die beginnende Schläfrigkeit mit Dämmerung umhüllte, bald zu angſterregenden und geſpenſterhaften Schattenbildern in einander. In einem merklich herabgeſtimmten Tone, den man ſeiner Ermüdung von der Reiſe zuſchrieb, beurlaubte er ſich darauf, und begab ſich mit ſchwer herabhängendem Kopfe auf ſein Zimmer, um durch Schlaf, dem er nicht länger mehr widerſtehen konnte, ſich von ſeinem peinlichen Zuſtande zu erholen. —

Es war spät in der Nacht, als Emil aus seinem Bette sprang. Ein lebhafter Traum schien ihn verwirrt und aufgeschreckt zu haben; er stand halb angekleidet, mitten in seinem Zimmer und starrte, wie sich auf sich selbst besinnend, vor sich hin. Oben am nächtlich stillen Himmel brannte die volle Mondscheibe mit einem selten gesehenen scharfen Glanze, und ihr weißes Silberlicht stand stechend gerade über dem Scheitel des nachtwandelnden Jünglings. Das Zimmer dämmerte hell in den geheimnißvoll zitternden Mondstrahlen, die sich in langen blinkenden Fäden über Fußboden und Decke ausgesponnen hatten.

Emil hatte seine Augen fest an die große Mondscheibe geheftet, und taumelte jetzt mit wankenden Schritten zum Fenster, um es zu öffnen. Als er so stand, von der herein strömenden frischen Nachtluft sich wohlthätig durchschauert fühlend, kam eine kleine schneeweiße Katze von dem Fenstergesims draußen hereingeschlichen und stellte sich mit klugen, ausdrucksvollen Augen vor ihn, ihn mit dem wedelnden Schweif gleichsam grüßend. Er sah sie erstaunt an, als sie die Ohren spitzte und ihm aus ihren wunderbar wieder-

holten Miaus, je länger er ihnen zuhörte, immer deutlicher verſtändliche und auf ihn Bezug habende Worte entgegentönten. „Ein gutes, junges Maikätzchen bin ich!“ ſagte die Kleine ſich ihm anſchmeichelnd. „Bin gekommen, Dich in Deiner Hochzeitnacht zu gratuliren. Ja, ja, ich weiß wohl, daß Du verheirathet biſt. Heute iſt eine ſchöne Nacht, um Hochzeit zu machen. Der Mond ſchießt recht inbrünſtig herab, ſein ſtarkes Schimmern ſticht ins Blut, und auch wir Kätzchen fühlen Triebe in der ſäuſelnden mondlichten Mainacht. Glücklicher, der Du verheirathet biſt! Miau! miau! Verheirathet mit Roſalinden!“

Emil faßte ſich verwirrt an die Stirn und blickte dann im Zimmer umher, um an Betrachtung der übrigen Gegenſtände deſſelben ſeine Vorſtellung zu ſammeln. Alles, was er um ſich her ſah, kam ihm jedoch wie verändert vor, und ſelbſt die lebloſen Dinge in ſeiner Umgebung ſchienen ihm dieſen Augenblick eine zauberhafte Verlebendigung erfahren zu haben. Jegliches, ſelbſt Tiſch, Stuhl und Schrank blickte ihn, in der grellen Mondbeleuchtung ſich keck wiegend,

bekannt und vertraut an; hatte in ſeinen Augen Arm und Fuß, ſich zu bewegen, Mund, um zu ſprechen, Sinn, um ſich ihm mitzutheilen. In dem magiſchen Flor, der ſich um alle Dinge hell gewoben, regte und bewegte es ſich wie ein Auf- und abſteigen tauſend kleiner ſcherzender, flüſternder, neckender und phantaſirender Geiſter. Das waren die wach werdenden Mährchen und Zauber der Frühlingsnacht. Emil ſeufzte und zugleich ſtieg dem Jünglinge tief aus Herzensgrunde ein ſüßes Bild hervor, bei dem er ſehnſüchtig lächelte. Es iſt die Erinnerung an Roſalinde und ihre großgewordene Schönheit. Sie geht wie ein heißer ahnungsvoller Traum durch ſeine Seele hin, und er denkt ſich trunken, zitternd, jauchzend mit der ſtolzen, beſiegten Jungfrau vereinigt in liebeglühender Brautnacht.

Während er ſo ſinnend ſich verlor, blieb ſein Blick von einem Gemälde gefeſſelt, das ihm gegenüber an der Wand hing. Seltſam, es war Roſalindens Portrait, es war dies feine, liebliche Geſicht, ſprechend vor ihn hingeſtellt, dieſe Blume, die in ſeinem Herzen ſo gewaltig Blüthe ſchlug; und er wußte nicht, quoll dies Bild

jetzt so lebenswarm nur aus dem Drange seiner innern entzündeten Vorstellung heraus, oder war es wirklich drüben von eines Malers Hand in den goldnen Rahmen eingezeichnet? Da miaute das Kätzchen, das unterdeß vollends ins Zimmer gekommen war, wieder neben ihm, und es war ihm, als höre er sagen: „Das ist ja Deine junge Frau Rosalinde! Junge Frau in lauer Mainacht hab' ich gern. Auch der Mondstrahl jagt nach ihr; sieh, wie sein Schein ihr unaufhörlich die Schläfe küßt! Junge Frau ist in der Brautnacht Königin! Wir wollen sie krönen, wir alle, die wir hier im Zimmer sind und durch den Mondennachtschein Leben erhalten, wir wollen sie krönen! Ich schenke ihr zu ihrer Brautkrone recht feurige, zärtliche Triebe! Aus feurigen Trieben flicht sich die schönste Brautkrone zusammen."

Da fing ein Bouquet Maiblumen, das gerade unter dem Bilde auf einem Tischchen im Glase stand, stark an zu duften und mit den zarten weißen Glöckchen sich zu bewegen; es schien, als erhüben sich die Blumen, um sich huldigend um das Portrait des schönen Mädchens zu legen.

„Wir Maiblümchen ſchenken ihr den Schmelz der verliebten Unſchuld in ihre Brautkrone!“ hauchten ſie in ſanftem Wohlgeruche vor ſich her. „Verliebte Unſchuld ſpielt durch unſer kurzes Frühlingsblumenleben hin; darum verhauchen wir unſere Seele ſo gern in den Locken einer jungen Braut. Ach, kurzes Maiblumenleben, kurzes Brautleben, kurz, unausſprechlich ſchön!“

Jetzt wurde auch der Vogel, der oben an der Decke des Zimmers in ſeinem Käfig hing, wach, und begann ein Wort mitzuſprechen. „Ich ſchenke ihr zu ihrer Brautkrone die Partitur meiner neueſten Melodien!“ zwitſcherte der muntere Fink von oben herab. „Harmonie und Melodie ſoll die Mitgift aller jungen Bräute ſein. Ein Vogel liebt hübſche Mädchen, und läßt ſich gern, wenn ſie mit ihm tändeln, in ihr warmes, weiches, wonniges Buſentuch drücken; ſie haben alle ein ſo muſikaliſches Herz. Wer der Mädchen Herz ſtudirt hat, hat die ganze wahre Generalbaßlehre der Liebe ſtudirt, und kann ſich getroſt danach ein melodiſches Leben componiren! Schönes Componiren! Schönes Componiren! Schönes, herziges Componiren in der Braut-

nacht! Sanfte Fugen, ſüße Läufe, heiße Triller! Schönes, ſchönes, herziges Componiren!“

Auch ein ſummender Maikäfer war durch das geöffnete Fenſter hereingeflogen und ſchwärmte mit ſeinem brummenden Flügeltakte ſchwerfällig über die Decke hin. „Ich ſchenke ihr zu ihrer Brautkrone ein paar liebenswürdige Grillen!“ ſummte der Maikäfer. „Zank, Grillen, Schmollen und etwas Brummen, das erfriſcht Liebe und Ehe. Ohne Brummen keine Liebe. Schönes Brummen erkräftigt, ſchönes Brummen regt an, ſchönes Brummen iſt Salz für die Zärtlichkeit! Brumm brumm! Summ ſumm!“ —

Von dieſen Mährchenſcherzen der Mainacht umfangen, ſtand der träumende Emil immer noch im ſüßen Taumel dem mondumfloſſenen Glanzbilde des Mädchens, dem alle jene Huldigungen galten, gegenüber. Je länger und lebhafter er ſich alle die jungfräulichen Reize, die den erſten brennenden Wunſch in des Jünglings Phantaſie hatten auflodern laſſen, vergegenwärtigte und nahe rückte, je mehr ergriff ihn eine faſt verzehrende, pochende, betäubende Ungeduld des Herzens, die er ſich nicht zu erklären

wußte und noch nie in ſeinem Leben empfunden hatte. Wie ein verführendes ſüßes Gift theilte ſich ihm im Geheimen der Wahn mit, daß Roſalinde ſeine Braut, ſeine Frau, daß dieſe wunderbar ſchöne mondhelle Frühlingsnacht ſeine Hochzeitsnacht ſei. Sein Herz wuchs in der mächtiger werdenden Sehnſucht, die junge Leidenſchaft athmete hoch in ihm auf; bebend, bangend, zagend, ſchmachtend, fühlte er ſich doch ſeltſam glücklich. Da war es ihm, als finge dort das Bild Roſalindens an, ſich zu bewegen, als hüben ſich allmälig und leiſe zuerſt die glänzenden Schultern daraus hervor; dann tauchten die zarten Umriſſe des Buſens in ihren lieblich heraustretenden Formen auf, verſchämt bog ſich das liebeſtrahlende Geſicht ihm entgegen; die Geſtalt vergrößerte, vervollſtändigte, dehnte ſich aus zu aller Fülle des wirklichen Lebens; lächelnd, winkend, geheimnißvoll ihn anſehend, Gunſt und Glück verſprechend, that ſie einige Schritte zu ihm hin, floh dann ſchamhaft und wie erſchreckend wieder zurück, entſchwebte in ſylphengleicher Bewegung zur Thür und blieb

hinter der halb zurückgebogenen noch lauſchend und auf den Jüngling hinblickend ſtehen.

Er wußte nicht, ſollte, durfte er ihr folgen? Es zog ihn mit Gewalt ihr nach, und doch ſtand er noch, zauderte, ſann, wollte tauſend Worte ſagen, und blieb immer ſtumm. Alles wurde ringsum wie vor Erwartung ſtill, und die helle Mondnacht ſchien, wie eine Fee an dem Verzauberten, ſo an dem lauten bangen Herzklopfen des Jünglings ſich zu freuen. Da hielt er ſich nicht länger, in ſtürmiſcher Bewegung eilte er mit geöffneten Armen auf die geliebte Erſcheinung zu und wollte ſie umfangen, ſich ihr an den Buſen werfen, an ihr die heiße Sehnſucht ausathmen. Sie floh, er folgte ihr. Sie floh vor ihm, aber leiſe und lockend, und von Zimmer zu Zimmer ſtürzte er ihr trunken nach, ohne die mit geiſterhafter Schnelle Dahinwandelnde ereilen zu können. Wie ein voranziehender Stern ſchwebte ſie vor ihm daher, ſeine Schritte waren an ihren Lauf wie gebannt, und ſo zog ſie ihn nach, fort und fort, durch eine Reihe von Gemächern, daß er ſich wunderte und ſich wie in

einem großen unheimlichen Zauberpallaſt umherirrend vorkam.

Endlich ſah er ſie nicht mehr, das wunderholde Bild war ihm plötzlich entſchwunden. Aber er mußte noch immer eilen und eilen, es ließ ihm keine Ruhe, es zog ihn weiter aus einem Zimmer in das andere, Trepp' auf, Trepp' ab, er wußte ſelbſt nicht mehr, was er ſuche, was er zu finden hoffe.

Jetzt ſtößt er an eine Thür, ſie ſpringt auf und er tritt in ein kleines, trauliches Gemach, aus dem ihm ein paradieſiſcher Friede entgegenathmet. Dort ſteht ein weißes Bett, die im Luftzug ſich bewegenden Vorhänge ſcheinen ein ſüßes Geheimniß hinter ihren Schleiern zu bergen. Von ſeltſamer Ahnung ergriffen, zieht der Jüngling mit kühner Hand die Vorhänge zurück, und ſieht, ſtaunt, lächelt, und erglüht vor Wonne. Da lag ein ſchönes Mädchen, ſchlafend, träumend, ach, es war Roſalinde, ſie ſelbſt. In der holden Vergeſſenheit des Schlummers wie eine aufgeblätterte Roſenknoſpe ſich enthüllend, zeigte ſie die geheimſten ihrer Reize in lieblicher Fülle dem Auge der Nacht; erſchloſſen lag die

frische Anmuth der jungfräulichen Glieder, es war der erste unberührte Frühling köstlicher Formen, der in den weichen Umrissen dieser Gestalt so sehnsuchterregend blühte. Die eine Hand ruhte friedlich über den glänzenden Busen hingelehnt, die andere spielte still in den entfesselten Locken des Haupthaares; sie war heiter wie ein Kind in ihrer unbewachten Schönheit. Im süßen Wahne der aufgeregten Leidenschaft stand Emil vor ihr und über sie hingebeugt. „Ist nicht heute meine Brautnacht?“ dachte, sann er, und der heiße Taumel der schwärmenden Sinne riß ihn unwiderstehlich dahin.

Da schloß er sie inbrünstig in seine Arme, drückte Mund auf Mund in begehrlichen Küssen und schmiegte sich fest und fester an das warme wonnige Leben der reizenden Gestalt. Er wagte der Liebe kühnstes Werk. Die Schlafende wehrt nicht gleich dem vermessenen Beginnen; von einem Traume befangen, wie ihn der Mythe nach ja selbst die keusche Luna hat, schien sie anfangs dem verführenden Augenblicke sanft nachzugeben. Nur ein brennender Purpur überflog die zarte Wange, ein leises stammelndes

Ach! hauchten die halbgeöffneten Lippen aus. Der grelle volle Mondſchein ſtand mit ſeinen zitternden Strahlen hochleuchtend gerade über dem Lager des Mägdleins.

Jetzt, jetzt aber erwachte ſie aus dem wunderbar bangen Traume; ſie ſchlägt die Augen auf, ſie ſchüttelt das ſchöne Haupt, als wolle ſie es befreien aus den Feſſeln eines ſchweren Zaubers; laut auffchreiend erblickt ſie ſich wirklich in des Jünglings Armen, und ſieht, ach! daß ſie nicht geträumt hat. Wild ſtößt ſie ihn zurück mit aller Kraft des Entſetzens, ſpringt auf und ſteht händeringend und verzweifelnd vor ihm, das flatternde Haar verhüllt nur halb das ſtarre Antlitz. Dann ruft ſie ihn mit einem unbeſchreiblich ſchneidenden, ſchmerzlich fragenden Tone bei Namen: „Emil?“

Dieſer aber, als er ſich nennen hört, ſtürzt in demſelben Augenblicke mit einem leiſen Seufzer ohnmächtig zu Boden. Nach einer Pauſe erhebt er ſich wieder, reibt ſich die Augen und blickt ſich verwundert um. Er kann nicht begreifen, wie er hierher gekommen. Der Einfluß

des Mondes hatte den armen Nachtwandler dieſe Abenteuer erleben laſſen.

Nachdem er vollſtändig erwacht und zu ſich ſelbſt gekommen war, ſtand er auf und begann ſich auf ſeinen Zuſtand zu beſinnen. Da fiel ſein Auge erſtaunt auf Roſalinden, die ihn noch immer ſtarr und ſprachlos und unbeweglich anblickte. Scham und Zorn verſchönten mit hochrother Gluth das beleidigte Mädchen, deſſen jungfräulichen Schnee die unheimlichen Wunder dieſer Nacht befleckt hatten. Eine dunkle erſchreckende Erinnerung des Vorgefallenen trat, wie ein fern verblaßter Traum, jetzt in Emil's Bewußtſein. Die verlockenden Nachtgeſpenſter, die ihn umſchwirrt hatten, ſtreiften nun höhnend die täuſchenden Larven vor ihm ab.

Fort, fort, fort! — rief endlich Roſalinde, die ſeinen Anblick nicht mehr ertragen konnte. — Fort! — rief ſie, und ſtreckte in leidenſchaftlicher Bewegung die Hand gegen ihn aus, als wolle ſie damit einen rächenden Dolch auf ſeinen Buſen zucken. — Fort! fort! — wiederholte, bat und ſchluchzte ſie. — Dann verhüllte ſie im

lauten Ausbruche der Thränen ihr jammerndes Haupt.

Emil ſchlich zerknirſcht und voller Verzweiflung hinweg. Auf ſeinem Zimmer wieder angelangt, war er in einer Stimmung, in der er ſich eine Kugel hätte durch den Kopf ſchießen können, wenn ihm im Augenblicke ein Piſtol zur Hand geweſen wäre. —

Tage und Wochen waren ſeitdem hingegangen. Emil verlebte ein peinliches Leben im väterlichen Hauſe, das ihm nur durch den verdoppelten Studienfleiß, mit dem er ſich ſeinen Lieblingswiſſenſchaften hingab, inſofern erträglich wurde, als er alle Verhältniſſe, die ihn beängſtigend in der Nähe umgaben, darin zu vergeſſen oder zu übertäuben ſuchte. Sein Vater bezeigte ſich fortwährend unzufrieden mit ihm, und ließ es ihn im täglichen Umgange entgelten, daß er ſich in ſeinem Sohne, deſſen anfängliches Wiederauftreten ihm eine glückliche Verwandlung verſprochen, ſo entſchieden getäuſcht ſah. Er hatte einen weltgebildeten geſellſchaftlichen jungen

Mann erwartet, den das anregende Reſidenzleben in B. heiterer geſtimmt und etwas mehr für Genuß und Anſtelligkeit des Daſeins erweckt hätte; aber ſtatt deſſen fand er den Jüngling nur in einer nur noch trübſinnigeren Verfaſſung als je, ſah ihn menſchenſcheu, zaghaft, kleinlaut, in ſich ſelbſt verſinkend und ängſtlich jeder kräftigeren Lebensregſamkeit in Umgang und Handlungsweiſe ausweichend. Dies brachte den alten luſtigen Major, der den Grund davon nicht ahnen konnte, ſelbſt in eine verdrießliche und verdrußgebende Gemüthslage.

Emil hatte aber ſeit jener wunderſamen Mondnacht ſchon die bloße Nähe ſeiner Pflegeſchweſter Roſalinde als eine Rache empfinden müſſen. Sie war ſeitdem ſtumm gegen ihn geweſen, und hatte nur die unvermeidlichſten Worte bei Tiſche und ſonſtigen häuslichen Anläſſen mit ihm gewechſelt, aber wie mit einem Fremden. Dies trug noch mehr dazu bei, den Unmuth des Alten täglich zu vermehren, da er aus mannigfachen längſt gehegten Abſichten eine innige Annäherung der beiden jungen Leute wünſchte.

Emil vermied ſie mit einer unüberwindlichen

Scheu; man konnte ihn zittern, dunkel erröthen und wechſelweiſe erblaſſen ſehen, wann er Mittags neben ihr ſitzen mußte, oder in zufälliger Berührung ihren Arm, ihre Hand ſtreifte. Roſalinde aber zeigte ihrerſeits nicht minder auffallend eine ſeltſam gereizte Laune in ihrem Weſen. Sie war in Geſellſchaft oft über die Maßen luſtig, witzig und beweglich, aber es kam ihr Alles wie ein ſchreiender Mißlaut aus der Seele heraus. Die innere Seele weinte geheim und leiſe hinter den muthwilligen Scherzen drein. Von Natur keck, leidenſchaftlich, und alles Gegentheil von Sentimentalität, kehrte das im Innern verwundete Mädchen dieſe ſcharfen Seiten ihres Charakters jetzt mit einer gewiſſen dornigen Flatterhaftigkeit gegen Andere heraus. Sie konnte darum oft vielleicht noch liebenswürdiger als ſonſt erſcheinen in dieſem ſtechenden, hin- und herfahrenden, und doch zugleich unwillkührlich von manchem Reize ihrer Mädchenanmuth verſchönten Benehmen; aber nur nicht für den armen Emil, welcher die geheimen Motive ihres geſteigerten Temperaments nur zu nachdrücklich empfand und darüber im Stillen hätte vergehen

mögen. Für ihn gab es in dieſer Lage kaum einen andern Ausweg ſeiner Stimmung, als ſich den Büchern ganz zu überlaſſen, dieſen treueſten Freunden, die unter ſo manchen von allen Seiten überhangenen Zuſtänden des Lebens noch immer Troſt, Erheiterung und Rath gewähren, wo es die andern Freunde entweder nicht mehr können oder wollen. —

Eines Tages kam Emil, wie gewöhnlich, aus dem Collegium nach Hauſe und ſchlich ſich leiſe auf ſein einſames Zimmer. Nachdem er ſich mit einer Arbeit zu beſchäftigen angefangen, fühlte er, wie ihm heute nichts glücken und von Statten gehen wolle. Seine Gedanken irrten ab, er fand ſich erſchöpft und wäre gern einmal in den Garten hinuntergegangen, um ſich im Freien und Grünen, unter Bäumen und Blumen zu erholen. Aber von dorther ſchallte eben lautes Lachen und luſtiges Bewegen zu ihm herauf; Roſalinde hatte ſich heute eine Geſellſchaft ihrer jungen Freundinnen gebeten, welche ſich im Garten durch Spiele erluſtigte, und nach Mädchenweiſe übermüthig vergnügt zu ſein ſchien. Nun hätte ihn nichts in der Welt bewegen

können, hinunterzugehen. Er drückte ſich müde in den Lehnſeſſel, und ſchloß die Augen ein wenig, um auszuruhen. Der ſchöne ſanfte Juliabend, der heran zu dunkeln begann, ſpann ſeine dämmernden Schatten traulich über das Antlitz des Jünglings hin.

Emil hatte lange ſo geſeſſen, es war ſpät geworden, da fühlte er ſich durch einen heftigen Schlag auf die Schulter erweckt. Er ſchaute auf, Roſalinde mit einem Lichte in der Hand ſtand vor ihm, erblickte zurückſchreckend in ihr glänzendes Auge, das ihn ſcharf und bedeutungsvoll anſah. Er wußte ſelbſt nicht, warum die Verwunderung über dieſen nächtlichen Beſuch mit einem ſolchen niegefühlten Entſetzen ſich in ihm miſchte.

Ich glaubte, Du hätteſt Geſellſchaft! — ſagte er in ſtotternder Verlegenheit, um nur das ängſtigende Stillſchweigen zu unterbrechen, das ſie noch auf eine geheimnißvolle Weiſe beobachtete.

Sie ſind alle fortgegangen! — erwiederte ſie, und ſtellte das Licht auf den Tiſch. Der hereinwehende Nachtwind ſchlug die Flamme

unruhig hin und her. Sie ließ ſich in einen Seſſel nieder, und winkte ihm befehlend, ſeinen Platz wieder einzunehmen.

Ich habe Dir etwas zu ſagen, Emil! — begann ſie in kaum hörbaren Tönen. Er faß ihr in banger, drückender Ungewißheit gegenüber.

Etwas Seltſames! — fuhr ſie mit auffallend erhobener Stimme fort. Dann ſtockte ſie wieder, der Buſen flog ihr in hochwallender Bewegung. Sie ſtützte den Kopf ſchmerzlich nachdenkend in den Arm, der Arm zitterte ihr fieberhaft hin und her. In ihrer Verlegenheit ergriff ſie nun ein Buch, das vor ihr auf dem Tiſch lag, blätterte darin und ſchleuderte es wieder mit Heftigkeit von ſich. Emil ſah ihr mit wachſender Unruhe zu. Sie war noch feſtlich geſchmückt, wie ſie heute im Kreiſe ihrer Geſpielinnen erſchienen war; das weiße Kleid umfloß die ſchlanke Geſtalt, ein Blumenkranz hing ihr im Haar.

Ich muß — ich muß — begann ſie wieder, die ihr verſagenden Worte brachen aber ſchneidend von den Lippen ab. Da malte ſich eine dichte dunkelrothe Gluth, wie eine Donnerwolke

des Zorns, über ihr leidenſchaftlich arbeitendes Geſicht hin.

Nein, nein, ſo kann ich nicht! — ſchrie ſie endlich mit gewaltſamer Entſchloſſenheit, und ſprang auf. — Der Lichtſchein, das helle Licht muß erſt fort, ehe ich von dem ſprechen kann, was ich Dir zu ſagen habe, Emil!

Darauf blies ſie das Licht aus, die nächtliche Finſterniß umgab jetzt Beide, Keiner konnte den Andern deutlich ſehen.

Gut, daß der Mond nicht ſcheint, wie damals — fuhr ſie nun ſchnell, athemlos fort — wie damals, weißt Du wohl, Freund, als er ſeine geſpenſterbleichen Schimmer über meine ſtille friedliche Schlafkammer ausſtreute. — —

O, Gott! — rief Emil, ſich erſchüttert vor die Stirn ſchlagend, und lief wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und ab.

Damals, damals, — ſagte ſie weiter, und durch ihre Heftigkeit ging jetzt ein leiſe klagender, weinender Ton, — damals hat ſich ein böſer Geiſt zerſtörend in meine junge Blüthe geſchlichen. O, o, dieſen Kranz, mit dem mich heute im Spiele meine Freundinnen ſchmückten,

muß ich abwerfen, da ich der jungfräulichen Blumen unwürdig geworden bin! —

Es entſtand wieder eine ſchmerzliche Stille, während welcher ſie ſich den Blumenkranz aus dem Haare nahm und ihn in Haſt zerpflückte. Seufzend zerſtreute ſie den Kranz in Blättchen und Stückchen am Boden.

Emil! Emil! — begann ſie dann von neuem, und trat in der Dunkelheit vor ihn hin, ſeine Hand heftig ergreifend. — Ich bin Dein — Weib, — und eine Frucht jener unſeligen Stunde wird Dich und mich bald vor den Augen der Welt anklagen. Die Verzweiflung hat mich im Stillen lange gefoltert. Aber die Sitte der Welt muß verſöhnt werden, Du mußt mein Gatte ſein. Wehe Dir, wenn Du ſäumſt, jetzt männlich zu handeln, wenn Du nicht ſogleich Schritte thuſt, unſere Verbindung zu beeilen für die nächſte kürzeſte Friſt; wehe mir, wenn Hohn und Spott mein Leben und meine Ehre verwüſten. Ich habe Dir Alles geſagt! — Freund, ich habe Dir mehr geſagt als ein Mädchen durfte; und weil ich dies gethan, und weil ich dies thun

mußte, darum wird uns zum Unheil gerathen, was aus Unheil hervorgewachſen iſt!

Sie ſtand noch, da war die Stunde herangekommen, in welcher der Mond heut über die Nacht aufging. Oben durch das brechende Gewölk ſchoß das grelle Licht plötzlich hernieder, und erhellte mit ſeinem Schein zuerſt Emil's bleiches Geſicht. Nachdem ſie ſo gegenſeitig beleuchtet waren, ſahen ſie ſich, vor einander zurückſchreckend, wie zwei unbekannte Weſen mit Bangigkeit an. Wehe! Wehe! — rief ſie endlich, ſtieß ſeine Hand weit von ſich und entfloh mit gejagten Schritten zur Thür. —

Roſalinde! — rief er ihr nach mit flehenden Tönen. — Roſalinde! — wiederholte er bittend, ſein Herz ging ihm wieder in Sehnſucht zu ihr auf. Hätte er ſich nur jetzt nicht von ihr verlaſſen geſehen, er wollte zu ihr reden, ſich mit ihr ausſprechen, ſie verſöhnen und mit Bildern einer glücklichen Zukunft ihr ſchmeicheln. Er wollte ihr ſagen, daß er Alles thun, daß er für ſie zu ſterben entſchloſſen ſei. Umſonſt, ſie war fort.

Er konnte nicht allein im Zimmer zurück-

bleiben, er ſtürzte hinunter in den nachteinſamen Garten und irrte unter den flüſternden Baumgängen in heimlicher Qual umher. Er ſuchte ſie, ihr Name klang unaufhörlich von ſeinen Lippen. Das Entſetzen, das ihr unverhofftes Geſtändniß über ihn gebracht, miſchte ſich jetzt zugleich im fernen Hintergrunde ſeines Herzens mit einem ſüßen Gefühle, das mit beſeligenden Verheißungen auf ihn einſtrömte. Es war das Glück einer wirklichen Liebe, das ihn erfüllte, und von dem er nun muthig zu träumen begann; es war die Empfindung, daß er ſie liebe, daß ſie ſein ſei, die ihm mit Entzücken deutlicher und gewiſſer wurde. Er entwarf kühn einen Plan, um die erforderlichen Schritte zu ihrer ſchnellen Verbindung zu thun, welche die Noth befahl, nach der ſein eigenes Herz jetzt verlangend ſchlug. Sein ganzes Weſen fing an ſich zu erhöhen.

Da rauſchte es neben ihm, die Geſträuche bogen ſich zurück, eine weiße Geſtalt wollte mit flüchtigem Fuße an ihm vorüberſchlüpfen. Er erkannte Roſalinden, umfaßte ſie, hing ihren Arm in den ſeinen und nöthigte ſie, in traulicher Umſchlingung ſo mit ihm weiterzugehen.

Widerſtrebend, zögernd folgte ſie. Sie war ebenfalls in dieſer ſpäten Stunde noch im Garten umhergeirrt, um ihre von Schmerz und Aufregung hingeriſſene Stimmung in der Einſamkeit auszuweinen. Ungern ſchien ſie ihm begegnet zu ſein, ſtumm ſchritt ſie neben ihm fort. —

Ein melancholiſches Nachtgrauen ſchlich durch den öden ſtillen Garten, Gräſer und Blumen fröſtelten im kalten Thau, über den Mond floſſen auf und ab ſchwarze Mitternachtswolken zuſammen. Nur dann und wann, als ein rauherer Wind in den Lüften zu ſauſen begann, ſchien die ruhende Natur wie in einem zuckenden Klageſeufzer aufzufahren. Die Beiden gingen noch immer ſchmerzlich nebeneinander hin; er hatte an ihrer Seite noch nicht gewagt, jene beredten und begeiſterten Gefühle laut werden zu laſſen, die er gegen ſie auf dem Herzen gehabt.

Roſalinde brach endlich das peinigende Schweigen. Stillſtehend, und ihm ihren Arm entziehend, ſagte ſie rauh: Es iſt ſpät, wir müſſen uns trennen! Geh', geh', ich wünſchte, wir brauchten uns niemals wiederzuſehen! —

O! — fügte ſie ſanfter, leidender hinzu, wie froh und ungetrübt war ich noch vor wenigen Monden! Mein harmloſes Mädchenglück hüpfte wie ein muthiges Reh im Walde durch ſchöne Tage dahin. Es war eine brauſende, wilde Tugend in mir, die mit kecker Luſt mein junges Leben trug und bewegte! Lachend ſtand ich auf, lachend ging ich zu Bette. Jetzt iſt des luſtigen Mädchens froher Muth ſchmerzzerdrückt. Schöne Tage und Nächte brechen für mich vergebens an, jede Stunde verdrießt mich in meiner wunden Laune. Mein Glück iſt dahin. Ich möchte zum morgenden Tage nicht mehr die Augen aufſchlagen!

Roſalinde! — unterbrach ſie Emil jetzt, indem ſein ganzes Gefühl zu ihr aufwallte; — verzage nicht, klage nicht, hoffe ein junges erneutes Glück, wie Du, Herrliche, es verdienſt, und wie es ein freundliches Schickſal Dir und mir im Bunde unſerer Herzen ſpenden wird. Geliebte, es iſt wahr, eine ſchreckliche Verwirrung hat unſere Lebenslinien wie zu einem geſpenſtiſchen Räthſel in einander gezerrt, aber die Liebe, die wahre, tiefe, innige, glorreiche Liebe

muß und kann Rettung und Sieg über finſtere Verhältniſſe bringen! Liebe um Liebe, Herz um Herz, theure Freundin, Vertrauen und Hoffnung, dann wird Alles, was Du beklagſt, wieder zu einem beſeligenden Lichtgebilde ſich geſtalten. In der Liebe, im Bunde mit Dir fängt mein ganzes inneres und äußeres Leben an ſich zu einer kräftigeren, ſchöneren Richtung zu erheben. Ich fühle mich etwas zu ſein, da ich Dein bin und Du mein. Ach, ſei nicht ſo kalt, ſo hart, ſo finſter gegen mich armes gutes Herz! Sieh, ich liebe Dich unausſprechlich! Gieb, gieb mir in dieſem wunderbaren Augenblicke einen Kuß von trauten Lippen zum Pfande unſerer Verſöhnung und Verbindung!

Sich von ihm abkehrend, ſagte ſie ſchneidend und heftig: Du irrſt, wenn Du glaubſt, daß ich Dich liebe! Ich haſſe Dich. Alles an Dir iſt mir zuwider. So haſſe ich Dich, daß der Athem Deines Mundes mich ärgert und jeder Zug in Deinem Geſichte mir wie mein Todfeind erſcheint. Ich haſſe Dich ſo ſehr, daß ich einen Herzkrampf bekomme, wenn ich Dich ſprechen höre, und beim ſentimentalen Tone Deiner

Stimme regt ſich eine Empörung in meinem Blute! Geh, geh, meine nicht, durch empfindſame Phraſen das Eiſen meines Haſſes zu ſchmelzen! Ich bin feſt, ich bin eine Heldin im Haſſe. Ich war ein ſprödes Mädchen, ich war ſtolz auf meine Sprödigkeit, in deren ſcharfe Dornen ich die Roſe meiner Jugend hüllte. Nie habe ich auch dem Herrlichſten unter den Jünglingen nur die kleinſte Gunſtbezeugung gewährt. Und Du, mondſüchtiger Narr, mußteſt im unfreien Zuſtande mich beſiegen, mußteſt Ehre, Glück und Frieden an mir verwüſten! O, o, das iſt hart! Aber die größte Härte meines Schickſals iſt noch die, daß die Umſtände mich zwingen, mit Dir, meinem Feind, mich zu verbinden! —

Du ſprichſt mit Schwertern, ſtatt mit Worten! — entgegnete Emil nach einer Pauſe. — Aber ich glaube Dir nicht. Es war von jeher Deine Art, Deine ſchöneren, weicheren Gefühle in einen kriegeriſchen Harniſch zu ſtecken. Schmäle, aber ich liebe Dich doch. Ich werfe mich vertrauend in Deine Arme, ich glaube an Dich, und ſollteſt Du mich mit Dolchen von der Stelle Deines Herzens zurücktreiben!

Er wagte es, ſie beſänftigend zu umfaſſen, und drückte den verweigerten Kuß kühn auf ihren Mund. Sie ſchien ihm anfangs nicht zu widerſtehen, ließ duldend einen Augenblick ſeine Lippen auf den ihrigen ruhen. Dann aber, als ſie ſich zornig losriß, fühlte er plötzlich einen Schmerz, daß er laut aufſchrie. Die Lippe blutete ihm, und indem er den Kuß von ihr erwiedert glaubte, hatte der Haß die Berührung ihres Mundes zu einer verwundenden gemacht.

Jetzt ſprang ſie athemlos, wie von Geſpenſtern getrieben, durch den Garten hin. — —

In der innern und äußern Verwirrung, in die ſich unſer Emil ſo unwillkührlich durch dieſe ſchmerzlichen Vorgänge hineingeriſſen ſah, begann er ſich endlich auf einen Troſt zu beſinnen. Er faßte den Entſchluß, ſeinem Vater getreulich und unumwunden, wie ein offenes Kind, Alles mitzutheilen, wie es ſich begeben und wie es ihn peinlich hin und her drängte. Dieſer Gedanke richtete ihn auf, und er glaubte die herzliche Milde des wackern Greiſes genug zu kennen, um von ihm für die aus den Fugen getretenen

Verhältniſſe Rath, Hülfe und Wiederherſtellung der friedlichen Lebensgewohnheit zu erwarten.

Sein Vertrauen auf den väterlichen Beiſtand betrog ihn nicht. Sogleich in der Frühe des andern Morgens begab er ſich auf des Alten Zimmer, der noch in der Schlafmütze bei ſeinem Pfeifchen die Zeitung las, und den Ankommenden erſt verwundert und mürriſch empfing. Emil leitete ſchüchtern ein Geſpräch ein, während der Vater ſich kaum mit ihm einzulaſſen Luſt bezeigte. Aber ohne irre zu werden, ging der Jüngling mit klarer und beſonnener Haltung allmälig auf ſein Ziel los und entwickelte in eindringlichen Worten das ſeltſame Zerwürfniß, in das er ſo ganz ohne ſeine Schuld gerathen ſei. Der Alte glaubte zu träumen und machte allerlei poſſierliche Bewegungen, um ſich zuerſt davon zu überzeugen, daß er auch in einem wachen Zuſtande dies Alles mit angehört habe. Dann lachte er aus vollem Halſe und betrachtete ſeinen in dunkler Erröthung vor ihm daſtehenden Sohn mit immer mehr ſich wieder regender väterlicher Theilnahme. Hm! hm! — debattirte er bei ſich über die wunderliche Sache. — Was wird die Welt

dazu ſagen, wenn ich meinen Sohn ſchon als Bruder Studioſus zum Ehemann mache? Es wäre eben ſo, wie wenn ich als Fähndrich ſchon eine Frau Fähndrichin hätte heimführen wollen. Aber Du haſt Recht, Schnippelhähnchen! Es giebt einmal, ſo wahr ich ein alter Huſar bin, kein anderes Mittel, um Unglück zu verhüten. Wir müſſen ſchon dieſen Genieſtreich begehen, obwohl wir Beide, Vater wie Sohn, eben zu keinen Genies geboren zu ſein ſcheinen. Die Noth macht uns zu Genies, nöthigt uns zu excentriſchen Kraftäußerungen. Es iſt ein wunderbares Leben. Aber was hilft's, wir müſſen einhauen, wir müſſen dem Feinde durch ein falſches Manöver die Augen verblenden! Nun, gieb Dich nur zufrieden, gieb Dich zufrieden, ich werde ſchon Alles einrichten. Ich will auf meine alten Tage noch dieſe Schanze ſtürmen, die man Convenienz und was weiß ich wie nennt! Geh' zu Roſalinden und tröſte ſie! Ihr ſollt nach dreimaligem Aufgebot in drei Wochen Mann und Frau werden! Adieu, junger Ehemann, Bruder Studioſus! — —

Während die Umſtände den Alten zu dieſer

Nachgiebigkeit zu überreden ſchienen, war es zugleich auch ſein alter Lieblingswunſch, ſeine Kinder zu einem Paar vereinigt zu ſehen, der lebhaft dabei mit ins Spiel zu treten anfing, und ihn wenigſtens, da einmal nichts mehr zu ändern ſtand, jetzt zur Beſeitigung der hier obwaltenden Schwierigkeiten geneigter und unternehmender machte. —

So geſchah es wirklich, daß die Anſtalten zu dieſer Verbindung betrieben wurden, was auch das altkluge Stadtgeſpräch zu dieſem plötzlichen Wunder ſagen mochte. Öffentliche Anzeigen der Verlobung waren gemacht worden, man unterhielt ſich in allen Geſellſchaften davon. —

Emil ging eines Tages ſinnend und in ſich verloren über die Straßen, nachdem er eben einen Geſchäftsgang vollzogen hatte. Sein Weg führte ihn über den Markt, wo mehrere Studenten in luſtigen Gruppen umherſtanden und ſich lachend unterhielten. Er wollte eben verſuchen, durch einen Umweg auszuweichen, da er einige Bekannte darunter entdeckte, deren Begegnung er ſo oft als möglich vermied, aber er ſah ſich bereits von denſelben bemerkt, und

Iltis und Marder — denn dies waren jene Freunde, deren abenteuerliche Gestalten uns aus ihrem ersten Zusammentreffen mit Emil noch wohl erinnerlich sind — stürzten mit lautem Zuruf wie auf eine längsterſehnte Beute auf ihn los. —

Gratulire, Hähnchen! — sagte der dicke Iltis, indem er ihm mit erzwungener Freundlichkeit die Hand reichte. — Erst durch den Löschpapiercourier des Wochenblattes haben wir erfahren müssen, daß Du verlobt bist und heirathen wirst. So schlecht und kalt gehst Du mit Deinen alten Freunden um.

Er hat nicht einmal um Entschuldigung gebeten, daß er uns unsere Geliebte vor der Nase wegheirathet! — lachte Marder bitter, indem er sich so nahe an Emil herandrängte, daß diesem angst wurde. — Kerl, weißt Du denn nicht, daß wir die schöne Rosalinde auch lieben, und Liebe hat immer ein gewisses Recht erworben, wenn sie auch unerwiedert und ungekannt dahin gegangen ist, wie ein stummer Bettler. Mit uns abfinden mußt Du Dich, Ritter Hahnesporn, ehe Du in Ruhe die Braut heimführen darfst!

Was giebſt Du uns dafür, daß wir Dir unſere Rechte friedlich abtreten? He?

Unſere Liebe hat ihre Rechte wohl erworben, lieber Hahn! — ſetzte Iltis begütigend hinzu. — Sie hat ſie durch Herzensſehnſucht und Fenſterpromenaden ſich erworben, wie ihr tägliches Brot. Aber Du haſt unfreundſchaftlich an uns gehandelt. Du wollteſt uns gleich nach Deiner Ankunft in das Haus Deines Vaters einführen, und haſt Dich immer verſteckt, wenn wir Dich aufzuſuchen kamen. Höre, das kann Dir nicht ſo abgehen, ſo wahr ich ein Iltis, und Du nur ein Hahn biſt.

Emil wollte die Beiden, ohne ſie einer Antwort zu würdigen, verlaſſen, aber Marder vertrat ihm den Weg. — Nicht von der Stelle ſollſt Du uns, Hahn! — rief der ſeltſame Geſell zornig — bis Du mit uns gefeilſcht und abgerechnet haſt! Du willſt Hochzeit machen, und das iſt eine große Fete in dieſem ſonſt ſo feſtarmen Leben. Ich bin gern auf einer Hochzeit. Ich ſehe gern Bräute, weil das ein rührender, andächtiger Anblick iſt für mein erkältetes Herz, ſo wie zur Hinrichtung gehende Verbrecher noch

am liebſten Kinder um ſich haben. Lade uns wenigſtens zu Deiner Hochzeit ein, und das Unrecht, das Du an uns begangen, ſoll dadurch gut gemacht ſein!

Ja, wir wollen Dir luſtige Hochzeitsgäſte ſein! — fuhr Iltis fort. — Ich laſſe meinem Freunde Marder auch einen neuen ſchwarzen Frack dazu machen, denn mein alter Ohm hat mich in dieſen Tagen wieder mit einem Wechſel begnadigt. Siehſt Du, Hahn, Du mußt uns nun ſchon zur Hochzeit bitten, damit Marder doch einen neuen Rock bekommt, denn mit ſeinem alten, der ſich bereits ächt philoſophiſch in lauter Atome aufzulöſen anfängt, kann dieſer Mann der Weisheit ja unmöglich mehr gehen. Du wirſt ihn nun aber doch nicht um den neuen Rock bringen? Denn, bei Roſalindens ſchönblickenden Augen! bitteſt Du uns nicht zur Hochzeit, ſo bekommt er auch von mir keinen neuen Rock geſchenkt. Ergo ſtiehlſt Du ihm einen Rock, wenn Du uns nicht zu Deiner Hochzeit bitteſt!

Gut demonſtrirt, geliebter Bauchredner! — fiel ihm ſein Freund Marder ins Wort. — Aber das Alles läßt ſich wieder am beſten in

dem bewußten Weinkeller dort beſprechen. Kommt, gute Söhne, die Feuergeiſter des Weins ſind meine Freunde, und ich habe ſie leider ſeit länger vernachläſſigen müſſen, als bei alten Freunden billig und recht iſt.

Damit faßte er ohne Weiteres unſern Emil beim Arm und wollte ihn mit ſich fortziehen. Dieſer aber entriß ſich jetzt mit Gewalt dem Zwange, den man ihm anthun wollte, und ſagte entſchieden: Ich kann und will nicht mit Euch gehen. Auch müßt Ihr verzeihen, wenn ich Euch nicht zu meiner Hochzeit einladen werde. Nur im ſtillen geräuſchloſen Kreiſe werde ich mein Feſt begehen!

Im Grunde that es ihm leid, daß er wenigſtens dem gutmüthigeren Iltis, den er wohl eher hätte dulden können, dieſe abweiſende Antwort ertheilen mußte, aber die Rückſicht auf Marder, den er alsdann nicht allein ausſchließen durfte, nöthigte ihn dazu, und mit dieſem, der ihm heute in ſeinem verwilderten und durch unregelmäßiges Leben entſtellten Ausſehen abſchreckender und unheimlicher als je dünkte, hatte er einmal jede Gemeinſchaft auf immer fernzuhalten ſich gelobt.

Laß ihn gehen! — ſagte Iltis zu Marder. — Er iſt einmal ein ſolcher Schnapphahn, mit dem man immer auf der Hühnerleiter der Proſa kleben bleibt. Zu einem genialern Lebensverkehr kommt man mit dieſen ſoliden Erdenbürgern nie. Sie denken immer gleich an ihre Bürgerpflicht, die ſie abhält, einen höhern Schwung mit uns zu unternehmen, und ich glaube, wenn ihre Seelen künftig einmal in den Himmel wallen, werden ſie nicht eher ſich unter die heiligen Heerſchaaren zu miſchen wagen, als bis ſie gewiß ſind, daß dort eine völlige Polizeiſicherheit obwaltet. So ſieh einmal dieſen unſern jungen Hahn an! Fromm und ſanft, wie er iſt, begünſtigte ihn das Leben mit einem ſeiner herrlichſten Wunder, mit der Liebe. Kaum angekommen, verliebt er ſich, und man ſollte denken, nun einen Verzauberten an ihm zu finden, mit dem ſich's gut um die Wette auf Paradiesvogelſchwingen phantaſiren läßt. Statt deſſen bricht bei ihm gleich hinter dem Wunder wieder ein philiſterhaftes Zeitalter an, und ſeine Bürgerpflicht treibt ihn aus dem Zaubergarten der Armide heraus, damit Pfarrer und Küſter doch ja nicht länger

auf die Copulationsgebühren zu warten brauchen. Seine Liebe ſteuert mit einem ſolchen Eifer auf die Ehe los, mit welchem eine Köchin aus Furcht, daß der Sonntagsbraten kalt werden möchte, ihren Brotherrn aus der Kirche zurückerwartet. Da iſt es denn auch natürlich, daß er den Humor und die gute Laune, die der Studioſus der Magie, Marder, und der Bauchredner Iltis durch ihre freien Künſte ohne Zweifel verbreiten würden, auf ſeiner Hochzeit nicht leiden mag! —

Emil hatte ſich jetzt, nach einem kurzen Gruße gegen Iltis, entfernt, und eilte mit ſchleunigen Schritten fort, um aus der Nähe dieſer beiden ihm Aufſäſſigen zu entkommen. Marder ſah ihm mit finſtern Blicken nach, Unmuth ſprühte aus ſeinen großen dunklen Augen, die eine wildbewegte Gedankenwelt in ihm verriethen.

Ich muß dem Philiſter doch noch etwas zu Leide thun! — ſagte er heftig zu ſeinem Genoſſen. — Ein Philiſter iſt mir doppelt zuwider, wenn er Hochzeit macht. Erfinde etwas, Iltis, Du Sohn der Weisheit, wie wir dieſe Hochzeit durch einen tollen Streich lächerlich machen können. Strenge Dich an, etwas Gutes aus-

zugrübeln. Ich bin ordentlich blutdürſtig geſinnt, wie ein wahrer Marder, gegen dieſen Hahn, dem ich den weichmüthigen Kopf abbeißen und wie Schöpſenbraten auf Butterbrot verſpeiſen könnte. Zieht ſich mein Geſicht nicht ſchon in die Länge, Bruder? Bekomme ich nicht eine Mardernaſe und Marderklauen? Sehe ich nicht ſchon aus wie ein wirklicher Marder? Bei der Göttin Philoſophie! Bruder, wenn ich mitunter auf meine menſchenfeindlichen Gedanken komme, iſt mir oft ſo zu Muthe, als hieße ich nur darum Marder, weil mir mein Schickſal beſtimmt hätte, mich einmal in der That in einen ſolchen zu verwandeln. Aber im Ernſt, Iltis, denke auf einen Plan, wie wir uns doch auf die Hochzeit Hahn's begeben können! Ich ſelbſt kann heute nicht denken!

Du biſt ja ein Hexenmeiſter, here etwas! — lachte Iltis. — Haſt Du Dich darum ſo lange mit Magie beſchäftigt, um jetzt in Verlegenheit zu ſein, wie Du auf einer Hochzeit recht erklecklichen Unfug ſtiften ſollſt? Mein bischen Bauchrednergabe bietet Dir auch ihre Dienſte an.

Mir iſt heute ſchlecht zu Muthe, lieber Bruder!

— ſagte Marder düſter. — Die Zeiten werden immer ſchlimmer, der Student wird älter, und meine Mutter zu Hauſe jammert, daß kein vernünftiger Mann aus mir werden will. Ihretwegen wär' es mir lieb, ein vernünftiger Mann zu ſein, aber ich ſelbſt für meine Perſon ſpüre auch nicht die geringſte Luſt dazu. Das Unvernünftigſte iſt noch das Einzige, was mich im Leben amüſirt, und der große Überfluß an Vernunft und Langerweile, der in der Welt vorhanden, hat mich ſchon deſperat genug gemacht. Unvernünftig war es z. B., daß ich mich in dieſe Roſalinde, obwohl ich ſie nie anders als am Fenſter ſitzen geſehen, verliebte, aber es war eine reizende herrliche Unvernunft von mir; ich hatte mir dadurch ein ſchönes Lebensbild in meine Phantaſie geſchoben, das ich in öden Stunden, oder wenn ich des Nachts nicht ſchlafen konnte, dazu brauchte, es leuchtend in mir auftauchen zu laſſen und mir den welkenden Sinn erfriſchend, wie mit heimlicher Götternähe, anzuwehen. Jetzt, da ich weiß, daß ſie einem Andern angehört, iſt mir die Illuſion vorüber; meine Phantaſie iſt zur Vernunft gekommen,

und fühlt ſich unluſtig, ſich die Züge des ſchönen Lebensbildes noch wieder zum Behagen zuſammenzuſetzen und auszuſpinnen. Ich leide ſeitdem ſo ſehr am kalten Schweiße der Vernunft, daß ich wirklich bei mir überlege, ob ich nicht dieſe kläglich vernünftige Stimmung benutzen ſoll, um endlich einmal ein Examen zu machen, und ſo meine alte Mutter, die um mich ungerathenen Sohn ſich bekümmert, zufriedenzuſtellen. Siehſt Du, Iltis, ſo weit iſt es mit mir gekommen!

Iltis wurde ungeduldig. Die ernſthaft verdrießliche Miene ſeines Freundes ſchien ihm nicht zuzuſagen. Was radotirſt Du nur heute ſo viel von Vernunft, Langerweile, Examen und ungerathenen Söhnen! — ſprach er. — Du weißt ja, ich habe heute einen friſchen Wechſel bekommen. Gott ſegne unſere Studien! Ich für meinen Theil bin zu beſcheiden, als daß ich mich jemals einem Examen unterwerfen ſollte! Vivat academia! Komm, Marder, ich habe Geld, und kann es nicht länger bei mir leiden! Wir müſſen auf die Geſundheit aller ungerathenen Söhne trinken! Beim ſchäumenden Glaſe, wenn ſich der Geiſt bunt färbt mit dem Feuer des

Weines, ſage ich Dir einen Plan, wie wir uns auf Hahn's Hochzeit ſtehlen und ihm einen Streich ſpielen wollen. Auch ich habe ja Roſalinden geliebt, auch ſie war ein Lebensbild meiner Phantaſie, wie Du es nennſt. Du ſollſt Dich rächen, daß ſie Dich um ein Lebensbild ärmer gemacht haben. Das wird Dich erheitern. Komm, Seelenmarder!

Arm in Arm ſchlenderten ſie darauf dem Weinhauſe zu.

Die Sonne ging nicht auf wie über einem Hochzeitstage. Sie rang ſich vergeblich mit abgematteten Strahlen durch dunkle Wolkenſchleier hindurch und blieb endlich, da ſie die Trübe nicht beſiegen konnte, wie eine verhüllte ſchwermüthige Braut mit trauerndem Antlitz hinter dem unbeweglichen Flor ſtehen. Einige herabperlende Regentropfen, die dem ſie umfließenden Gewölk entſtürzten, erſchienen wie Thränen der ſchönen verhüllten Braut.

Auch die Braut, deren Feſt heute begangen werden ſollte, glich dieſem Bilde. Nach wenigen

ſchmerzlich durchlebten Wochen war Roſalinden's Hochzeitstag heute herangekommen. Obwohl im feierlichen Schmucke ſtrahlend, wie eine junge Frühlingsgöttin, reichte ſie wie eine der Welt entſagende Nonne erblaſſend, dem zitternden Emil ihre Hand.

Das Feſt, das ſie einſt unter glücklicheren Umſtänden als eine beneidenswerthe herrliche Geſtalt geſchmückt haben würde, wurde unfern der Stadt auf einem ſtillgelegenen Landgute des Majors begangen. Die ländliche Abgeſchiedenheit der Umgebung erhöhte bei Gäſten wie bei Brautleuten die beklommene Empfindung, die Jeder unwillkührlich mit ſich gebracht hatte. Nur der alte Major ſchien guter Dinge zu ſein, und, wenn erſt Alles wieder in das Geleis gewohnter Ereigniſſe zurückgetreten, das beſte von der Zukunft zu hoffen. —

Die Geſellſchaft ſaß an der glänzend erleuchteten Abendtafel. Feſtlicher Kerzenſchimmer durchfloß den Gartenſalon, draußen aufgeſtellte Muſikchöre ließen fröhliche und ernſte Melodien hereinſchallen. Die Unterhaltung ſtockte oft. Einige aufgeräumte Köpfe, die Witz und Scherz

auszuſtreuen geneigt waren, fanden ſich durch eine oft unwillkührlich eintretende Geiſterſtille unter den Anweſenden wie gelähmt. Emil ſah ſchmachtend und gefühlvoll aus und bemühte ſich, alles Andere um ihn her vergeſſend, mit Zärtlichkeit für ſeine neben ihm ſitzende Roſalinde, die keine ſeiner Anreden freundlich oder ganz beantwortete. Sie warf nur zuweilen einen zornig aufflammenden Blick auf manche der Umſitzenden umher, unter denen ſie die langen und ſpöttiſchen Geſichter der Muhmen, Baſen und Vettern faſt nicht mehr ausſtehen zu können ſchien. —

Wenn ſo die Zeit im gefeſſelten Stundenlaufe wie ein verſtimmtes Inſtrument nur durch eine Reihe ſchneidender Mißempfindungen ſich hinſchleppt, hat ſie doch oft, während man dem Unbehagen noch bange nachſinnt, plötzlich ſchon einen Sprung gemacht, der zu einer veränderten und deshalb lindernden Tonart des Unmuths hinüberſpielt. So war jetzt unvermerkt die ſpäte Mitternachtsſtunde herangekommen, und Roſalinde erhoffte ſeufzend den Aufbruch der Geſellſchaft, die ſeit kurzem, den Reizmitteln der ver-

ſchieden dargebotenen Genüſſe endlich nachgebend, zuerſt in eine geräuſchige und luſtig lärmende Stimmung gerathen war. Da pochte es plötzlich laut an die Thür des Saales, und wiederholte ſich, während noch Alle in einer ſeltſamen Überraſchung verſtummt da ſaßen, mit einer gewiſſen geheimnißvollen Feierlichkeit. Endlich wurden die Flügel aufgeriſſen, und zwei abenteuerlich gekleidete Männer in langen Mänteln, wie man wohl orientaliſche Zauberer darzuſtellen pflegt, traten langſam und ſchweigend ein. Nachdem ſie in pathetiſcher Haltung den Saal bis zu einer gewiſſen Entfernung durchſchritten und der Geſellſchaft Zeit gelaſſen hatten, ihre phantaſtiſchen Geſtalten zu bewundern, brach endlich der Eine der Magier das bisher beobachtete Stillſchweigen und redete, hervortretend und ſeinen mit ſeltſamen Charakteren bemalten Stab über die Häupter der Anweſenden ſchwingend, dieſelben in einem abſichtlich fremdartig verſtellten Tone folgendermaßen an:

„Über ferne Länder und Meere, auf Schwingen des Windes herbeigekommen, treten wir, wie alles Außerordentliche und Ungewöhnliche,

als ungebetene Gäste unter Euch Sterblichen auf. Am Nil saßen wir in unserer ägyptischen Heimath, fromm damit beschäftigt, die Thränen eines über das Verderben der Menschheit desperat gewordenen Krokodils in einer Flasche einzusammeln, um daraus Lebensbalsam für die Hofapotheke des Mehmed Ali zu destilliren. Da erzählte uns das wegen dieser Erleichterung seiner Thränen redselig gewordene Krokodil von einer merkwürdigen Hochzeit, die so eben im Occident gefeiert würde, und der an Solidität des dort herrschenden Vergnügens noch nichts Gleichkommendes gesehen worden sei. So setzten wir uns auf einen Sturmwind und sind hergeritten, um doch auch das edle Brautpaar — lange lebe es! — zu sehen, zu begrüßen, und wo möglich mit unsern von den Göttern uns verliehenen Gaben nach Belieben zu amüsiren. Eine Hochzeit ist etwas so Wunderbares, daß auch eigentlich billigerweise auf derselben Wunder geschehen müssen, und so stellen wir denn alle Wunder, die uns die hohe heilige Zauberkunst verliehen, hiermit zur Verfügung und Unterhaltung einer hochansehnlichen Gesellschaft.

Es ſoll donnern und blitzen, wenn die ſchöne Braut es befiehlt, denn mit Donner und Blitz der Gefühle kündigt ſich, wie ein wahrer Jupiter, die wahre Liebe an; es ſollen Geſpenſter und Geiſter erſcheinen, wenn der ſehr junge Herr Bräutigam es ohne Beſorgniß geſchehen laſſen will, denn Geiſter müſſen auf der Himmelsleiter der Liebe fröhlich ſich tummelnd auf- und niederſteigen! Was iſt eine Hochzeit, ein Bräutigam ohne Geiſt? In Summa, es ſoll die ganze tolle ſchwärmende Bilderwelt der Magie ſich aufthun!“

Dieſe Rede, unwillkührliche Heiterkeit verbreitend, ſchien Beifall zu finden. Einige junge Herren, die ſich längſt nach etwas bunterem Zeitvertreib geſehnt, als die Geſellſchaft bisher dargeboten, zeigten ſich gleich geſtimmt, darauf einzugehen, und riefen den beiden Magiern zu, ohne Weiteres eine Vorſtellung ihrer Kunſt zum Beſten zu geben. Auch Roſalinde war froh, eine Zerſtreuung eintreten zu ſehen; nur Emil, der die Stimme des Redenden erkannt zu haben glaubte, erwartete nicht ohne ängſtliche Empfindung, was ſich begeben ſollte. —

Die Beiden hatten unterdeſſen ſchnell die ihnen nöthigen Vorkehrungen zu treffen gewußt. Auf ihren Wink war noch ein zu ihnen gehörender, ebenfalls wunderlich angekleideter Diener erſchienen, um ihnen behülflich zu ſein. Nachdem er einen ſchwarzen Gazeſchleier ausgebreitet und an der freiſtehenden Wand des Saales befeſtigt hatte, erloſchen plötzlich im Nu, wie durch einen magiſchen Luftzug, alle Kerzen, die den Salon erhellt hatten. Dagegen begannen ſich auf der mit Gaze ausgeſchlagenen Wand optiſche Geſtalten in einer zauberhaften Beleuchtung zu regen.

Die Magier leiteten ihre Darſtellungen zuerſt mit einigen gewöhnlicheren Paſſetems ein. Seltſame Gruppen bildeten ſich und verſchwanden, räthſelhafte Stimmen ließen ſich vernehmen, Schatten flogen auf, geſtalteten ſich zu ſchönen Figuren, und verzerrten ſich eben ſo ſchnell wieder unter lautem Gelächter zu abſtoßenden Schreckbildern. Das Chaos der Formen, nach Harmonie ringend, tobte in wahnſinnigen wilden Verſuchen, die ſchönſte Geſtalt zu erringen. Eine abgebrochene, ebenfalls erſt zum Erhaſchen der Melodie

auszieheude Muſik liſpelte begleitend und ſeufzend dazwiſchen. Endlich ſchien das Zeitalter der Schönheit, ſanft und lächelnd wie der ewige Friede, angebrochen zu ſein. Erſt klärten ſich die dunkel wogenden Schattenmaſſen, ordneten ſich mild wie in Eintracht der Liebe, und in der Mitte ihrer Kreiſe zeigte ſich heilverkündend ein heller Punkt, der ſich bald zu zwei blauen Mädchenaugen ausbildete. Nun floſſen alle unbeſtimmten Schatten auseinander, und der Triumph der Schöpfung, ein Menſchengeſicht, ſtrahlte klar, bedeutſam und heiter in vollendeten Zügen heraus. Dieſem ſiegreichen Geſichte ſchmiegte ſich bald im zierlichen Ebenmaße der Theile die ergänzende Geſtalt eines feinen Körpers an. Die Muſik jubelte verherrlichend auf in ihren entzückendſten Tönen. Das Bild war nicht zu verkennen; es war ſprechend Roſalinde, ſie ſelbſt, die Braut, die trauernde Königin ihres Feſtes.

Ein überraſchtes Ach! flüſterte unwillkührlich durch den Saal.

Das ſchöne Bild bewegte ſich mit ſüßem Zauber der Gebehrde. Da löſten ſich nah und fern bald unzählige kleine Geſtalten und Figuren

los und umſchwirrten, umtanzten ſehnſüchtig und gunſtflehend die Schöne. Sie achtete auf keinen und hob endlich, wie aus Unmuth über all den Tand der Beſtrebungen, liebkoſend einen Vogel auf ihre Hand; es ſchien ein Hahn zu ſein. Der Hahn krähte laut vor Luſt und verwandelte ſich mitten im Kikeriki unverſehens in einen ſchlanken, ſchmächtigen Jüngling. Eine Ähnlichkeit mit Emil war in die Augen fallend. Der Jüngling ſchlang ſeine Arme um ihren Nacken, und in demſelben Augenblicke dehnte ſich ſein Haupt in einen großen koloſſalen Schafskopf aus, der die Geliebte lächerlich überragte.

Dies veranlaßte einen Tumult in der Geſellſchaft. Einige Schadenfrohe hatten das Gelächter über dieſe unziemliche Überraſchung zwar nicht unterdrückt, aber der größte Theil der Anweſenden zeigte ſich doch beleidigt über einen ſolchen Frevel. Man ſtand auf, drängte ſich erzürnt zu den Schattenſpielern heran. Der alte Major ſchlug mit geballter Fauſt gegen die magiſche Wand, die dieſen ſpottenden Unfug hervorgebracht hatte. Die beiden Magier waren indeß ſchon, nachdem ſie die erſte Wirkung ihrer Phantas-

magorie wahrgenommen, wie im Nu verſchwunden. Eine dichte Finſterniß herrſchte im Saale, und die Geſellſchaft bewegte ſich, umhertappend und nach Licht rufend, in der ſeltſamſten Lage durcheinander.

Nach dieſem ſtörenden Vorgange entſchied man ſich bald zum Aufbruche. Die Wagen fuhren vor, die Hochzeitsgäſte beurlaubten ſich und ſtiegen ein. Emil führte, mit Thränen der gekränkten Ehre im Auge, ſeine Roſalinde zum Wagen. Sie lächelte ironiſch zu ſeinen Thränen.

Beide ſaßen im Wagen ſtumm nebeneinander. Draußen dunkelte eine ſternenloſe Nacht über ihren Häuptern, kalte Winde ſpielten ſauſend mit dem Brautſchmucke der jungen Frau. Kein ſeliger Ahnungſchauer, wie ſonſt in der erſten liebegeheiligten Nacht, bewegte ſich durch ihre banggedrückten Herzen, während ſie jetzt nach der Stadt zurückfuhren, um dort die neue Lebenslaufbahn im häuslichen Nebeneinanderwohnen zu beginnen. Roſalinde hüllte ſich fröſtelnd und gähnend in ihren Mantel; ſie ſprach nur, um in ihrer heftigen Weiſe auf die ſtockfinſtere, menſchenfeindliche Nacht zu ſchelten.

Da glaubte ſie auf einmal zu bemerken, daß der Wagen ſie nicht auf dem rechten oder gewöhnlichen Wege nach der Stadt zufahre. Sie machte Emil darauf aufmerkſam, beide blickten ſich ſorgfältig um und ſchienen nur zu deutlich wahrzunehmen, wie ſie, ſtatt auf der bekannten Straße, vielmehr quer über das Feld weggefahren würden. Emil rief dem Kutſcher zu, der aber nicht antwortete und nicht antworten zu wollen ſchien, ſondern die Pferde nur ſtärker und mit unverkennbarer Abſicht in die Wildniß hinein antrieb. Roſalindens Angſt ſteigerte ſich, als ihr Emil bedeutete, daß nicht ihr Kutſcher, ſondern ein fremder Menſch draußen auf dem Bocke ſitze, der ſich, unbegreiflich wie, des Wagens bemächtigt haben müſſe, um ein böſes Vorhaben gegen ſie auszuführen. Indem Emil ſelbſt darüber faſt die Faſſung verlor, wandte er ſich nach dem hinten aufſtehenden Bedienten um, aber wie erſchrack er, als er, ihm näher anſehend, an deſſen Stelle ebenfalls eine fremde Geſtalt ſich gegenüber erblickte. Es war nur zu offenbar, daß man es hier darauf angelegt und ſich dazu der Mittel zu bemächtigen gewußt

hatte, um den beiden Neuvermählten einen feindlichen heimtückiſchen Streich zu ſpielen. Die mit einem ſchärferen Auge begabte Roſalinde glaubte jetzt dieſe räthſelhaften Unbekannten zu erkennen, und flüſterte dem gleich ihr rathloſen Emil zu, daß es die beiden Magier wären, die ſich ſchon im Hochzeitsſaale ſo verwegen aufgedrängt hatten. Nun mußten ſich Emil's Befürchtungen verdoppeln, er ſah ſich in der Gewalt ſeiner wohlbekannten feindlichen Freunde. Unterdeß ging es in immer ſtärkerem Galopp vorwärts, ſie fanden ſich bald in eine völlig öde und unbekannte Gegend verſetzt, die gepeitſchten Roſſe ſchnoben wild wie vor unheimlichem Entſetzen, und das Grauen der häßlichen Nacht erhöhte die Angſtempfindung des widerſinnigen Zauberſpucks.

Roſalindens Ungeduld erreichte ihren höchſten Grad, ſie wollte aus dem Wagen ſpringen. Da vernahm ſie zu ihrem größten Erſtaunen, daß der in gleicher Unruhe neben ihr ſitzende Emil folgende Worte zu ihr ſagte: „Laß ſie uns nur immer ins Irre hineinfahren! Es iſt und bleibt ja doch einmal eine Irrung, daß

wir uns Beide geheirathet haben. So mögen wir denn unſere Brautnacht im zweckloſen Fahren hinbringen. Du würdeſt ſo auf die eine oder die andere Art ſchlecht mit mir gefahren ſein, Liebchen! Gieb Dich zufrieden, es iſt ja doch nicht zu ändern. Die Nacht iſt kalt und es thut mir leid, daß Du frieren mußt, aber es würde Dir in meinen Armen noch kälter und froſtiger geworden ſein! Am Himmel brennt kein Stern, und in meiner Liebe brennt kein rechtes Feuer. Man muß es abwarten, bis erſt ein ausgewachſener Mann aus mir geworden iſt!"

Sie ſah ihn ſtarr vor Verwunderung an. Was war das? was ſprachſt Du? — fragte ſie entrüſtet.

Beim heiligen Gott, ich war es nicht, der geſprochen! — bedeutete ſie Emil, welcher jetzt nur zu deutlich die ränkevollen Umtriebe des hinten auf dem Wagen ſtehenden Iltis erkannte.

Du willſt es abläugnen, daß Du geſprochen? — rief Roſalinde mit weinender wutherſtickter Stimme. — Grauſamer Menſch, Du verhöhnſt mich, Du ſpotteſt meiner noch! Jetzt erſt fängſt Du an, dieſe heimtückiſche Seite Deines ver-

ſteckten Charakters gegen mich Ärmſte herauszukehren!

Laß Dich nicht irren, Geliebte! — betheuerte Emil mit Ernſt und innerſter Bewegung. Böſe Menſchen, mit einem zauberhaften Talente begabt, die Stimme Anderer nachzuahmen, treiben ihr frevelhaftes Spiel mit uns, um Zwiſt und Zwietracht zwiſchen uns auszuſäen. Ich beſchwöre Dich bei Allem, was Dir heilig iſt! was Du auch in dieſer Stunde hören und ſehen magſt, verliere nur nicht den Glauben an mich und meine redliche Treue!

Unterdeß ließ ſich der verſchlagene Iltis, der die Sprechart Emil's auf das Täuſchendſte in ſeiner Gewalt hatte, nicht abhalten, die Intrigue ſeiner ihm eigenthümlichen Kunſt ſchonungslos zu wiederholen, während der vorn auf dem Bock kutſchirende Marder immer wilder die einſame Haidegegend durchraſte.

Roſalinde wollte ihren Ohren nicht trauen, als ſie plötzlich wieder folgende Worte hörte, die ſo deutlich aus dem Munde Emil's herausſchallten, daß ſie nicht daran zweifeln konnte: „Verliere ja nicht den Glauben an mich," —

ſo hörte ſie Emil fortfahren, zu ihr zu ſprechen — „denn wir ſind ja jetzt Mann und Frau. Du biſt nun Madame Hahn, und der hohe Flug Deiner ſonſt ſo göttlich übermüthigen Laune ſteht Dir als zum Hahnengeſchlechte gehörig nicht mehr zu. Mit niedrigen Flügeln wollen wir Beide traut an der Erde forthüpfen unſer Leben hindurch! Das wird eine muſterhafte Ehe werden. Ja, ja, Madame Hahn, die Proſa iſt bei weitem ſicherer als die Poeſie! Du warſt als Mädchen eine zur Dichtung geflügelte, wie ein ausgelaſſener Frühlingsſturmwind hinflatternde Perſon. Ich habe es gut mit Dir gemeint und Dich zur Madame Hahn gemacht, zur proſagepanzerten Madame Hahn! Es lebe hoch Madame Hahn!“

Ich Unglückliche! — rief Roſalinde, ihrer nicht mehr mächtig. — Man hat mich verrathen, verkauft, ich bin von Räubern und Schändlichen umgeben! Ich muß mich zu retten ſuchen! — Dann, ohne in ihrer Angſtaufregung Rückſicht auf die Gefahr zu nehmen, der ſie ſich ausſetzte, riß ſie haſtig den Schlag auf und ſprang mit einem Hülferuf aus dem Wagen. Sie langte

glücklich und unverſehrt unten an, und rannte nun, wie eine Verfolgte, aus allen Kräften querfeldein, in die nächtliche Flur hinaus.

Emil wandte ſich jetzt auf das dringendſte zu ſeinen beiden, in ſchonungsloſer Tollheit mit ihm verfahrenden Wagenlenkern. Er beſchwor ſie, ſtill zu halten, und war ſelbſt eben im Begriffe, aus dem Schlage zu ſpringen, um, in Beſorgniß für Roſalinde, Ihr nachzueilen, alß er in demſelben Augenblicke bemerkte, daß der Wagen, der unterdeß plötzlich eine andere Richtung genommen, in eine hohe Pforte einlenkte, die krachend hinter ihm wieder zuſchlug. Es war die Kirchhofspforte. Hier ſtand der Wagen ſtill, die Pferde blieben, von der Geiſterſtille des Orts wie gebannt, bewegungslos ſtehen. Iltis und Marder waren verſchwunden. Emil ſah mit Schauder, daß er ſich auf dem öden, einſamen, vom Grauen der Nacht bewohnten Friedhofe befand.

Er ſtieg aus dem Wagen, ſuchte nach dem Ausgange, konnte ſich in der rings herrſchenden dichten Finſterniß nicht zurecht finden, rief und tappte umher, und verirrte ſich immer weiter.

Die Gräber mit ihren Steinen, Kreuzen und ſich ſchüttelnden Bäumchen lagen wie feierliche Geſpenſtergruppen in der Runde um ihn her, und jede ſeufzende Bewegung des laubdurchraſchelnden Windes irrte gleich verlorenen Wehmuthsſtimmen der Todten an den Hügeln auf und ab. Die ſchwarzen Nebel der Nacht verzerrten ſich zu langen Schatten mit grinſenden Geſichtern, in dem Weſenloſen wurde ein unheimliches Leben wach, die Öde gebar Bilder, Geſtalten, Laute, Gedanken, und ließ grollend den im Fluge der Mitternacht hinſtürmenden Wahnſinn los. Oben am verfinſterten Himmel, in den rieſenhaft ausgedehnten Wolkenmaſſen, die ſich empört hin- und herſtießen, zeigten ſich Vorboten eines nahen Unwetters. Das drohende Element murmelte fern, durch die ganze Natur ging ein banges Erbeben, und rieſelnd riß der Sturm aus der ſchweren Wolke den Regen herab.

Emil ſchwankte mit dämmerndem Bewußtſein über die Gräber fort. Er fühlte eine Ermattung durch ſeine innerſte Seele ſchleichen, Alles, was er heute und jetzt geſehen, erlebt,

empfunden, hatte ihn faſt bis zur Ohnmacht bewältigt und aufgelöſt. Ein erſtarrungsähnliches Verzagen an ſich ſelbſt und ſeinem Schickſale trieb ſeine Gedanken zwecklos und ohne Entſchluß in der Irre umher. Die ſtillen, regelmäßig abgetheilten Gräber wehten ihn wie verſtohlene Tröſtungen an, denen er ſich aber aus geheimem Schauder noch nicht hinzugeben wagte.

Da glaubte er, während er ſo ein verirrter Kirchhofswanderer ſich fortſchlich, zwei weiße Geſtalten hinter ſich zu bemerken, die ihm auf allen ſeinen Schritten nachfolgten. Sie begleiteten wie ſein Schatten jede ſeiner Bewegungen, traten ihm immer näher und ſchienen neckend, wie zwei böſe Nachtgeſpenſter, ſich ihm an die Ferſe zu heften. Dies ſteigerte ſeine verwirrte Vorſtellung bald bis zum verzweiflungsvollen Entſetzen. Er bot ſeine ermatteten Kräfte gewaltſam auf, um ſeinen ihn ängſtigenden Verfolgern zu entfliehen. In keuchender Haſt von Grab zu Grab ſpringend, bald von ihn umwickelnden Geſträuchen wie von Geiſterhänden feſtgehalten, bald über einen Leichenſtein hinſtürzend und ſich wieder aufraffend, eilte er athemlos,

mit kaltem Angſtſchweiß auf der Stirn, dahin. Die beiden geſpenſterähnlichen Geſtalten unaufhörlich hinter ihm. Jetzt ſchien auch, während der ſtürmiſche Nachtwind ſich ſtärker erhob und ziſchender durch die Kirchhofsbäume ſtrich, die ganze Gegend ringsumher ſich mit Tönen und Worten der ſeltſamſten Art wunderbar anzufüllen. Hier und dort hörte er ſich kreiſchend bei Namen rufen. Eulen, Fledermäuſe und Nachtgeflügel aller Art umflatterten ſein Haupt und ſagten mit widrigem Hohngelächter zu ihm: „Guten Abend, Emil Hahn!“ Immer mehr rufende, lachende, ſpottende Stimmen wirbelten durch die Luft, Blumen und Gräſer auf den Grabhügeln ſchienen ihn geheimnißvoll anzureden, und ein alter Weidenbaum ſtellte ſich ihm drohend in den Weg, und von ſeinen Zweigen raſchelten die Worte herab: „Das ſind der Mitternacht wahnſinnige Wunder!“

Emil wußte wohl, wer ihn verfolge, er wußte wohl, wie alles das zuſammenhing, was er gehört und erfahren. Aber die in den fernen Hintergrund ſeiner Seele zurückgetretene Kraft des Verſtandes bemühte ſich vergeblich, ihm alles

klar zuzurufen, wie es ſei, um ihn zu retten. Die Erſchöpfung der Sinne verſchleierte immer wieder die Klugheit des Verſtandes und die einmal aus den Schranken geriſſene Phantaſie warf dann neue Schrecken in das ermattete Bewußtſein hinein.

Er vermochte jetzt nicht weiter zu gehen und ließ ſich, abgeſtumpft gegen Alles, was vorgehen mochte, auf einen Grabſtein nieder. Es währte nicht lange, ſo ſah er jene beiden Geſtalten, die hinter ihm hergefolgt waren, zu jeder Seite neben ſich ſitzen. Sie gaben ſich ihm zu erkennen. Es waren Iltis und Marder. Er ſtarrte ſie unbeweglich an und antwortete auf keine ihrer Fragen.

Da ſind wir drei, Hahn, Iltis und Marder, ja wieder beiſammen! — ſagte Iltis, vor dem heftiger werdenden Nachtſturm ſich ſchüttelnd. — Läuft der Narr nicht vor uns, als wenn wirklich ein Hahn von einem Iltis und Marder verfolgt würde! Wir hatten es nicht halb ſo ſchrecklich gemeint! Aber was meinſt Du, iſt jetzt nicht gerade die Stunde, um unſer neuliches Geſpräch über die Nachtſeite und das Wunder-

bare des Lebens hier recht behaglich fortzuſetzen und weiterzuſpinnen? Doch denke ich auch, Marder, wir hätten jetzt genug gethan und ſorgten nun, daß der arme Kerl, der ganz verklammt daſitzt, wieder auf gute Weiſe nach Hauſe kommt und ins warme Bett. Die Nacht wird ja zu fürchterlich. Es wird ein Gewitter geben.

Die Nacht iſt ſchön. Solche Nächte lieb' ich, und auch der rauſchende Kirchhof mit ſeinen ſchnarchenden Todten iſt ſchön ſchauerlich! — rief dagegen Marder, und blickte mit einem keckeren Ausdruck ſeiner blitzenden Augen begeiſtert zu dem drohenden Nachthimmel auf. — Laß dieſen jungen Erdenſohn Hahn hier mit uns die Nacht verbringen. Das wird ihm wohlthun für ſein ganzes Leben, das wird ihn einmal zu einer außerordentlichen Auffaſſung des Daſeins aufregen. Sieh, Iltis, es blitzt! Da kommt mir wieder mein alter herrlicher Lieblingsgedanke ein, daß es mir doch einmal vergönnt ſein möchte, auf dem ſauſenden Blitzſtrahle zu reiten durch alle Fernen des Firmaments! Bei Gott, ich wollte Muth haben, alle Schauder und großen Geheimniſſe einer den andern Sterblichen ver-

hüllten unſichtbaren Welt zu ſehen und zu ertragen! Horch, ein Donnerſchlag rollt in der Weite wie ein dröhnender Gedanke an die Ewigkeit! O, das iſt eine herrlich göttliche Nacht! O, Bruder, lieber Bruder, jetzt löſen ſich alle Schleuſen meines inwendigen Menſchen, dieſe Schrecken der Natur werden mir tief in der Seele zu Süßigkeit, ich bekomme Luſt, mich mitzutheilen und auszuſprechen, zu jauchzen, zu lachen, zu weinen, zu klagen! Ja, recht zu klagen! Ach, theurer Bruder, wie unausſprechlich fade und armſelig gotteslästerlich wäre doch eigentlich unſer ganzes Menſchenleben, gäbe es nicht ſolche Sturmesnächte, gewaltige Schreckensfeſte der Natur, großes Unglück, große Bosheit, wilde Zauberei der Verhältniſſe in ihm! Da treiben wir uns umher den bleichen ſeichten Tag hindurch, rennen, hetzen uns ab, ſtudiren, denken, trachten, eſſen, hungern, ſind vernünftig, dumm, klug, werden alt, entſetzen uns vor uns ſelbſt und Andern, und ſehen es dann doch noch ungern, wenn am Ende die Sanduhr unſerer langweiligen Tage ausgeronnen iſt. O, farb-

loſes Tagesleben! Nur die wahre, ſchreckliche Sturmnacht des Daſeins iſt ſchön!

Unterdeß hatte der Regen in den ſtärkſten Strömen herabzuſchießen begonnen. Der ſchwarze Himmel ſpie toſendes Unheil aus, in grellen Schwefelfarben ſprang der tauſendfach geſpaltene Blitz durch die Nacht dahin, und mit fürchterlicher Eil fuhr die Stimme des Donners wie eine ſchmetternde Rachepoſaune hinter ihm her. Die Erde ächzte im Aufſtande der Elemente, es war ein erhabener Gährungsmoment aller losgelaſſenen Kräfte der Natur.

Jetzt beginnen meine Gedanken auch wild und luſtig ſchwärmend zu werden! — ſagte Iltis, mit übereinandergeſchlagenen Armen in das Unwetter hinausſchauend. — So wie heute habe ich noch nie auf einem Kirchhofe geſeſſen, und wenn ich einſt ſechs Schuh tief unter ihm ſitzen werde in meinem lockern Grabe, kann mir nicht origineller zu Muthe ſein, als in dieſer ſchönen entſetzlichen Mitternachtsſtunde, in der meine Phantaſie wie eine Hexenkönigin ſich glänzend aufſchwingt als Beherrſcherin des Grauens und aller nächtlichen Schreckniſſe. Willkommen, will-

kommen, ihr Schauder der tollen Elemente! Ich habe mich lange genug an der regelmäßigen Gewöhnlichkeit unſeres civiliſirten Daſeins müde gelangweilt, um nicht euch, ihr Stürme, und dich, ſchäumender Nachtgewitterregen, über Leichen mich ausruhend, als eine herzerquickende Poeſie zu empfinden! Durchſauſt mein Haar, ſaugt euch ein in meine bebenden Glieder! Das iſt ein Bad der Wonne für mich!

Ja, Donner und Blitz, und dich, plätſchernder Regentropfen, ich könnte euch alle anbeten! — rief Marder, indem er jetzt ſein Haupt vor dem immer ſtärker herabgießenden Regen entblößte. — Mir wird andächtig zu Sinne, und wenn mir die Gottheit Rede ſtünde, wäre ich jetzt aufgelegt, einige Fragen an ſie zu richten, wie ein vertrauliches Kind an ſeinen Vater! Iltis, laß uns einen Kirchhofsgottesdienſt hier halten, hier, von den Hügeln der Todten an die Gränze des Lebens gemahnt, und von dieſer großen aufrühreriſchen Nacht in erhabene Stimmung hinübergeführt! Wir gehen nie in die Kirche, laß die Nacht und das Ungewitter einmal unſere Kirche ſein! Iltis, Du kannſt

die Stimme nachmachen jedes Weſens, als wenn es ſelber es wäre, dieſe Gabe hat Dir das Schickſal verliehen. So höre, ich will jetzt, mitten in dieſem Toſen der Natur, Fragen hinaufſenden in die Wolken zur Gottheit, und ſo wie ein Donnerſchlag von oben herabzuckt, ſollſt Du mir aus dem Donner antworten, wie die Stimme Gottes! Ich will Deine Antwort für eine wirkliche Antwort halten. Der Menſch täuſcht ſich ja gar zu gern ſelbſt, und erbaut ſich an ſelbſt bereiteter Täuſchung!

Verwegener, mir ſchwindelt vor Deinem Gedanken! — erwiederte Iltis. — Aber ich bin ſelbſt in dieſer Stunde hinaufgetrieben bis über die Gränze meiner Natur, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue, wenn ich Dir folge!

Wohlan denn! — ſagte Marder, feierlich aufſtehend, und ſtreckte die Hand gegen die feuerſpeiende Wolke aus; Herr der Welten, im ewigen, ſelbſtgeſchaffenen Geſetze Deiner Weisheit unüberwindlich und unerforſchlich, allherrſchend in den Gewalten der Natur und den Kräften des Geiſtes, Dich offenbarend im Sturme, erkennbar im kleinſten Frühlingsblümchen, wehend

im ſüßen Weſthauche, ſauſend im erdezerſtörenden Orkan, belehre mich über eines der größten Räthſel Deiner unerklärlichen Schöpfung! Warum, warum, ich frage es, iſt Alles ſo einzig ſchön hervorgebracht und begabt, warum iſt jeder Frühling ein Gedicht, jeder Mondſchein eine Muſik, warum blüht jede Sumpfpflanze wie ein ſinnig lächelndes Wunder, und warum iſt nur der Menſch ein ſo langweiliges, nüchternes, durch den Wirrwarr ſeiner Verhältniſſe erſt zum trüben Wunder werdendes Geſchöpf? O, beantworte, Du Alter in der Donnerwolke, die Lebensſeufzer der Creatur! Warum, lieber Gott, ſind wir armen Teufel nicht intereſſanter?

In dieſem Augenblicke fuhr ein ſchreiender, langtönender Donner, gleich einem zürnenden Adler, in ſauſenden Luftſchwingungen herab, und zu gleicher Zeit ſchienen, während er ſich langſam rollend verlor, dumpfe feierliche Geiſterworte mit ihm herniederzuklingen. — Was fragſt Du, was klagſt Du, Menſch, mißrathener Sohn des ſchönſten Gottesgedankens! — ſo tönte es wie im fernen Nachhall des verbrauſenden Donnerſchlags. — Ich, Dein Gott, ſage Dir——

Aber in dieſem Momente ziſchte ein dunkelrother Blitzſtrahl, wie eine giftige Schlange aus dem ganz Flamme gewordenen Gewölk ſich herniederwindend, über den Häuptern der beiden Jünglinge mit ſengender Gluth zuſammen. Sie ſtürzten Beide dahin, der Blitz hatte ſie tödtlich getroffen. Ihre Geſtalten ſanken und verloſchen mit dem Blitze.

Emil hatte ſich bereits früher, ehe ſich die Beiden in ihre wildeſten Phantaſieen verirrt, in einem dunklen bewußtloſen Angſtgefühl geflüchtet.

Jetzt ſchwiegen die erſchöpften Wetter. Die Nacht lag, wie ein Weltmeer nach dem Sturme, wieder ruhig da, und eine ſchreckliche Stille verbreitete ſich über die Umgegend. — —

Roſalinde war indeß glücklich zu Hauſe angelangt. Auf ihre Erzählung hatte man bald Anſtalten getroffen, den armen Emil Hahn aufſuchen zu laſſen. Man fand ihn am andern Morgen auf dem Kirchhofe in einem friſch geöffneten Grabe ſitzen, in dem er vor der Übermacht des Unwetters Schutz geſucht. Er ließ

ſich in ſtilllächelndem Irrſinn fortführen. Zugleich mit ihm wurden auch die Körper der beiden vom Blitz Erſchlagenen aufgefunden. —

Emil's Geiſteszuſtand war gefährlicher, als man anfangs anzunehmen geneigt ſchien. Die Erlebniſſe jener Nacht hatten in ſeine ſchwachen Nerven nicht nur betäubend, ſondern, wie ſich bald immer deutlicher ergab, völlig zerrüttend eingegriffen. Die Harmonie ſeines Weſens war gebrochen und verdunkelt. Roſalinden und ſeinen Vater kannte er nicht mehr, als er zu ihnen zurückgebracht wurde. Er phantaſirte nur immer von der fürchterlichen Gewitternacht, von der er bewältigt worden war. Er erzählte wimmernd von den Geheimniſſen des Donners und der Rache des Blitzes, oft mit einer hinreißenden Kraft der Beſchreibung. Aber zugleich zehrte ein heftiges Fieber an ſeinem Leben, und ein unheilbarer Zuſtand von Wahnſinn ſchien ſein Loos zu ſein. —

So vergingen Monate ohne Hoffnung, und es war unterdeß die Zeit herangekommen, wo Roſalinde einer Niederkunft entgegenging. Sie

gebar ein ſchönes Knäblein, das ſeinem Vater wunderbar ähnlich ſah.

Der Anblick dieſes Kindes, das dem unglücklichen hinkrankenden Emil gebracht wurde, verſetzte ihn zum erſten Male wieder in eine an lichtes Bewußtſein gränzende Erregung. Er ſchloß es lebhaft in ſeine Arme, küßte es, und ſchaute es lächelnd wieder und wieder an, indem er ſein eigenes Bild in dem Kinde ſah und erkannte. Er wollte ſich nicht mehr davon trennen und ſchien ganz heiter geworden zu ſein. Er glaubte, ſich ſelbſt zu ſehen, wie er Kind geweſen, und ſpielte ſo in ſeinem Irrſinne in dem Kinde gewiſſermaßen mit ſich ſelbſt. Wähnend, er ſei es ſelbſt, aber wieder zum Kinde geworden, rief er oft aus: So hätte ich immer bleiben ſollen, wie ich war und wieder bin! — Indem er ſich wieder als Kind, als harmlosſpielende Erſcheinung zu ſehen glaubte, wurde ſein Wahnſinn ſich in dem ihm ſo ſehr gleichenden Kinde gewiſſermaßen ſelbſt gegenſtändlich, und erhellte ſich allmälig. Lächelnd über dies letzte Wunder des Lebens, daß, als alles Da-

ſeins Reſultat, der Menſch wieder zum gott-hingegebenen Kinde wird, ſchlummerte er endlich, ſeiner an ihm zehrenden Krankheit unterliegend, ruhig zum Todesſchlafe ein.

Ereigniſſe auf einer Kunſtausſtellung.

(Berlin, 1836.)

Fragment.

I. Das Fleiſch.

— Du wirſt Dir denken, daß ich ſeit Eröffnung der dießjährigen Ausſtellung meine liebe Noth habe. Der Enthuſiaſt Bileam mit ſeiner jungen Frau iſt hier angekommen. Sie wollen ihre Flitterwochen in Berlin und in den Sälen der Kunſtausſtellung verleben, welche letztere den Brennpunkt aller Freuden und Unterhaltungen des jungen Ehepaars ausmacht. Ich führe ſie umher.

Bileam verſteht nichts von der Malerei, aber was viel mehr ſagen will, er iſt entzückt

von ihr. Die Liebe zur Kunſt erſetzt bei ihm hinlänglich das Verſtändniß, und wie bekanntlich Rafaël ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren wäre, ſo würde unſer Freund, auch wenn er mit Blindheit geſchlagen wäre, noch immer ein begeiſtertes Auge für Gemälde haben. Ein Gemälde gilt ihm ſchon deshalb für ausgezeichnet, weil es überhaupt ein Gemälde iſt, ſowie die philantropiſche Moral befiehlt, eines Menſchen ſich anzunehmen, weil er kein Vieh iſt. Dabei beſitzt Bileam eine herrliche Baßſtimme von ſonorer Tiefe, mit der er ſeinen Anſchauungen ſo trefflich Luft zu machen weiß, daß ſie oft wirklich dadurch einen tiefen Anſtrich erhalten und Jedermann ihm gern zuhört. In Geſellſchaften führt er das Wort, man theilt allgemein ſeine Anſichten, und ſie gehen auch in einige hieſige Blätter als Kunſturtheile über. Der Menſch macht mir ſo viel Kummer, daß ich darüber an der Kunſt ſelbſt verzweifeln möchte, und doch beneide ich ihn wieder, denn Bileam iſt gar zu glücklich.

Und nun ſollteſt Du erſt die junge Frau an ſeiner Seite ſehn, wie liebenswürdig ſie iſt!

Sie hängt nur an ſeinen Blicken und Mienen, und wenn wir zuſammen vor einem Bilde ſtehen, und der lobende Bileam alle Ausdrücke erſchöpft, die Detmold in ſeiner bekannten Anleitung zur Kunſtkennerſchaft verzeichnet hat, ſo zieht Pauline noch ihr ſchneeweißes Schnupftuch hervor, und trocknet ſich damit eine verſtohlene Thräne aus den kindlichen blauen Augen. Da müßte man ſtatt des Herzens einen Stein im Leibe haben, wenn man noch länger anſtehen wollte, ein ſolches Bild für das Höchſte zu halten, was geleiſtet werden kann!

Ich laſſe auch die Flügel hängen, Theuerſter! und geſtehe nur Dir und wenigen Märtyrern der Wahrheit hier am Ort meine geheimen Zweifel. Den letzten Verſuch habe ich auf Bileam, da er doch unſer Freund iſt, gemacht, indem ich ihm noch am Tage vor Eröffnung der Ausſtellung aus meinen Reiſetagebüchern einige Skizzen vorlas. Du kennſt ſie, denn ſie gehen uns gemeinſam an, und ſchildern die andächtigen Studien, die wir zuſammen vor den göttlichen Schöpfungen Rafaels und Tizians, Van Dycks und Rubens, auf unſern Reiſen gemacht

haben. Aber Bileam, der nicht nur zu loben, ſondern auch zu tadeln verſteht, lachte mich aus, und tadelte meine vorzugsweiſe Heiligſprechung dieſer alten Meiſter. Er behauptete, die Malerei ſei ſeitdem viel weiter gekommen und erſt jetzt in ihre eigentliche Blüthenepoche getreten. Ich fragte ihn aus: woher er das wiſſe? Er verſicherte, es von den Malern ſelbſt gehört zu haben, und berief ſich deshalb ebenfalls auf ſeine Reiſen, die er am Rhein, an der Spree und Elbe gemacht. Seine Frau, die von einem Maler aus der düſſeldorfer Schule portraitirt worden war, gab ihm einen herzlichen Kuß, und drückte mir die Hand, um mich zu beſänftigen. Hübſch artig ſein! bat die holde Frau. Was ſollte ich machen?

Wir durchſchritten die ſchönen Säle der Akademie, die diesmal in ihrem erweiterten Ausbau einen großartigen Anblick gewährten. Alles glänzte und ſchillerte von Farben, bunten Gewändern, goldnen Rahmen, und der feſtlichen Reihe der Beſuchenden, die ſich hier ſtündlich in einem intereſſanten Gemiſch durcheinanderbewegen.

Hat es wohl zu Rafaëls Zeiten eine ſolche berliner Ausſtellung gegeben? fragte Bileam triumphirend, indem er uns haſtig durch das Gedränge fortriß. Wenn die Kunſt, ſprach er weiter, nicht mehr ausſchließlich der Kirche und Religion dient, in der ſie ſonſt ihren Mittelpunkt gefunden, ſo verſammelt ſie heutzutage, mehr als irgend eine andere Betriebſamkeit des ſchaffenden Genius, allen Glanz des geſellſchaftlichen Lebens um ſich her. Wo giebt es wohl eine andere Gelegenheit des Lebens, die ſelbſt unſere höhern und höchſten Stände, bis zur excluſiven Geſellſchaft hinauf, zu einer ſolchen Öffentlichkeit herauslockt, in der ſie in dieſen Sälen vor den Meiſterſchöpfungen der neuerſtandenen Kunſt ganz ungenirt ſich zeigen, betrachten und ſich betrachten laſſen? Trifft man eure gute Geſellſchaft, wenn man ſie an öffentlichen Orten ſucht, etwa auf den Donnerſtagsbällen im Coloſſeum oder auf den Frühconcerten beim Dichter Heinzelmann im Elyſium an? Für fünf Silbergroſchen kann man täglich auf der Ausſtellung Alles ſehen, was nur der guten Geſellſchaft angehört, und wer bewirkt dies

Wunder? Die neuerſtandene Blüthe der Malerei, wie ſie früher nie dageweſen! Wann gab es Kunſtvereine, wie ſie bald das kunſtſinnige Europa mit einem Netz umſpannen werden und Berlin zur Centralhauptſtadt der modernen Kunſtintereſſen zu erheben anfangen? Aber geſteht es nur, ihr Literaten und Poeten beneidet der Malerei dieſe Gunſt der öffentlichen Anerkennung und der Unterſtützung der Regierungen, deren ſie ſich zu erfreuen hat, während kein Menſch jetzt in Deutſchland danach fragen oder darunter leiden würde, wenn die Literatur plötzlich ſtillſtände, und auf zwanzig Jahre hinaus ihre Arbeiten einſtellte! Der Malerei bezahlt man Einfuhrprämien, aber für eure Literatur würde man gern einen Preis darauf ſetzen, wenn ein Mittel erfunden werden könnte, ſie los zu werden. Ich glaube, mit Recht!" Denn die Literatur hat ſich unangenehm gemacht, ſie will zerſtören, während das junge Düſſeldorf mit der ſtillen Melancholie ſeines Pinſels neue Welten erſchafft! Ach wie herrlich iſt hier dieſer Paris von Sohn, dem großen Fleiſchmaler der neuern Schule! Stehen wir ſtill, meine Freunde, ſtehen und

ſtaunen wir! Die drei Göttinnen ſind in den verſchiedenen Situationen, in denen ſie ſich dem urtheilſprechenden Paris gegenüber befinden, ebenſo meiſterhaft gedacht als gruppirt. Venus, in deren lieblicher, ſchlanker Geſtaltung der Maler das größte Studium antiker Formenplaſtik verräth, ſteht in der Mitte, den holden Amorknaben zu ihrer Seite geſchmiegt, und empfängt den Preis, den Paris mit einer wunderbaren Hingebung in ſeinen Gebärden darreicht, während Juno, ſtolz aufgerichtet daſitzend, in der Herrſchermiene ein zürnendes Bewußtſein ihres Werthes ausdrückt, Minerva aber, in ſtillem, lauſchenden Sinnen den Kopf etwas ſenkend, abgewendet ſitzend, mit einem geiſtreichen und prophetiſchen Bedauern über dieſe Wahl ſich nach dem Jüngling halb umdreht! Aber dieſe Körpergebilde, dieſe Fleiſchtöne, dieſe Apotheoſe des menſchlichen Leibes!! Sohn iſt der wahre Rehabilitator des Fleiſches in der neueren Kunſt! Sein Hylas mag in den Fleiſchtönen noch üppiger und voller ſein, aber dies unvergleichliche Urtheil des Paris iſt idealer und brillanter zugleich! Ich muß geſtehen, ich bin hingeriſſen,

ich muß verſtummen, verſtummen in einen allgemeinen Seufzer der Bewunderung! —

Während er ſo ſprach, hatte ſich ein junger Menſch Paulinen genähert und ihr zum Gruße die Hand geküßt. Er ſchien ebenſo erſtaunt, ſie hier zu finden, als ſie verlegen und hocherröthend dieſe vertrauliche Art der Bewillkommnung abzulehnen ſuchte. Der junge Mann war ein modiſcher Elegant mit einem blanken angenehmen Äußern, und nicht ohne Geiſt in ſeinen aufgeweckten Geſichtszügen. Pauline ſchien ſich endlich genöthigt zu ſehen, ihn vorzuſtellen, und bezeichnete ihn ſtockend als eine Badereiſebekanntſchaft, die ſie vorigen Jahres in Ems gemacht. Bileams enthuſiaſtiſche Miene, die noch vor Kurzem in hellen Flammen loderte, dämpfte ſich plötzlich in lächerliche Befremdung ab. Er nahm die Brille, durch die er Alles ſo verſchönert ſah, von der Naſe, und wiſchte ſich die Gläſer in dem Schnupftuch ſeiner Frau, das ſie in zitternder Hand hielt, während er ihr bei dieſer Gelegenheit einige Worte ins Ohr ſagte. Der junge Mann aber, den wir Rhadamanth nennen wollen, wechſelte die Farbe, als er gewahrte,

daß Pauline einen Gatten habe, daß ſie verheirathet ſei. Indem er eine zurückgezogenere Haltung beobachtete, fing er, wie es ſchien, aus Verzweiflung an zu kritiſiren, indem er mit ſeiner Lorgnette das Bild von Sohn muſterte, vor dem wir noch immer ſtanden.

Der Hofrath ***, dem ich draußen begegnete, gab mir ſoeben einen vortrefflichen Rath! ſagte Rhadamanth; nämlich, daß man keinen Tag jetzt unterlaſſen dürfe, auf unſer Muſeum zu gehen und die Geſtalten der alten Meiſter zu betrachten, damit man nicht auch in die Illuſion verfalle, das, was uns hier Herr Sohn mit leichtem Pinſel hingetuſcht hat, für wirkliches Fleiſch zu halten!

Bileam wurde vor Verdruß ſo lederfarben im Geſicht, wie dort jener Achill von Adolph Henning, welchem Thetis erſcheint, und den der ſonſt verdienſtvolle Maler ſo ſeltſam gefärbt hat, daß man einen ſchwermüthigen Lohgerber vor ſich zu ſehen glaubt, der ſich ſelbſt das Fell verbrannt hat. Ich aber drückte dem jungen Rhadamanth faſt zärtlich die Hand, und begrüßte

ihn als einen Wahlverwandten meiner eignen Anſicht.

Dies Bild von Sohn, bemerkte ich, iſt gewiß mit einer brillanten Fertigkeit der Pinſelführung gemalt, aber das Duftige und Durchſichtbare des Colorits, das für den erſten Anblick eine glänzende Beſtechung ausübt, iſt mehr auf Rechnung der Oberflächlichkeit, als der Kunſt, zu ſetzen. Gegen die Zeichnung der Figuren iſt nichts einzuwenden, die Gruppe iſt vortrefflich gedacht, und nur der ſchwächliche, languiſſante Geſichtsausdruck der Venus, die gerade den kräftigen Strahlenpunkt des Ganzen abgeben ſollte, ſtört den Eindruck. Aber unbegreiflich iſt, wie Sohn hier ſo dünne und ſubſtanzloſe Körper malen konnte, daß man ſie in der That eher für chineſiſches Porzellan, als für lebendiges Fleiſch halten muß. Eine oberflächlichere Behandlung iſt mir noch nicht vorgekommen, während die Düſſeldorfer doch ſonſt kaum Haarpinſel genug auftreiben können, um ihre Intentionen bis auf das kleinſte Tüppelchen auszupinſeln. Was aber an dieſem Gemälde, wie überhaupt an den Leiſtungen von Sohn, lobenswerth er-

ſcheinen muß, das iſt der durchgängige Charakter der Heiterkeit, den die Kunſt bei ihm bewahrt, ſowohl in der Conception, wie in der ſchönen, natürlichen Durchführung ſeiner Erfindungen. Die Hinneigung zur Schwermuth bei ſeinen übrigen düſſeldorfer Kunſtverwandten iſt mir um ſo widerwärtiger, da ſie nicht mehr in der Individualität zu beruhen ſcheint, ſondern zu einer Manier geworden iſt und wie eine abgekartete Sache ausſieht.

Sie haben Recht, ſagte Rhadamanth, wenn irgendwo, ſo muß in der Malerei das Weſen der Kunſt als ein Element idealer Heiterkeit walten. Der Poeſie mag es begegnen, daß ſie zuweilen im Übermaaß der Schmerzen nicht mehr reden kann, ſondern, die Gedanken zu Thränen und die Thränen zu Gedanken machend, in die Speculation des Leides ganz und gar ſich vertieft. Aber die Malerei darf in kein melancholiſches Hinbrüten verfallen, wie man es auf den Bildern des genialen Leſſing und des nach Großartigem ſtrebenden Bendemann leider faſt ſtereotypenartig gewahrt. Die düſſeldorfer Schule iſt überhaupt über die Gränzen deſſen, was

gemalt werden kann und ſoll, nicht mit ſich einig geworden. Sie hat mit einem kühnen und geiſtreichen Wurf die Schranken der maleriſchen Gegenſtände durchbrochen, und iſt durch eine gewiſſe dichteriſche Flüſſigmachung der an den Moment gefeſſelten Situationen der Malerei auf das Gebiet der Poeſie übergetreten. Dadurch hat ſie ohne Zweifel die höhere und ideale Behandlung angeregt, durch die ſeit ihrem Auftreten die Malerkunſt neu zu erblühen angefangen, aber ſie hat noch nicht verſtanden, mit dieſen in die Ferne greifenden Intentionen das heitere ſinnliche Leben des Gegenwärtigen, das die Kunſt ausathmen muß, zu verbinden. Sie iſt auf dem Punkt, wo ſie das aufzufinden ſuchen muß, was für die Fortbildung der neueren Kunſt von der größten Wichtigkeit iſt, nämlich die beſtimmte Gränzlinie des Sichtbaren und Unſichtbaren, die feine Nüancirung desjenigen, was ſich durch ſein geiſtiges Weſen der körperlichen Herausſtellung durch die Malerei entzieht, und doch vorzugsweiſe jetzt von den Malern zu malen geſucht wird. Bei der monotonen Subjectivität aber, mit der ſich die Düſſeldorfer dem

Schmerz in der Malerei überlaſſen, werden ſie dieſe nothwendige Gränzlinie ihrer Kunſt nicht finden, ſondern immer lyriſchen und ſentimentalen Fluctuationen anheimfallen. —

Bileam hatte die Brille wieder aufgeſetzt, und indem er mit einer komiſchen Gebärde Paulinen an ſeine rechte Seite zog, ſo daß ſie verhindert war, mit Rhadamanth zu ſprechen, drängte er ſich heftig an den letztern, und ſagte: Dieſe ſublime Kunſtkennerei, meine Herren, iſt doch am Ende höchſt unnütz, da ſie hinter der Erhabenheit ihrer Gegenſtände weit zurückbleibt. Verſtänden Sie etwas von der neueren Kunſt, ſo würden ſie auch dem berühmten düſſeldorfer Schmerz, der das Symbol dieſer neuen Epoche iſt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Erde iſt einmal ein Jammerthal, meine Herren, und ſo darf man ſich nicht wundern, daß auf das trauernde Königspaar die trauernden Juden vor Babylon, der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, der trauernde Kreuzritter, der trauernde Uckermärker und manches andere großartig Trauernde, gefolgt ſind. Für edle Seelen hat die Trauer

nichts Trauriges, es iſt eine Götterſchaar von Trauernden, welche die düſſeldorfer Schule ins Leben gerufen hat! Steckt denn nicht auch das ganze Daſein, die ganze Weltgeſchichte, voller Trauer, und man rechne die ſchönſten Flitterwochen ſeines Glückes nach, ob auch dieſe nur einen einzigen ungetrübten Tag darboten?

Bei dem Worte: Flitterwochen, ſtockte er, und wurde ſelbſt ſo traurig, daß er mit dieſem Geſicht als Zuhörer auf der Leſſing'ſchen Huſſitenpredigt hätte gebraucht werden können. Seine junge Frau aber ſchmiegte ſich ihm lächelnd zur Seite, und ſah ihm mit einer allerliebſten Schalkheit in die Augen. Ich weiß nicht, wie es Rhadamanth in dieſem Augenblick möglich machte, daß er ſich mit einer kühnen Wendung zu Paulinen herüberſchlug, und an ihrer Seite, als liege ihm beſonders daran, ſie für ſeine Meinung zu gewinnen, eindringlich zu ſprechen fortfuhr, während wir dabei gemächlich von Bild zu Bild weiter gingen.

Mit dem Schmerz, der in der Stimmung der Zeit liegt, darf die Malerei nichts zu thun haben, ſagte Rhadamanth. Die Malerkunſt iſt

keine ſpeculative Kunſt. In der Ausdrückung des Schmerzes iſt ſie immer unglücklich und peinlich geweſen. Die Zeiten, wo ſie das phyſiſche Marterthum und den Blutſchweiß des Heilandes malte, ſind vorüber, und das Marterthum der heutigen modernen Menſchheit hat ſich noch in keinem Individuum zu einem heiligen Symbol fixirt, es verlegt ſich in die innere Welt der Gedanken und Meinungen, und ſchwebt geiſtig bangend zwiſchen Vergangenheit und Zukunft. Die Trauer in den Gebilden der düſſeldorfer Schule hat aber nichts Erhebendes, ſondern etwas Gedrücktes und Gepreßtes, einen beängſtigenden Charakter. Es iſt die ſentimentale Siegwarts- und Kloſtergeſchichten-Periode in der Malerei. Stehen wir hier einen Augenblick ſtill vor dem großen Bilde von Bendemann, wo der Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem daſitzt. Dies Bild iſt auf eine erhabene Wirkung berechnet, die Situation iſt meiſterhaft entworfen, der Maler hat die großartigen Eindrücke altteſtamentariſcher Poeſie in Farben und Geſtalten wiederzugeben geſtrebt. Aber gerade das Gegentheil von dem

Allen erreicht er im Gemüth des Beſchauenden, ſtatt des beabſichtigten großartigen Effects fühlt man ſich nur von einem niederſchlagenden Eindruck befangen. Warum wählte der Künſtler gerade dieſen paſſiven Moment des Schmerzes, wo Jeremias, ſich den Kopf haltend, als wenn er Migraine hätte, in einer ſchwermuthsvollen Dumpfheit und Regungsloſigkeit ſeiner Gefühle ſich zeigt? Warum ſtellte er uns nicht die Größe des Schmerzes in dem Propheten, ſondern nur die Kraftloſigkeit und Unthätigkeit des Unglücks dar? Warum malte er ein Jammerbild der Zerbröckelung des Irdiſchen, und zählte die Zerſtörung kleinlich bis auf den einzelnen Stein, den er von dem Schutthaufen der untergegangenen Stadt in den Vordergrund rollt, dem Beſchauer zu? Warum malte er nicht die Erhabenheit in der Zerſtörung der menſchlichen Dinge, über welcher großartig der Zorn Gottes liegt, und an der des Propheten Schmerz in einem tragiſchen Pathos ſich zum Himmel erhebt? Statt deſſen gerieth er nicht nur auf das Kleinliche, ſondern auch ſogar auf das Ekelhafte der Zerſtörung, und ſcheute ſich nicht, ſein Bild mit

Leichenmoder anzufüllen. Das wie eine todte Katze ausgestreckt liegende nackte Kind, in dessen Färbung sich schon die Spuren der Verwesung ausdrücken sollen, ist ein widerwärtiger Anblick, der ein für allemal aus der Malerei verbannt bleiben sollte. Ich verkenne nicht das Malertalent dieser Künstler, das mir bedeutend genug erscheint, aber der wahre Künstlergeist der Erfindung und Auffassung mangelt ihnen oder ist nicht genug ausgebildet, und darin verhalten sich die alten Maler wie fernstehende Götter zu ihnen. Auch scheint mir, wenn ich mich nicht irre, an der Dimension des Bendemann'schen Bildes etwas zu tadeln, es müßte mehr Höhe haben und erhält durch den Mangel derselben noch mehr Gedrücktes für die Anschauung. Daß Bendemann sonst auch heiter und anmuthig zu malen versteht, beweist auf der gegenwärtigen Ausstellung seine Ernte, die den idyllischen Charakter vortrefflich zur Anschauung bringt. Nur setzt der in der Mitte des Gemäldes befindliche judenbärtige Patriarch auch wieder zu einem düsseldorfer Trauernden an.

Pah! sagte Bileam, das nenne ich hämisch

urtheilen, es hört ſich an, als wenn der Wind über ein Stoppelfeld raſſelt! Man ſieht an Ihnen, wie weit es die raiſonnirende Kunſtkennerei bringen kann, ſie ſetzt ſich in Widerſpruch mit der übrigen vernünftigen Welt, und hat doch ſelbſt kein belohnendes Gefühl dafür als das der bizarren Schadenfreude! Man muß für die Kunſt den Sinn mitbringen, dann erſt kann man ſein Urtheil bilden, Sie aber ſcheinen mir ſinnlos, mein Herr!

Das iſt hier mein Lieblingsbild! ſagte Pauline lächelnd und begütigend, mit ihrer zärtlichen Stimme, indem ſie auf die Söhne Eduards von Hildebrandt mit ihrer weißglacirten Hand hinwies. Sie ſtimmen gewiß mit mir überein? — Dieſe letzten Worte richtete ſie faſt bittend an den unbekannten jungen Mann, deſſen früheres Verhältniß zu ihr mir immer räthſelhafter wurde.

Für dieſes Bild braucht man gewiß nicht um Gnade zu flehn! ſagte Rhadamanth. Es iſt bei weitem das Ausgezeichnetſte und Vollendetſte, was die düſſeldorfer Schule diesmal von ihren Arbeiten ausgeſtellt hat, und kann in der Gediegenheit der Behandlung und des Colorits

mit jeder Meiſterſchöpfung der Malerkunſt wohl verglichen werden. Zwar werden wir auch hier in eine düſtere Situation verſetzt, wir befinden uns im Kerker, aber man ſehe, wie meiſterhaft und ohne alle ſentimentale Affectation mit dem Schaurigen, der Maler hier die Kerkertöne auf ſein Bild zu zaubern gewußt hat. Sie haben Recht, es Ihr Lieblingsbild zu nennen, die beiden ſchlummernden Prinzenkinder ſind bereits die Favoriten aller jungen Frauen, die entweder Mütter ſind oder es zu werden im Begriff ſtehen! Die holdſelige Anmuth dieſer Kleinen, denen der Tod ſchon in Geſtalt der beiden gedungenen Mörder ſo nahe iſt, macht einen auſſerordentlich rührenden Eindruck auf das Gemüth, es iſt die Poeſie des Kinderſchlafs, die der Maler gemalt hat, mit allem ſeinen roſigen Duft, mit allem Anhauch der Unſchuld, mit aller ſpielenden Harmloſigkeit der ſchönen Opfer, die dem Verderben geweiht ſind. Die Ausführung des Beiwerks, der Kleider und Strümpfe der Kleinen, des Lagers, auf dem ſie in ihrer beneidenswerthen Ruhe hingeſtreckt ſind, des Kiſſens, auf dem die ausgeſtreckte Mörderhand ſie zu erſticken

im Begriff ſteht, iſt ebenfalls von ausgezeichneter Vortrefflichkeit, und mit genreartigem Talent gemacht. Das Allzuhervorſtehende der genreartigen Behandlung in einem hiſtoriſchen Bilde iſt aber vielleicht der einzige Vorwurf, den man der Ausführung machen kann, doch bin ich auch über die Zuläſſigkeit deſſelben noch nicht mit mir im Klaren. Der Künſtler iſt überhaupt von dem Hiſtoriſchen ſeines Gegenſtandes mehrfach abgewichen, er hat ſich der Scene productiv für ſeine maleriſchen Intentionen bemächtigt, obwohl ich dabei mit der Auffaſſung der im Hintergrunde lauernden Mörder keineswegs einverſtanden bin. Man könnte vielleicht ſagen, daß in der Abſicht Hildebrandt's überhaupt mehr ein Genrebild, als ein hiſtoriſches, gelegen. —

Und was ſagen Sie denn zu der Huſſitenpredigt von Leſſing? fragte Pauline angelegentlich weiter, indem wir in den neuausgebauten Saal traten, in welchem dies Bild erſt vor Kurzem aufgeſtellt worden, und von einer unabläſſig ſich drängenden Gruppe der Beſchauenden umringt war.

Ich fühle mich davon ebenso zurückgestoßen, wie angezogen! sagte Rhadamanth. Wer kann dies Bild sehen, ohne den Fleiß, die Ausdauer und die sinnreiche Berechnung zu bewundern, mit der es ausgeführt ist. Die Stellung des den Kelch schwingenden Hussitenpredigers, der von einer Anhöhe herab die um ihn lagernde Menge haranguirt, ist vortrefflich, steht aber in ihrer Exaltation in einem um so größern Contrast mit dem stumpfsinnigen und trübsinnigen Ausdruck auf den slavischen Gesichtern seiner Zuhörer. Wollte Lessing hier die den Slaven eigenthümliche Schwermuth zeichnen, welche der thatkräftigen Äußerung vorangeht, so muß man doch wieder fragen, warum wählte der Maler gerade mit Vorliebe den Moment, wo man der Abspannung, der Melancholie und Gedrücktheit auf seinem Bilde begegnen, wo man abermals auf die düsseldorfer Trauernden stoßen muß? Diese Hinneigung, nur das Trauernde hervorzuheben, wo man andere Momente seines Gegenstandes mit größerm Glück ergreifen könnte, ist doch gar zu seltsam und monoton. Dieselbe sentimentale Gepreßtheit der Anschauung fehlen

Sie wieder auf ſeiner Darſtellung des heimkehrenden Kreuzfahrers, einem kleineren Bilde, das dort irgendwo in einem Corridor aufgeſtellt iſt, und in dem freilich das Landſchaftliche ſo überwiegend iſt, daß ich es lieber ein melancholiſches Landſchaftsſtück nennen möchte.

Jetzt konnte es Bileam nicht länger aushalten, er machte uns ein kurzes und verächtliches Compliment, und ergriff Paulinens Arm, indem er ſie nöthigte, mit ihm zu gehen. Er ſtürzte mit ihr mehr, als daß er ſie führte, in den anſtoßenden Saal, und miſchte ſich unter die Menge, um uns aus den Augen zu kommen.

Ich blieb mit Rhadamanth allein, und wir ſahen uns lachend an. Kommen Sie, ſagte ich zu ihm, wir wollen uns zuſammen von der Triſtitia der Düſſeldorfer vor jener Italienerin von Maës, dem Maler der betenden Römerin auf der vorigen Kunſtausſtellung, erholen. Dies herrliche Bild iſt ganz geeignet dazu, das Herz mit friſcher Lebensluſt anzufüllen. Die Ausführung des ächt italieniſchen Colorits iſt eines Meiſters würdig, das Geſicht erſchuf die Natur und die Nationalität, und der Maler hat das

Verdienſt, dieſe Schönheit in ihrem geheimſten Grunde verſtanden zu haben. Dieſe Italienerin iſt beſchäftigt, Waſſer am Fenſter heraufzuziehen, aber ihr Antlitz verräth Gefühle und Gedanken, die über die Gewohnheit der proſaiſchen Arbeit hinausſchweifen. Das Feuer der Augen trifft mit Liebesgluth in die Ferne, ſinnreiche Keckheit ſpielt um den unnachahmlich reizend geöffneten Mund. Der Hauch naturkräftiger Leidenſchaft, in den Gränzen der Anmuth und Schönheit gehalten, umſchwebt das ganze Bildniß, und macht uns froh, indem es uns hinreißt. Das iſt das ächte Geheimniß der Sinnlichkeit in der Kunſt, das in heitern Formen ſeinen Zauber ausübt. Das iſt die wahre Apotheoſe des Fleiſches, welche die Malerei zu leiſten hat, während jene Fleiſchmalereien von Sohn in dem Urtheil des Paris weder vor der Natur noch vor der Kunſt als etwas Reelles Gültigkeit haben können. —

Wir ſtanden vor dieſem nicht genug anzuerkennenden Portrait eine Zeitlang, als Rhadamanth, der noch begeiſterter einſtimmte, zu meiner Verwunderung hinzuſetzte: Ja, dies iſt ächtes Fleiſch, dies und die herrliche Geſtalt

Paulinens! Wenn man dieſe Italienerin und die junge Gattin Ihres Freundes Bileam anſieht, ſo hat man nicht erſt nöthig, wie mir gerathen worden, auf das Muſeum zu gehen, um ſich an den alten Meiſtern vor Illuſionen der modernen zu ſchützen. An ſeiner eignen Frau könnte man Herrn Bileam beweiſen, daß die Geſtalten von Sohn kein wirkliches körperliches Leben haben! Wie wunderbar ſchön iſt nicht dieſe Pauline gebildet! Das herrlichſte Ebenmaaß der ſchlanken Glieder vereinigt ſich mit einem Ausdruck der Geſtalt, den nur ein poetiſches Temperament in den menſchlichen Körpergebilden hervorzaubert! Ich kenne ſie, die ganze göttliche Schönheit ihrer Geſtalt! Wiſſen Sie denn, ich bin der Maler *** aus **, und zu meiner Venus, die jetzt von dem Kunſtverein in **** ausgeſtellt iſt, hat mir Pauline vor einem Jahr als Modell geſeſſen. Sie that es unter der Bedingung, daß ich ſie heirathen würde, und jetzt finde ich ſie zu meinem Unglück verheirathet. —

Mein Erſtaunen war groß, größer aber noch mein Schreck, als ich wahrnahm, daß Bileam

in dieſem Augenblick hinter uns geſtanden. Er hatte Alles vernommen. Zum Glück war Pauline ſelbſt ſeitwärts getreten, und ſtand, unbefangen betrachtend, vor einem Bilde.

Bileam aber war erblaßt, ihm ſchien ernſtlich unwohl zu werden, und er ſank mir halbohnmächtig in die Arme. Ich ergriff ihn, führte ihn fort, und ſetzte mich mit ihm in eine Droſchke, um den Unglücklichen nach Hauſe zu ſchaffen. —

II. Andacht und Buße.

Der andere Tag war ein ſchöner Herbſttag mit wehmüthig lächelnden Sonnenblicken. Pauline freute ſich der Blumen, die ich ihr geſchenkt hatte, und denen der Herbſt die brennend bunten Farben, mit welchen er dieſe Spätblüthe der Jahreszeit ſchmückt, angeglüht hatte. Noch mehr ſchien ſie aber heut nach den ſchillernden Farben zu verlangen, welche die Herbſtausſtellung der Malerei nicht minder freigebig darbietet, und ſie ſtand ſchon vor dem Spiegel, um

die Falten des türkiſchen Shawls den ſchlanken Gliedern anzupaſſen. Dann hüpfte ſie koſend zu Bilcam hin, der krank auf dem Sopha lag und uns heut nicht begleiten wollte. Er war ſehr blaß, und ſeine Augen ſahen verdroſſen und argwöhniſch zu der Zärtlichkeit, mit der ihm Pauline Adieu ſagte. Dann nahm ſie meinen Arm, und ich fühlte, wie bezaubernd dies graziöſe Geſchöpf war. —

In den Sälen der Ausſtellung waren wir kaum ein wenig auf und niedergegangen, als ſich auch ſchon der junge Menſch von geſtern wieder zu uns geſellte. Pauline hieß ihn heut mit einer größern Freiheit willkommeu, obwohl die ſchneeweißen Wangen der jungen Frau ſich mit einem leiſen Purpurſchatten überzogen. Ich fand es für gut, heut auf religiöſe Gegenſtände aufmerkſam zu machen, und führte beide zuerſt zu dem Chriſtus von Hübner, der als Altarblatt für die St. Andreaskirche in Düſſeldorf beſtimmt iſt und den Heiland am Säulenſchaft zeigt.

Hier iſt wieder dieſelbe trübſinnige Auffaſſung, die den Düſſeldorfer verräth! ſagte Rha-

damanth. Die Christen sollten aufhören, ihren Gott in diesen abschreckenden physischen Marterbildern zu zeigen. Die fürchterliche, bleiche, langgezogene Gestalt, die hier Hübner gemalt hat, verfehlt allen religiösen Eindruck, und dazu noch das alberne rothe Gewand um die Glieder des Erlösers, das wenigstens bei mir jedem Andachtsgefühl in den Weg tritt. Diese Gottheit der körperlichen Marter ist kein Gegenstand mehr für die Kunst, die das Heilige zu malen fortfahren will. Der verdienstliche Schadow, der Stifter der düsseldorfer Schule, der in seinen eigenen Productionen fast ausschließlich den Weg der religiösen Malerei verfolgt, geht hierbei freisinniger in seinen Intentionen und Ausführungen zu Werke, aber auch er hat keinen neuen Typus gefunden, den Heiligenbilder in unserer Zeit annehmen müssen. Hier gerade gegenüber hängt sein Christus im Schooße der Maria, dem zur Seite zwei Engel mit den Marterinstrumenten stehen. Wie elegant, zierlich und gefühlvoll ist dies Bild nicht entworfen und ausgeführt, obwohl etwas Absichtliches in Ausdruck und Stellung der Figuren

zu ſehr hervortritt. Es fehlt das unbefangene, hingegebene Leben der alten Heiligenbilder, auf denen das Heilige von ſich ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheint, daß es heilig iſt oder ſein ſoll, ſondern in unmittelbarer Natürlichkeit heiter und doch gottinnig ſich zur Erſcheinung bringt. Ebenſo elegant, aber auch zu bewußtvoll, hat Schadow auf einem andern Bilde Chriſtus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus gemalt. Doch ſtören mich auch bei dieſem Künſtler häufig die rothen Gewänder, die er mit ſo vieler Sorgfalt und Liebe behandelt, und die mir nun einmal antipathiſch ſind. Um aber Sinn und Talent der düſſeldorfer Schule für die religiöſe Malerei nicht ungerecht zu verkennen, wollen wir jetzt das kleine vortreffliche Bild von Hübner aufſuchen, das ſich dort irgendwo in einem der Corridore verbergen muß. Der Maler hat die Worte, die Chriſtus von den Kindern ſagt: „dieſer iſt das Himmelreich!“ als Thema aufgefaßt und daraus eine allerliebſte gemüthvolle Scene geſtaltet. Man erblickt zwei Kinder ſchlafend im Walde, und wunderſchöne Engel bewachen ſie, und hüten mit den Fittigen ihren

Schlummer und ihre Träume. Der Friede, der von dieſem Bilde ausſtrömt, wird Sie erquicken, meine Freundin, und Ihnen das Kindliche als das wahrhaft Göttliche und Religiöſe erſcheinen laſſen. In dieſem Sinne ſollte die religiöſe Malerei behandelt werden. Kommen Sie, Pauline, ich weiß, wie ſinnig Sie ſich der Kinder und des Kindlichen zu erfreuen verſtehen! —

Er zog ſie bei dieſen Worten, indem er ihr bedeutſam die Hand drückte, ſo ſchnell mit ſich fort, daß ich im Umſehen von ihnen getrennt war, noch ehe ich daran denken konnte, ihnen zu folgen. Sie waren Beide wie im Nu im Gedränge verſchwunden. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte, oder ob überhaupt etwas dabei zu denken war. Doch beſchloß ich, ihnen nachzugehen. Ich durchlief raſch einige Säle, und indem ich an dem trauernden Jeremias von Bendemann vorbeiſtrich, war es mir, als ſäße mein armer Freund Bileam dort, den Kopf in die Hand geſtützt, und trauerte um den Verluſt ſeines jungen Weibes. So früh biſt du ſelbſt unter die düſſeldorfer Trauernden aufgenommen, unglücklicher Bileam? ſagte ich bei mir ſelber.

Armer Enthuſiaſt, der du über den berühmten düſſeldorfer Schmerz ſo viel geſchwärmt haſt!

Da ſchien es mir als ſtrecke er aus dem Bilde heraus hülfeflehend die Hände nach mir, und ich verdoppelte meine Schritte, um der blonden Pauline und ihres Malers, dem ſie ſchon einmal als Venus geſeſſen hat, wieder anſichtig zu werden. Vor dem Bilde von Hübner, welches das Himmelreich der Unſchuld darſtellt, fand ich ſie nicht, und doch war daſſelbe das Signal zum Aufbruch geweſen, das ſie von meiner Seite entfernt hatte. Da ich ſie bei der Unſchuld nicht fand, ſo ſuchte ich ſie vor mehreren andern Bildern. Ich dachte ſie bei der Frau zu finden, die einen Fehltritt gethan und ſich dadurch einen Dorn in den Fuß getreten, von dem ſie ſich wieder zu befreien ſucht. Dies kleine Bild hat der franzöſiſche Maler Franquelin vortrefflich gemalt, raſch mit breitem Pinſel iſt die Figur des italieniſchen Weibes hingeworfen, mit geringem Aufwand iſt die größte Naturwahrheit und der lebendigſte Ausdruck des Colorits erreicht, das bei allen dieſen franzöſiſchen Malern ſo meiſterhaft iſt. Aber auch an dieſer Stelle fand

ich die Vermißten nicht. Ich ging einige Schritte weiter zu dem Bilde des Franzoſen Decaisne, welches Ninon de l'Enclos und Lachâtre darſtellt, in dem Moment, wo die Schöne im Begriff iſt, den berüchtigten Treubrief zu ſchreiben. Dies Bild iſt ſorgfältiger und mit genauerer Eleganz ausgeführt, als das zuvorgenannte, es hat einen mehr geleckten Charakter, der aber der Lebenswahrheit der dargeſtellten Gegenſtände angemeſſen iſt. Auch bei Ninon fand ich Paulinen nicht.

Ich gerieth in Angſt um meine Pflegebefohlene, und wollte ſchon die Säle der Ausſtellung verlaſſen, um mich draußen unter den Linden umzuſehen, ob vielleicht Beide im Sonnenſchein luſtwandelten, als ich ſie in der Fenſtervertiefung des einen Corridors bei einander erblickte. Sie unterredeten ſich ſehr eifrig, Pauline ſchien ſehr bewegt, und Rhadamanth, der vor ihr ſtand, ihre Hand haltend, ſprach eindringlich zu ihr, doch ſo leiſe, daß ich kein Wort mehr davon aufhaſchen konnte. Rhadamanth war meiner zuerſt anſichtig geworden, legte ſeine goldne Lorgnette an die Naſe, und that, als ob er über die

heimkehrenden Schnitter von L. Robert, die ihm gegenüber hingen, geſprochen hätte.

Sie treffen uns Beide in der Anſchauung der Natur verſunken! ſagte er, indem es mir war, als betone er das Wort Natur mit einem etwas ironiſchen Anflug. — Meine Bewunderung für die franzöſiſchen Maler, welche eine wahre Zierde der diesmaligen Kunſtausſtellung ſind, concentrirt ſich beſonders in der Freude über ihre Naturauffaſſung. Den Franzoſen iſt es gelungen, in ihren Landſchaftsbildern und Genreſtücken den unmittelbaren Natureindruck kraftvoll wiederzugeben, ſo wie er aus der objectiven Erſcheinung uns gegenüber tritt, ohne das Naturbild einer gekünſtelten Lichtſtrahlenbrechung von ſubjectiven Gefühlen zu unterwerfen. Darin haben ſie das friſche unmittelbare Leben vor der düſſeldorfer Schule voraus, die nicht ſchaffen kann, ohne durch die ſubjective Empfindung ihre Gegenſtände zu bedingen und zu beleuchten. Dieſe letztere hat eine Subjectivitätsperiode in der Malerei heraufgeführt, und ich war ſoeben im Begriff, unſere verehrte Freundin von den Anſichten Bileams zu emancipiren,

der dieſe ſubjective Richtung bekanntlich zu hoch anſchlägt.

Gegen dieſen Unterricht iſt nichts einzuwenden! ſagte ich. Denn wenn man Bileams Frau iſt, iſt man darum nicht Bileams Eſel, und ich, der Freund Bileams, habe eben ſo wenig Luſt, der Eſel ſeiner Meinungen in der Kunſt zu ſein. Auch ich gebe in vielen Stücken den franzöſiſchen Malern den Preis, und habe mir ſoeben Franquelin's allerliebſte Frau betrachtet, die ſich durch einen Fehltritt einen Dorn eingetreten!

Das iſt nur eine flüchtige Skizze von vorübergehender Bedeutung! antwortete Rhadamanth, indem er mich ſcharf anſah. Aber haben Sie wohl dieſe italieniſchen Schnitter, das letzte Werk des genialen Robert, ſchon lange genug und mit der gehörigen Andacht beſchaut? Welche gediegene, wahrhaft künſtleriſche Ruhe zeigt ſich hier in den Geſtalten, in der Ausführung wie in der Behandlung! Die Scene ſtellt ſich in den pontiniſchen Sümpfen dar, die Arbeiter kehren heim vom Felde, und gruppiren ſich mit einem geſättigten Ausdruck des Wohlbehagens und Friedens auf den kräftigen Geſichtern. Die

Auffaſſung des italieniſchen Volksnaturells hat hier eine ſchöpferiſche Naturwahrheit und iſt meiſterhaft im Colorit und der Zeichnung. Das iſt es, was die in Italien lebenden und ſtudirenden Maler vorzugsweiſe ergreifen und dem dortigen Himmelsſtrich abgewinnen ſollten, während ſie ihren römiſchen Aufenthalt auf Koſten der Akademieen oft an ganz unnütze und entfernt liegende Studien verſchwenden. Was aber die größte Bewunderung verdient, iſt die ſtrenge Einfachheit, mit welcher Robert malt, und doch jeden Ausdruck in der Situation und den Figuren erſchöpft. Kein künſtlicher Effect, keine geſuchte Beleuchtung, die einfachſte Abdämpfung der Lichter umſpinnt die harmlos hingelagerte Scene. Unter den franzöſiſchen Leiſtungen der gegenwärtigen Ausſtellung iſt es nur Gudin, der halsbrechende Lichtereffecte liebt, aber bei aller Keckheit, mit der er darin die Gränzlinie des Natürlichen faſt zu nahe anſtreift, muß man zugleich über den Verſtand und die Berechnung erſtaunen, womit er ſeine Kenntniß der Farben anwendet.

In allem Techniſchen, antwortete ich, zeigen

ſich überhaupt die franzöſiſchen Maler den deutſchen ſo weit überlegen, daß die letzteren nicht den Vergleich aushalten. Wenn es im Allgemeinen unleugbar iſt, daß die alten Maler in der Technik der Farben eigenthümliche Handgriffe beſeſſen, welche heutzutage der Kunſt verloren gegangen ſind, ſo haben die Franzoſen noch am meiſten Etwas von der practiſchen Gediegenheit der Färbung bewahrt, welche den Bildern jener klaſſiſchen Epoche ein ſo unverwüſtliches Leben erhält und den zerſtörenden Einfluß der Jahrhunderte überdauert hat. Ich bin zu wenig Techniker, um mir Rechenſchaft davon abgeben zu können, was es eigentlich ſei, das ſo viele neuere deutſche Künſtler zu dieſen ſubſtanzloſen Farbentönen verurtheilt? und die Maler ſelbſt verſtehen Einem Nichts darüber zu ſagen. Aber ſo viel ſehe ich, daß dieſe Bilder, die ſchon im Verlauf weniger Jahre nachzudunkeln anfangen, die Exiſtenz ihrer Urheber nicht mit dieſen Farben auf die Nachwelt bringen, ſondern vor der Zeit auslöſchen werden. Daß ſich auch die deutſchen Maler auf geiſtreiche Farbenkunſtſtücke verſtehen, beweiſt hier die in der

That vortrefflich gemalte Piratenfamilie von Magnus, wo die röthlich untergehende Sonne am Meeresſtrande mit dem piquanteſten Spiel der Lichter und Schatten die Körper der zu einander gruppirten Figuren übergießt. Dieſe Malerei verräth eine für die heutige Epoche ſeltene und merkwürdige Kenntniß der Farben und Lichter, aber ſie bleibt doch immer nur ein geiſtreiches Kunſtſtück und führt nicht über den Eindruck eines ſolchen hinaus. Dagegen iſt ein anderes und entgegengeſetztes Phänomen merkwürdig, das ſich diesmal in einem Bilde von Overbeck repräſentirt und das uns zugleich wieder auf das Andächtige in der Kunſt zurückbringt, von dem wir heut ausgegangen und durch Ihre Expedition in das Natürliche wieder abgewichen waren. Kommen Sie!

Ich nahm Paulinens Arm, und eilte mit ihr in den letzten Saal, wo das Spoſalizio von Overbeck aufgeſtellt iſt, ohne mich um Rhadamanth weiter zu bekümmern. Er verfehlte aber nicht, uns eben ſo raſch zu folgen, und nachdem wir kaum einen Augenblick beſchauend vor dem Bilde geſtanden, vernahmen wir auch

ſchon ſeine laute kunſtrichternde Stimme neben uns.

„Sie haben Recht gehabt, ſympathiſirender Freund! — nannte er mich — uns an dieſem in der That äußerſten Farbenphänomen einen Gegenſatz anſchaulich machen zu wollen. Der Künſtler, der uns hier das Verlöbniß Marias mit Joſeph gemalt hat, zeigt in der entgegengeſetzten Richtung ein Extrem der Färbung, die uns in die altkatholiſche Manier, das Heilige zu malen, zurück verſetzt. Durch die größte Einfachheit der Farben und Behandlung ſehen wir uns hier gewiſſermaßen auf die erſten Elemente der Malerei zurückgeführt, und das kunſtloſeſte Verhältniß von Licht und Schatten ſtellt das Weſen der vorrafaëlſchen Kunſtperiode vor uns dar. In dieſer Manier tritt das Heilige in ſeiner ſtrengſten Nacktheit auf, und es wird eben durch dieſe Keuſchheit des Colorits der Anſpruch gemacht, das Heilige in ſeiner wahren und ächten Geſtalt zur Anſchauung zu bringen, indem es jeglichen Blüthenſchmuck und Glanz des Lebens von ſich abweiſt. Dies Prinzip der religiöſen Malerei iſt in unſerer Zeit vollends un-

richtig, und der kunstsinnige Overbeck hat auch nur eine alterthümliche Studie gemacht, die man aber als unnütz und wenig erfreulich ablehnen muß. Es verräth sich in diesem Umhergreifen nach allen Extremen die Rathlosigkeit der neueren Kunst hinsichts der Farben allerdings. Das Heilige darf sich aber von den Farben des sinnlichen Lebens nicht mehr trennen, und muß sich in der Kunst mit den Elementen der Weltlichkeit und Natur durchdringen. Kommen Sie, theure Freundin!

Er wollte Paulinen, die ihm immer sehr andächtig zuhörte, mit sich fortziehen, aber ich hielt sie zurück, indem ich besorgte, daß sie wieder von mir sich entfernend ihre Naturstudien, wie es Rhadamanth genannt hatte, zusammen verfolgen möchten. Ich machte sie also lakonisch auf ein Bild der Buße aufmerksam, das uns zunächst hing. Dies war der bußfertige Heinrich IV. vor Gregor VII. im Vorhofe zu Canossa, von Begas, ein ungeheurer Gegenstand für die Malerei, aus dem etwas Großartiges hätte gebildet werden können.

Nachdem ich das zu dieser Buße aufgerufene

Paar in die rechte Lage der Beſchauung geſtellt; ſagte ich: Woher kommt es nur, meine Freunde, daß dies mit ſo vielem Fleiß und Talent gemalte Bild, dem noch dazu ein ſo bedeutſamer, pittoresker Gegenſtand zu Hülfe kommt, nur einen marionettenartigen Eindruck auf den Beſchauer ausübt, und eher in das Lächerliche als in das Tragiſche ſpielt? An dieſem Gemälde zeigt ſich recht, wie wichtig der Geiſt der Erfindung für die Kunſt iſt, denn hier hat der Mangel der Erfindung recht eigentlich dem bildenden Talent einen Querſtrich gemacht. Die Geſtalt des büßenden Kaiſers iſt durchaus mißlungen, und hat den Anſchein, als wolle er ſeine Nothdurft verrichten, während er ſich aus ſeiner gebückten Stellung nur aufzurichten brauchte, um den Balcon, auf welchem über ſeinem Haupte der Papſt mit der Gräfin Mathilde ſteht, umzuſtoßen, ſo unverhältnißmäßig und ohne die gewöhnlichſte Berechnung, iſt das Architektoniſche auf dieſem Gemälde angelegt. Der berliner Witz hat ſich auch bereits an dieſer auffallenden Vernachläſſigung der Architektur gerächt, und man hat vorgeſchlagen, die bekannten Textworte

zu einem der gropius'ſchen berliner Bilder hier darunterzuſetzen, nämlich: „Männeken, der Butterkeller is eene Treppe hoch!“ Wie dem auch ſein mag, ſo bedauere ich, daß einem Talent wie Begas, den ich in der Portraitmalerei auf das Höchſte verehre, dergleichen begegnen konnte! Man darf aber nur, um ſich glänzend mit ihm ausgeſöhnt zu finden, ſein gleich danebenſtehendes Portrait jener bekannten polniſchen Gräfin betrachten, die immer in Trauer gekleidet geht um ihr Vaterland, und in deren geiſtſprühenden Geſichtszügen die Vermählung des Schmerzes mit der Schönheit durch einen Meiſterpinſel ausgedrückt iſt. Was aber das Architektoniſche in der Malerei anbetrifft, ſo können die deutſchen auch hier von den franzöſiſchen Malern lernen. Man ſehe nur das bewundernswürdige Architekturſtück von Aurel Robert an, welcher die Taufkapelle der St. Marcuskirche in Venedig mit allem Zubehör von Heiligenbildern, Kuppeln und Bögen im genaueſten Detail ausgeführt hat, perſpectiviſch richtig und effectvoll in allen Verhältniſſen.

Ich ſtimme in Ihre Anſicht über Begas voll-

kommen ein, nahm Rhadamanth das Wort, und möchte wissen, ob Sie mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß sich Begas in der neuesten Zeit dem Geist und den Richtungen der düsseldorfer Schule zugeneigt hat? In seiner Loreley, die sich auf der gegenwärtigen Ausstellung befindet, erblickt man dasselbe Streben, poetische und unsichtbare Effecte zu malen, wie bei den Düsseldorfern. In diesem büßenden Heinrich zu Canossa, den er zu der Coterie der düsseldorfer Trauernden hinzugefügt hat, verräth sich ebenfalls jene Hinneigung, das Gedrückte in der Kunst zur Anschauung zu bringen. Heinrich IV. ist hier zu sehr als ein Gegenstand der Schmach gemalt, ohne jene tragische Haltung, welche das große Unglück in der Kunst nie verlieren darf. Die Nebenfiguren, die für den Kaiser um Gnade flehen und dadurch das Entwürdigende seiner Situation, gegen die Absicht des Malers, noch vermehren, sind auch malerisch am meisten ausgeführt, namentlich die rechts vom Bilde knieende weibliche Gestalt, die wahrhaft schön ist. Nach der ganzen Auffassung aber, in der der Künstler seinen Gegenstand genommen, muß der Papst

die hauptſächlichſte Geſtalt überwiegen, denn die Schmach des Kaiſers, zu deſſen Erniedrigung der Maler Alles aufgeboten, ſcheint für die Erhöhung der Glorie des Papſtes berechnet. Aber dem heiligen Vater fehlt hier alles Leben, alle Geſtaltung, und das Marionettenhafte, von dem Sie ſprachen, zeigt ſich beſonders in dieſer wie aufgeklebt über dem Geſimſe hängenden Figur des gewaltigen Gregor. Ich muß lachen über dieſen Papſt, in dem das Päpſtliche gar zu kleinlich und weltlich gemalt iſt. Dabei fällt mir ein, was neulich ein giftiger Kunſtrecenſent über meine in * * ausgeſtellte Venus geſagt hat; er behauptete, in einem ſüddeutſchen Blatt, ich hätte zuerſt den Verſuch gemacht, die Venus als eine Heilige darzuſtellen, aber ich hätte eine Päpſtin des Fleiſches in ihr gezeichnet, um eine allein ſeligmachende Kirche der Sinnlichkeit damit vorzubereiten. Dieſer Ausdruck ſchien mir ſo ſpaßhaft, und brachte mich ſo zum Lachen, daß ich darüber gern die ſonſt völlig gemeinen und ehrenrührigen Angriffe in jener boshaften Recenſion verſchluckte.

Dieſe Recenſion habe ich verfaßt! Sie war

von mir! erhob ſich jetzt plötzlich hinter uns eine Stimme, wie triumphirend. Es war Bileam. Im höchſten Grade erſtaunt blickte ich mich nach ihm um, denn ich hatte nie gewußt, daß Bileam auch Kritiken ſchreibe. Er war uns auf die Ausſtellung nachgeſchlichen, und wer weiß, wie lange er uns ſchon ungeſehen beobachtet und unſere Geſpräche belauſcht haben mochte.

Du? ſagte Pauline erbleichend, und ſtarrte ihren kritiſchen Mann wie verſteinert an. Das Geſicht des jungen Malers aber hatte ſich plötzlich verfinſtert, und er verließ uns kalt und trotzig, ohne ein Wort zu irgend Einem von uns zu ſagen.

Was haſt Du gethan? Bileam! rief Pauline, indem ſie ihm ohnmächtig in die Arme ſank, und Todtenbläſſe das liebliche Antlitz der jungen Frau bedeckte.

Wir mußten ſie in einem Wagen nach Hauſe bringen. — — —

IV.

Charaktere und Probleme.

George Sand und die ſociale Speculation.

Es giebt in Frankreich innere Bewegungen der Gemüther, die ſich in kein beſtimmtes Syſtem bringen laſſen, noch vor der öffentlichen Meinung eine wahre und aufrichtige Beichte abgelegt haben. Um ſo lebendiger iſt die Macht, die ſie in der Stille der Speculation oder unter den Schleiern der Dichtung in den Herzen ausüben. Der St. Simonismus mußte gerade durch ſeine Organiſirung, durch die er ſich zu vollenden und feſtzuſetzen trachtete, wieder zerfallen und hinſchwinden, weil er es gewagt hatte, die Ideen, die keine Geſtalt und kein Terrain haben, in einem ausgeſprochenen Syſtem zu fixiren. Unſere Zeit duldet keine Syſteme. Erſt nachdem der St. Simonismus aufgehört hatte, ein Syſtem

zu ſein, begannen ſeine Ideen, die praktiſchen ſowohl wie die ethiſchen, in das ſich fortgeſtaltende Leben überzugreifen, ohne daß man es wußte und dachte, oder ſich Rechenſchaft davon ablegte. Diejenigen Praktiker, die heutzutage den Gedanken einer allgemeinen Völkerassociation durch Eiſenbahnnetze ins Werk ſetzen helfen, würden ſeltſame Geſichter dazu machen, wenn man ihren Ingenieurfleiß durch den St. Simonismus motiviren wollte. Man hat auch nicht nöthig, die Richtungen, welche ſich aller Gemüther zu gleicher Zeit bemächtigen, auf eine Secte zurückzuführen, welche das erſte Bewußtſein davon gehabt, aber durch den Blitzſchlag der Wahrheit, der ſie zuerſt getroffen, eher wahnſinnig als vernünftig geworden war. Aber die Geſchichte hat einmal die Thorheiten der St. Simoniſten als einen Anfang der Weisheit notirt, wenn es Weisheit iſt, was in den Köpfen in einen tödtlichen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen, was keine andere Lebenskraft hat, als die Kraft der Hoffnung, und keine andere Verheiſſung, als ein unbekanntes Ufer, an das man nur durch einen dämoniſchen Meeresſtrudel

geworfen werden kann.) (Will man aber durchaus einen treffenden Namen haben, diejenigen Bewegungen zu bezeichnen, welche die theoretischen Abstractionen der St. Simonisten jetzt auf productive und zum Theil unbewußte Weise fortsetzen, so bietet sich keiner dar, der so elastisch und erschöpfend dafür wäre als der des Pantheismus. Seit der Restauration haben die pantheistischen Tendenzen in Frankreich große Fortschritte gemacht und mehr als in irgend einem andern Lande in den Gemüthern sich befestigt. Der St. Simonismus, kann man sagen, hatte den Pantheismus auch auf die socialen Lebensverhältnisse, auf die Stellung der Geschlechter, und auf die Nationalökonomie anzuwenden gesucht; durch die Julirevolution aber oder vielmehr durch die Consequenzen derselben wurden die pantheistischen Anschauungen mit politischen Elementen versetzt. In dem Nivellirungssystem des Doctrinarismus und in der Zerreibungstaktik der Tagesdebatte förderte sich ein politischer Pantheismus zu Tage, der sich bis jetzt über seinen Gottesdienst eben so wenig hat vereinigen können, al. der ethische und religiöse.

Es dürfte ein wichtiger Moment sein, wenn der Pantheismus in Frankreich dahin gelangt sein wird, ein ausgesprochenes Glaubensbekenntniß zu haben. Ist vielleicht der prophetische Abbé de Lamennais, dieser jakobinisch-legitime Mann Gottes, die Gestalt, in der sich diese moderne Nivellirung aller Existenz zu einem festen Credo ausprägen, und die unbestimmten und gemischten Ideale einen bestimmten Prototyp annehmen oder einen Cultus finden werden? Sind alle diese Elemente, die gegenwärtig in Frankreich in einer Gährung begriffen und auf eine große Thatsache harren, um sich durch sie gestalten zu können, einer Vereinigung und Einheit fähig, so dürfte allerdings La Mennais oder irgend eine Jüngerschaft, die aus ihm hervorgeht, der nächste dazu sein, die Doctrin dafür an die Hand zu geben: er, der die Religion, die Legitimität, den St. Simonismus, die Demokratie und den modernen Skeptizismus zu einem verbundenen Guß in seiner Gesinnung zusammengeschmolzen, und nur an der speculativen Nivellirung der päpstlichen Autorität, mit der er lange vergeblich gerungen, gescheitert ist.

Nichts iſt gegenwärtig intereſſanter, als die verſchiedenen Symptome und Geſtalten des franzöſiſchen Lebens, die auf die Ausgleichung aller ſocialen Verhältniſſe dringen, indem ſie zugleich eine Auflöſung derſelben an ſich darſtellen, deren Eigenthümlichkeit ſelbſt ein Product dieſer Reibungen der Gegenwart iſt, oder die, von den unvermeidlichen Conflicten der menſchlichen Geſellſchaft ſchmerzhaft berührt, bald mit aller Frivolität der Oppoſition, bald mit den tragiſchen Tönen einer Caſſandra, die beſtehenden Zuſtände begleiten. Dieſe ironiſche Empfindſamkeit der Individualität gegen die vorhandene Geſellſchaftsordnung repräſentirt ſich in Madame Dudevant ſo naturwahr und erſchöpfend ausgebildet, wie in keiner andern Geſtalt dieſer Zeit, und man muß ihre Romane leſen, um die geheimſten Selbſtbekenntniſſe dieſer ſocialen Epoche zu haben. Kein neuerer Autor trägt ſich mit ſo bewußten Tendenzen, mit ſo ſcharf und unermüdlich, ja oft unerbittlich verfolgten Abſichten der Dichtung, als dieſe Frau, die es vorzog, dem Publikum unter dem Namen George Sand als ein Mann zu erſcheinen, die ihre kleine,

kräftige, aber anmuthige Geſtalt gern in Manns-tracht kleidet, und mit einer brennenden Cigarre im Munde in den Tuilerien ſpazieren geht, am Arm eines jungen pariſer Dandy, der gerade das Glück hat, für den Augenblick ihr Auserwählter zu ſein. Dieſer Umſtand, daß ſie in Beinkleidern geht und mit der Reitpeitſche gegen ihre Sporen ſchlägt, um von den Vortheilen des Mannes im öffentlichen Bewegen und Genießen ſich eigenmächtig etwas zuzueignen, iſt jedoch weniger wichtig und charakteriſtiſch, als der, daß Aurore Dudevant ein Weib iſt, ein Weib mit aller Stärke und Subtilität des Frauenherzens, mit aller urſprünglichen Kraft und Vergötterungsſucht der Liebe, mit aller Schwäche und Süßigkeit der weiblichen Träumerei, mit ſophiſtiſcher Genußſucht und mit penetrirender Schärfe, jede Situation bis auf die kleinſte Faſer zu zerſetzen. Weil ſie ein Weib iſt, hat ihre Anſchauung von den ſocialen Verwickelungen, die ſie zum unaufhörlichen Thema ihrer Darſtellungen macht, den Werth eines negativen Canons für dieſe Leiden der menſchlichen Geſellſchaft und der Situation der Geſchlechter. Die Franzöſinnen ſind ſelbſt-

ſtändiger und eigenmächtiger, als die Deutſche oder die Engländerin, die, ſelbſt auf einer Stufe der Bildung, die den männlichen Geiſt erreicht, doch mehr in der Begrenzung des weiblichen Naturells verbleiben. In Deutſchland iſt der Unterſchied zwiſchen Mädchen und Frau weniger groß und bedeutſam. Die langweilige Exiſtenz eines deutſchen Mädchens wird durch die der verheiratheten Frau meiſt noch überboten, und während ſie als Mädchen noch regſam und bildungsluſtig und voll poetiſcher Blicke in die Nähe und Ferne war, ſchließt ſie mit dem Eintritt in die Ehe gewöhnlich ihren Bildungsgang ab, beſchränkt alle ihre Lebensperſpectiven, und feſſelte ihre Individualität an die Kette der Pflicht. Die Franzöſin beginnt dagegen erſt als verheirathete Frau zu leben und ihre Individualität zu entfeſſeln. Die Ehe iſt nur das erſte Mittel, um die gegenſtandsloſen Wünſche, die das Penſionnat oder das Couvent ſo lange hinter klöſterlichen Mauern verborgen gehalten, in die Welt hinausſchweifen zu laſſen. Es iſt, als wenn das Mädchen auf Einmal einen Blödſinn abſchüttelt, der die ſchöne Stirn befangen hatte.

Sie blickt frei und lächelnd um ſich, mit entflor-ten Augen, die ein neues Feuer belebt, und nimmt Beſitz von ihrer Selbſtſtändigkeit. Sie ſucht ſich eine Exiſtenz ihrer eigenen Wahl zu bereiten, und hat eben ſo viel Muth für die Liebe, wie für die Arbeit, die mit dem Manne zu theilen ihr nicht fern ſteht, denn die franzö-ſiſche Frau iſt gewohnt, die Küche zu vernach-läſſigen, aber dafür zu allen Beſchäftigungen des Lebens ſich gewandt und anſtellig zu zeigen. In demſelben Maße aber erheben ſich auch ihre Anſprüche an die ſociale Geltung, und die Con-flicte der Geſellſchaft, der Liebe, der Treue, des Haſſes und der Wahlverwandtſchaften, kommen in ihnen energiſcher zum Ausbruch, als das deutſche Frauennaturell in ſeiner zurückhalten-den Verborgenheit ſich erlauben mag. Obwohl Madame Dudevant für die allgemeinen Rechte des weiblichen Charakters gegen die Rohheiten und Privilegien der Männer plaidirt, ſo thut ſie es doch vorzugsweiſe als Franzöſin, gehoben und ermuthigt durch die freieren Bewegungen, die ihr das nationelle Leben geſtattet. Man weiß von den perſönlichen Schickſalen dieſer Frau

nur wenig Genaueres, aber im Allgemeinen ſo viel als hinreicht, um den Zuſammenhang ihrer Gedanken und Richtungen zu bezeichnen. Sie war reich, geiſtvoll, originell, anziehend, voller Verachtung gegen die Rückſichten der menſchlichen Geſellſchaft, und heirathete einen Mann, der ſie mißhandelte, nachdem die beiderſeitigen Sympathieen verloren gegangen waren. Sie machte kurzen Prozeß in dieſem Wahlverwandtſchaftsroman der Wirklichkeit, mit dem ſie auf dem mehr ſpeculativen Terrain ihrer Dichtungen ſubtiler und ſchwieriger umzugehen pflegt. Hier ließ ſie ſich ſcheiden, verhandelte in eigener Perſon ihren Prozeß vor den Gerichten, und ſetzte Herrn Dudevant mehrere tauſend Francs jährlicher Rente aus, wofür ſie die Mutterliebe befriedigen und die Kinder dieſer unglücklichen Ehe unter ihre alleinige Obhut nehmen konnte. Seitdem lebt ſie in ihrer bizarren Originalität entweder in Paris oder auf Reiſen, unbekümmert um die ſocialen Gewohnheiten, an denen ſie in manchen ihrer Romane eine merkwürdige Rache genommen. Die Erfahrungen ihres Herzens und ihrer Leidenſchaften hat ſie allmählig in

Gestalten verkörpert, mit einem skeptischen Talent der Poesie, wie es noch keinem Dichter in diesen unmittelbaren Beziehungen auf die Realitäten der Gesellschaft eigen gewesen. Dante braucht einen Himmel und eine Hölle, die er mit colossaler Phantasie aufführt, um die Laster und Thorheiten der Menschheit in ein bestimmtes Relief zu fassen; Byron fährt mit seinem herzblutenden Skepticismus in allen phantastischen Regionen der Anschauung umher und kommt doch nie über die kokette Subjectivität hinaus zu wirklichen Gestalten, die seinen Schmerz und seinen Spott verewigten; George Sand aber bedarf nur der allereinfachsten Situation männlicher und weiblicher Herzen, wie man sie an jedem Kamin eines Familienzimmers neben einander schlagen sieht, um eine große Culturtragödie, die keinen Schritt von der factischen Wirklichkeit abweicht, daraus zu gestalten. Sie hat nur immer die eine ungeheure Frage zu behandeln: daß unter den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft und der Civilisation zwei Menschen nicht miteinander glücklich sein können, selbst wenn sie sich lieben, oder auch weil sie sich lieben.

So hat ſie ſich zur Dichterin der ſocialen Übel gemacht, ohne weder ungerechter Weiſe etwas zu erdichten, noch auch den Balſam der Poeſie auf die Wunden der Geſellſchaft, die ſie offen zeigt, zu träufeln. Wie ſehr auch alle ihre Gedanken einer idealen Weltordnung entgegenſtreben, ſo läßt ſie doch in ihren Darſtellungen ſelbſt weder Ideales noch Idealiſirendes zu, wie andere dichtende Frauen, die es, wie überhaupt ihr Geſchlecht, für eine Pflicht edler Weiblichkeit anſehen, ſich über das Leben zu täuſchen. Aurora Dudevant hat ſich der ſchonungsloſen Beobachtung ergeben und findet eine Wolluſt darin, die Illuſionen zu analyſiren, die den Kitt der gäng und gäben bürgerlichen Verhältniſſe bilden.

Wenn die Männer Urſache haben, ſich über die Romane von George Sand zu beklagen, ſo können die Frauen, beſonders die unſchuldigen und enttäuſchten, einen tödtlichen Schreck davon empfinden, der ihnen eine lebenslängliche Bläſſe über die Wangen hauchen wird, ohne daß ſie eben ſo leicht und genial die Tröſtungen bei der Hand haben, welche Madame Dudevant den

grauſamen Wahrheiten des George Sand entgegengeſetzt haben mag. Man wird nicht glauben, daß eine ſo überlegene Frau, welche die Depravation der menſchlichen Zuſtände ſo tief durchſchaut hat, nicht auch eine beſondere Luſt darin geſucht habe, alle Genüſſe dieſer Verderbtheit zu durchkoſten. Es giebt drei Beſtimmungen des Weibes, von denen in der Lélia, einem der bekannteſten Romane der Madame Dudevant, geſagt wird, daß keine Frau ihnen entgehe, ſie möge auf eine entehrende Weiſe oder durch einen Heirathscontract dazu gelangen, nämlich: Geliebte, Courtiſane, und Mutter zu ſein! Wir wagen dieſe Behauptung weder zu rechtfertigen, noch auszuführen, obwohl wir mit Madame Dudevant glauben, daß jede Frau eine mehr oder weniger entſchiedene Anlage zur Courtiſane habe. Madame Dudevant gehört ſelbſt zu den Courtiſanen im höchſten Sinne, die ihre Selbſtſtändigkeit und das Gleichgewicht ihrer Exiſtenz dadurch gewinnen, während andere ſie dadurch verlieren. Die pſychiſche und phyſiſche Stärke, mit der ſie ihren eigenen Darſtellungen überlegen iſt und darüber

ſteht, giebt ihrer Perſon ein ideales Verhältniß zu ihren Dichtungen und zu den Leidenſchaften, aus denen dieſe entſtanden. Daß ſie ſich darum mit ihren Schmerzen kaltſinnig abgefunden, kann man nicht behaupten. Die meiſten Naturen ſind aus Feigheit glücklich; Seelen, wie die der Madame Dudevant, werden immer aus Tapferkeit unglücklich ſein. Sie rechnen unaufhörlich mit ihrem Schickſal und leiſten demſelben Widerſtand, während andere dem Schickſal, welches ihnen das Herz zerfleiſcht, noch Pietät ſchuldig zu ſein glauben. Der Entſchloſſenheit des Verſtandes, die in den Romanen von G. Sand das Leben zu meiſtern ſucht, fehlt jedoch das weibliche Gemüth nicht, das oft im Hintergrunde der Scene in ſüßen Träumen umherirrt, ſich bald ſcheu verbirgt und wie ein verliebtes Mädchen auf verſchwiegenen Pfaden Vergißmeinnicht ſucht, bald wieder mit feuchten glänzenden Augen zum Vorſchein kommt.

Die Fragen von der Liebe, den Frauen und der Geſellſchaft, laufen ſyſtematiſch ineinander, und finden ſich in dieſer organiſchen Verwickelung und Verſchlungenheit von Madame Dudevant

aufgenommen. Die Liebe iſt allerdings das größte und einzige Glück der Menſchheit, aber eben deshalb auch ihr größtes Unglück, das die Exiſtenz in ihrer eigentlichſten Mitte ergreift und nach Willkür zertrümmert. Dem Bedürfniß zu lieben geht beſtändig der Mangel einer wahrhaften Erfüllung deſſelben zur Seite, und beide zehren wechſelweiſe die beſten Kräfte des Daſeins hin. Die menſchliche Natur iſt zu ſehr auf Liebe gegründet und behauptet darin ihre Gottähnlichkeit, als daß es möglich wäre, ſich die Liebe und das Bedürfniß derſelben abzugewöhnen, ſelbſt wenn es für manche Exiſtenzen wünſchenswerth ſein ſollte. Aber man muß bekennen, daß man glücklicher ſein würde, wenn man ſich des Wunſches nach Liebe erwehren könnte, um lieber die Kraft des Geiſtes und Herzens auf eine ruhige und ſehnſuchtsloſe Bewältigung des Daſeins zu richten. Die Sehnſucht nach der Liebe iſt unter den Menſchen eben ſo groß, als ſie das allein Wahre und Schöne an derſelben iſt, aber zur Liebe ſelbſt und zu einer dauernden Gegenwart derſelben kommt es unter ihnen nicht. Alle Verhältniſſe ſind nur Verſuche, ſich zu lieben,

und es ist meistentheils schon dafür gesorgt, sie abwechselnd scheitern zu machen, oder ein Spielzeug der Eitelkeit daraus zu schaffen, das dann als Mitgabe für das Leben noch am leichtesten über die Jahre wegtäuscht. Daß der Überfluß an Liebe, der in den Menschen und namentlich in den Frauen vorhanden ist, so schlecht in der Welt benutzt wird, ist ein Fehler theils des menschlichen Charakters, theils der Einrichtungen der Gesellschaft, aber man weiß es nicht zu sagen, wie er verbessert werden kann. So viel ist gewiß, daß gerade die Liebefähigsten aus Mangel an Befriedigung in sich zu Grunde gehen, und daß edle Herzen vertrocknen und sich verschlechtern, weil sie zu spät einsahen, daß es in der Welt noch andere, der Sehnsucht werthe Dinge geben müsse, als die Liebe. Aber die Menschen müssen dennoch lieben, so wie unschuldige Vögel, von den magischen Augen der Schlange angezogen, sich ihr kosend und träumerisch in den giftigen Schlund stürzen. Sehen wir, in welchen Gestalten eine Frau, wie Madame Dudevant, die viel geliebt hat und der deshalb viel vergeben werden muß, die Liebe, ihre Räthsel

und Geheimnisse, ihre Bedingungen und Täuschungen, an uns vorüberführt!

Wir erinnern uns zuerst an ihre Lälia, in der bedeutsame Gruppen zusammengestellt sind. Lälia ist ein schönes, ideales Geschöpf, in einer sublimen Anschauung des Lebens und der Natur auferzogen. Sie strebt dem Höchsten nach, und wandelt wie ein trauriger Schatten, der sich großartig am Himmel abzeichnet, über die Erde. Aber das Weib bedarf der Freude und des Genusses, und Lälia versteht nicht zu genießen, selbst das unschuldigste Glück des Moments weiß sie sich nicht zu erhaschen. Es giebt Frauen, die ihre Sinne in sich ertödten, nicht aus Natur, sondern aus Stolz, und die sich dabei fortwährend von der Erfahrung gequält finden, daß dieses Ideal der abstracten Ethik sie unglücklich werden läßt und als ein Gift der Auflösung in ihnen arbeitet. So ist die geistig erhabene Lälia, in der die Verfasserin mit merkwürdiger Absicht einen Prozeß der Trennung zwischen Geist und Körper sich vollbringen läßt. Was will Lälia? Sie will die Liebe, welche der wahre Athemzug ihres großen Charakters ist,

und ohne die kein Weib ihrer Exiſtenz froh werden kann. Lälia kennt die Männer, aber ſie hat frühzeitig die Sinnlichkeit derſelben verachten gelernt, in der ſie eine entwürdigende Behandlung der weiblichen Natur findet. Sie gehört zu den Weibern, die in der Liebe herrſchen wollen, aber nicht beherrſcht werden, ſie würden jedoch ſelbſt ihrer abſtracten Ethik untreu werden, ſobald ſie in der Liebe ſich über die paſſive Rolle, die ihren Stolz verletzt, erheben könnten. Solche Frauen verſchenken daher gern ihre Gunſt an Schwächlinge. Lälia liebt den jungen Dichter Stenio, der zu ihren Füßen ſeine poetiſchen Klagen verhaucht. Sie liebt ihn, aber ſie kann ſich ihm nicht hingeben, ſelbſt wenn ihr Herz es will, denn ihr Herz muß ihrem Stolz gehorchen; und ihre Sinne ſchweigen. Sie möchte mit ihm ſpielen, wie das Mädchen mit ihrem Kanarienvogel, den ſie am Rande ihres Buſens trippeln und picken läßt. Sie liebkoſt ihn und bringt ihn in Verzweiflung, denn ſobald ſie ſieht, daß ihre Gluth, mit der ſie ſich ihm zuwendet, die ſeinige angefacht hat, erſchrickt ſie vor der männlichen Überlegenheit, die ſich ihrer zu be-

mächtigen droht, und wird kälter und abstoßender als Eis. Lälia kann den Kampf zwischen den Sinnen und ihrem idealen Stolz, zwischen Geist und Körper, nicht mehr ertragen, sie verläßt ihre Einsamkeit, um sich wieder in das rauschende Gedränge der Welt zu stürzen. Sie nimmt eine Maske und einen Domino, und steht auf der Redoute mitten in den Reihen der Tanzenden wie eine schöne erhabene Marmorstatue da, die ohne Regung und Leben zuschaut. In den Sälen und Gärten des Fürsten Bambucci ist ein üppiges Leben, man jagt sich um die berühmte Courtisane Zingolina, die plötzlich auf dem Fest erschienen sein soll. Lälia verläßt den Redoutensaal und wirft sich im Garten in Thränen der Verzweiflung auf eine einsame Moosbank nieder. Jene Courtisane klopft ihr auf die Schulter, und Lälia erkennt ihre eigene Schwester Pulcheria in ihr. Die Buhlerin preist sich glücklich, der skeptischen Erhabenheit ihrer Schwester gegenüber. Sie hat sich, um sich gegen die Verzweiflung zu schützen, die „Religion des Vergnügens" erwählt, sie hat sich das Alterthum zum Muster und die nackten

Göttinnen Griechenlands zu Gottheiten genommen. Sie rühmt ſich, ſo die Übel der übertriebenen Civiliſation unſerer Zeit zu ertragen, deren Tugend darin beſtehe, der Schande zu trotzen.“ Was ſoll die entmuthigte Lälia ſagen, welche die friſche Circulation ihres Blutes an dem erhabenen Myſtizismus ihres Lebens zugeſetzt hat? Sie läßt die Courtiſane über den „gigantiſchen Ehrgeiz ihrer platoniſchen Liebe“ ſpötteln, aber dieſe Harmonie von Geiſt und Körper, die auf der Stufe der Buhlerin ſich ihr darſtellt, vermag ihr nicht als eine Verſöhnung der Leiden zu erſcheinen, an denen ſie krankt. Sie macht einen Verſuch, ihren hochſtrebenden Geiſt zu zähmen und ſich mit ihm in die bunte Sinnenwelt zu ſtürzen, aber die Freude ſtirbt, noch ehe ſie geboren wird, an der Verachtung, mit der die ätheriſche Lälia ihr begegnet. Das Opfer einer ſolchen Natur, wie Lälia, iſt der, welcher ſie liebt, der dichteriſche Jüngling Stenio. Die Poeſie ſeiner jungen Sinne, die ſich wie zitternder Epheu an die erhabene weibliche Geſtalt anranken, iſt geiſtig genug in ihm veredelt, und ſo erſcheint er glücklich

und harmoniſch von der Natur angelegt, um der Geliebten, die ihn liebt, die wahre Verſöhnung ihres unglücklichen Zwieſpalts mitzutheilen. Aber Lälia will bloß das geiſtige Glück mit ihm theilen, und ſie beruft ſich darauf, daß „die Kraft, in beiden Geſtalten lieben zu können," nämlich die Fähigkeit der ſinnlichen und geiſtigen Liebe zugleich, nur wenigen Herzen gegeben ſei, aber nicht dem ihrigen. Sie iſt ſo ſtolz, ſo thöricht und ſo großartig, ihn mit ſeinen Leidenſchaften an die Andern zu verweiſen, ohne daß ſie eine Untreue darin erblicken wolle, während unter ihnen nur das geiſtige Band feſtgeknüpft bleiben ſolle. Dies iſt ein Irrthum, der dem eigenſten Weſen der Liebe zuwider iſt und den die Natur rächen muß. Stenio verwünſcht die ideale Träumerin Lälia, und ſtürzt ſich der Courtiſane Pulcheria in die Arme. Er geht in dem materiellen Genuß phyſiſch zu Grunde, nachdem er ſich auch geiſtig von der Geliebten losgelöſt und Lälia nicht nur ſeinen Körper, ſondern auch ſeine Seele verloren hat. Der Schluß dieſes Romans iſt gräulich, ja man könnte manche Partieen deſſelben hündiſch nennen, ſo ſehr verſchmäht die Verfaſ-

ſerin, ihr poetiſches Talent zur Verſchönerung der Lebenswirklichkeit zu gebrauchen. Stenio endet als Selbſtmörder, und Lälia, knieend an ſeiner Leiche, wird von einem halbwahnſinnigen Mönch, der ſie früher hoffnungslos geliebt hat, erdroſſelt.

Was will Madame Dudevant mit dieſer entſetzlichen Geſchichte, die ſich wie ein Vampyr an unſer Lebensblut anſaugt? Sie hat darin in ſchreienden Mißlauten das wichtigſte Thema der modernen Weltanſchauung angeſchlagen, die Harmonie von Geiſt und Körper. Sie iſt auf die Grundſubſtanzen der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegangen, und hat mit einer rauhen Wahrheit, zu der mehr Charakter als Poeſie, und eben ſo viel weibliche Reizbarkeit als Reſignation erforderlich iſt, jene Trennung berührt, die das moderne Leben ſpaltet. Die Differenz zwiſchen der Idealiſtin Lälia und der Courtiſane Pulcheria hat ſich vielleicht nur in der Verfaſſerin ſelbſt gelöſt und in ihrer Perſon zu einer harmoniſchen Vereinigung geſtaltet, die ein feſtes Lebensbild abgiebt. In dem Roman ſelbſt aber ſind dieſe Fragen zwiſchen Geiſt und Körper ohne Löſung

geblieben, und doch macht er in dieser fast brutalen Zerfallenheit der Existenz, die er abspiegelt, einen naturwahreren Eindruck, als z. B. die Lucinde von Friedrich Schlegel, mit der man die Lälia der Madame Dudevant in vieler Hinsicht vergleichen könnte. Die in der Lucinde gewonnene Harmonie des Geistes mit der Sinnenwelt ist eine durch die Reflexion hervorgebrachte, die um so mehr in der Luft schwebt, da ihr die eigentliche Grundlage des realen Lebens gebricht. Man kann aus der Lucinde eher lernen, wie man diese Frage nicht behandeln dürfe, als daß man zugestehen könnte, es sei darin etwas Positives und Ausgleichendes festgesetzt worden. Schlegel hat die Liebe mit reflectirender Künstelei behandelt, worin ihr wahres Wesen, nämlich ihre unmittelbare Naturkraft, verloren geht, die bei der Dudevant gerade das Fundament aller Situationen ausmacht. Das Verhältniß, das Schlegel schildert, steht so einseitig und abstract da, daß es gar keinen Zusammenhang mit der socialen Wirklichkeit behauptet, die ringsumher mit ihren Bedingungen und Einflüssen fehlt, während Alles nur in Weise

von Abhandlungen und subjectiven Phantaſieen ausgeführt wird. Auf dieſem träumeriſchen Terrain hat der Dichter leichtes Spiel, für ſeine Geſtalten eine Weltordnung zu gründen oder vorauszuſetzen, wie ſie gerade in ſeinen Intentionen liegt, und ſie mit aller Keckheit der Poeſie ſchon practiſch auszuüben. Die eigentlich geiſtige Durchdringung der Sinnenwelt, wodurch ſie zur Sittlichkeit wird, iſt auch in der Schlegelſchen Lucinde nicht erreicht, weil in dieſer aufgelöſten ſymphonieartigen Behandlung die Conflicte der beſtehenden Weltordnung nicht berückſichtigt ſind. Madame Dudevant, die in der Erfindung und Erfahrenheit der realen Verhältniſſe ſo bedeutend iſt wie wenige Dichter, macht ſich ihre Darſtellungen bei weitem ſchwieriger, weil ſie weder ſo deutſch gutmüthig noch ſo enthuſiaſtiſch iſt, ſich das Leben anders zu träumen als es iſt, ſondern immer nur das Factiſche ſchonungslos beobachtet. Sie hat in ihren Romanen den harmoniſchen Mittelpunkt der ſinnlichen und geiſtigen Radien nicht zu zeigen gewußt, von dem Schlegel in ſeinen ſchön ausſtaffirten Abſtractionen faſt ſchon ausgeht. Ma-

dame Dudevant schildert nur das ächt menschliche Ringen danach, das oft mit einer Verworfenheit endigt, der nur noch das letzte ironische Lächeln um die Lippe übrig bleibt, oder mit einer sublimen Ohnmacht, wie Lälia, die ihr ätherisches Wesen in die Wolken verdunstet. Es giebt auch einige Stellen in der Lucinde, die selbst Madame Dudevant nicht wagen würde, obwohl sonst eine Frau, die einmal das Schweigen gebrochen, nachdem sie sich selbst Alles gestanden, bei weitem mehr wagt, als ein Mann. Aber das weibliche Naturell behält immer mehr Gesundheit und Unverdorbenheit in der Hingebung der Liebe, und würde daher jederzeit die künstlichen Raffinements verabscheuen, die Friedrich Schlegel in seinen Verhandlungen über die „schönste Situation“ und namentlich über die Vertauschung der männlichen und weiblichen Rolle auszukramen nicht verschmäht.

In der Schlegelschen Lucinde weiß man nicht, ob man es mit der Ehe, oder bloß mit einer organisirten Libertinage zu thun hat. Für Madame Dudevant aber ist das Wesen der Ehe und ihre schärfste Auseinanderlegung so wichtig,

daß ſie beſondere Charakteriſtiken derſelben, wie ſie inmitten aller bürgerlichen und menſchlichen Beziehungen daſteht, als Hauptthema mehrerer Romane gegeben hat. Iſt das harmoniſche Gleichgewicht der Exiſtenz, das Madame Dudevant in der Lälia in ſeine elementaren Beſtandtheile zerſetzte, vielleicht in der Ehe erreichbar, und in ihr als die geſuchte glückliche Einheit zu fixiren? In ihrem Jacques, einem viel zu wenig gekannten Buche, hat Madame Dudevant einen Roman der Ehe geliefert, wie die moderne Literatur an Naturwahrheit der Beobachtung, an feiner und tiefſinniger Durchdringung der Situationen und an wahrhaft erhabenen Stellen, die des größten Dichters würdig, keinen zweiten aufzuweiſen hat. Jacques iſt ein vollkommener und vollendeter Mann, der, nachdem er in allen Richtungen des Lebens ſich tapfer umherbewegt, einen Durſt nach Ruhe bekommen, und das Bedürfniß fühlt, ſich auf ein friedliches und reines Herz zu ſtützen. Er entſchließt ſich zu heirathen, aber er gedenkt nicht, ſich durch dies Band der Ehe mit den Zuſtänden der Geſellſchaft, die er haßt, zu verſöhnen.

Fernande iſt ein liebenswürdiges, naives, ſchwaches, ächt weibliches Geſchöpf, die an dem Mann, den ſie liebt, hinaufblickt, wie an einem höheren Weſen. Sie iſt zu einer wahrhaften Ehefrau beſtimmt, die ſich ſelbſt an die Pfeife ihres Gatten, die ihr anfangs einen Schreck verurſacht, liebend anſchmiegt. Jacques iſt ſchon fünf und dreißig Jahr, und Fernande zählt erſt ſiebzehn, ein Mißverhältniß, das dem guten Kind anfangs geheime Sorgen verurſacht, aber ſie liebt Jacques. Jacques erſcheint in dieſer Situation als Vater und Geliebter zu gleicher Zeit. Er gehört zu den Naturen, die das Leben ſtark verbraucht und zwanzig gewöhnliche Exiſtenzen in einem einzigen Jahr erſchöpft haben, aber ſein Mannesherz, das nur in der Liebe wahrhaft zu leben vermag, iſt noch jugendſtark, doch voll von jenem großartigen Stolz, der Charaktere ſeiner Art in ein gefährliches Übergewicht ſtellt zu den ſocialen Gewohnheiten und Beſchränkungen. Jacques hat noch eine Sympathie zu einem andern Weſen, mit dem ihn ſchweſterliche Bande verbinden, wiewohl er nicht genau weiß, ob Sylvia ſeine Schweſter iſt. Sylvia iſt eine von den

ſchönen, ſublimen, prächtigen Weiblichkeiten, wie Lälia, in denen Madame Dudevant ihre Antipathieen gegen die Geſellſchaft erhaben, aber faſt geſpenſterartig geſtaltet. Doch iſt Sylvia vollkommener als Lälia, denn ſie hat Sinne, und würde, ungeachtet der idealen Höhe ihrer Bildung, wie ein Naturkind mit aller Gewalt des Weibes zu lieben verſtehe, aber ſie hat keinen Mann gefunden, den ſie ihrer Liebe für würdig hält. Octavio liebt ſie, aber Sylvia vermag ihn nicht einmal hochzuſchätzen, und was iſt die Liebe eines Weibes ohne Hochſchätzung? Octavio iſt ein Schwacher, aber er hat Recht, wenn er an Sylvia ſchreibt: ſie dominire in dem Verhältniß der Liebe ſo, daß er ſich „erniedrigt“ fühlen müſſe durch ihre Liebe. Sylvia iſt das weibliche Ebenbild von Jacques, ſie lieben ſich nicht, aber ſie verehren ſich, und Jacques behauptet, daß ein viel ſtärkeres Gefühl, als die Liebe, zwiſchen ihnen beiden walte. Sylvia macht dem Jacques Vorwürfe, daß er ſich der Ordnung der Geſellſchaft durch die Ehe unterworfen und einer Frau ewige Treu ſchwören wolle, was ſie für etwas Unmögliches anſieht. Jacques weiß

im Voraus, wie auch dieſe Liebe, die er eingeht, endigen wird, aber er zeigt ſich mit einem hohen und würdigen Lebensbewußtſein gerüſtet, der Zukunft entgegenzugehen, von der er wenigſtens einige Jahre Liebesglück erhofft. Er ſchreibt an ſeine Fernande vor der Hochzeit: La société va vous dicter une formule de serment. Vous allez jurer de m'être fidèle et de m'être soumise, c'est-à-dire de n'aimer jamais que moi, et de m'obéir en tout. L'un de ces sermens est une absurdité, l'autre une bassesse. Vous ne pouvez pas répondre de votre cœur, même quand je serais le plus grand et le plus parfait des hommes. Man höre aber, wie die Geſellſchaft, welche dieſen Eid für zweckmäßig erachtet hat, an dem armen Jacques ſich rächt, der ihn zur Grundlage ſeines Glückes verſchmäht! Fernande iſt ein gutes herrliches Kind, die ihren Jacques wirklich liebt. Sie hatte immer geglaubt, der Himmel würde einmal ihretwegen ein Wunder thun, um ihr einen Mann ihres Herzens zu ſenden, wie ſie ihn ſich gerade wünſcht. Wie ſelten gehen dieſe Träume von einem Mann, denen die Mädchen,

bei ihrer Handarbeit am Fenster sitzend, nachhängen, auf die rechte Weise in Erfüllung! Der lieblichen, blonden Fernande waren sie in Jacques in Erfüllung gegangen. Fernande fühlt sich selig im Beginn ihrer Ehe, sie ist noch ein Kind, das erst vor Kurzem die Lectüre der Feenmährchen verlassen und aus lauter Glück giebt sie es jetzt auf, ihre Bildung fortzusetzen. Was soll sie noch lernen, ihr Jacques weiß ja Alles, und er weiß Alles für sie. Ein Monat verstreicht Beiden glücklich und ungetrübt, dies ist immer schon viel in dem ruhelosen und knappen Leben. Hat doch selbst eine so allbegünstigte Natur, wie Goethe, auf dem Höhepunkte seines Daseins, einmal gestanden, daß, wenn er sein ganzes Leben überrechne, kaum vier Wochen Glück zusammenkommen würden *). Bald aber erheben sich Zweifel und graue Streifen am Horizont der jungen Ehe. Der Einfluß des Tageslebens auf die Stimmungen macht sich geltend, und die Stimmungen beherrschen die Gemüther, zumal die liebenden. Es ist un-

*) s. Gespräche mit Eckermann.

berechnenbar, was ein regnerischer Himmel oder ein stärkerer Grad Frost als gewöhnlich, für Wirkungen ausüben können auf zwei Leute, die täglich und stündlich bei einander sind. Fernande hat Fehler, ihre Fehler sind die der Liebe, die aber den Andern unglücklich machen. Eine zufällige Wolke auf der Stirn des Geliebten bringt sie außer sich, sie zweifelt an seiner Liebe, und macht ihm Vorwürfe, daß er sie nicht genugsam liebe. Das Übel macht immer größere Fortschritte, ohne daß man weiß, woher es gekommen, und die Verstimmung dringt bald in die wesentlichen und edlen Theile des Verhältnisses ein. Ich hatte nicht geglaubt, daß ein solches Buch schon geschrieben wäre, welches die Unmöglichkeit der Ruhe, des Glückes und der Liebe im Zusammenleben zweier Menschen so systematisch beweist; aber ich hatte immer geglaubt, daß es einmal geschrieben werden müsse, obwohl aus andern Gesichtspunkten und mit mehr Hingebung an positive Heilmittel, als es hier Madame Dudevant gethan. Jacques ist indeß der Meinung, daß, nachdem die Zeit des Glücks vorüber, die Zeit des Muthes

gekommen sei, aber auch dem Muth gelingt es nicht mehr, ein Lebensverhältniß auszubessern, das einmal in innerster Seele einen Stoß erlitten. Jacques hat einen großen Fehler, nämlich den, daß er gar keine Fehler hat, was Fernande ihm gegenüber am drückendsten empfindet. Durch das Leben eben so abgerieben wie ausgerundet, ist er vollkommen geworden und steht mit hohem Bewußtsein über allen den Kleinlichkeiten, die wichtig genug sind, um das Hinleben der meisten Menschen zu kreuzen. Die Verfasserin, die sonst mit boshafter Trauer die Schwächen ihrer männlichen Helden zeichnet, hat hier einen vollendeten Mann darstellen wollen, und dieser ist unglücklich! In Jacques Unglück, Hahnrei zu werden, und wie er dasselbe erträgt, liegt aber die Hauptaufgabe dieses Romans, und eine völlig neue Wendung. Ging nicht Jacques seine Ehe mit dem philosophischen und großsprecherischen Bewußtsein ein, daß es unmöglich sei, sich zu verpflichten, das ganze Leben hindurch nur Ein Wesen zu lieben? Was thut er nun, als seine Fernande, fast ohne es selbst zu wollen, sich von ihm ab-

wendet, und in Octavio ein ihr gemäßeres, gleich ihr ſchwaches und liebenswürdiges Weſen gefunden? Er behandelt ſie mit der größten Schonung und Achtung, mit einer väterlichen Zärtlichkeit und Beſorglichkeit, er entfernt ſich, er reiſt, aber er iſt in ſeiner heldenmüthigen Aufopferung unglücklich und in ſich ſelbſt vernichtet. Nachdem die beiden Liebenden auch den materiellen Ehebruch begangen, beſchließt er den Selbſtmord, um ihnen Raum zu einer legitimen Verbindung und dem Kinde ihrer Sünden einen ehelichen Charakter zu geben. Vergebens mahnt ihn ſeine Freundin Sylvia ab, dies Opfer zu vollbringen: **Ne peux-tu abandonner pour jamais cette maudite Europe où tous tes maux ont pris racine, et chercher quelque terre vierge de tes larmes, où tu pourras recommencer une vie nouvelle?** Dieſer Gedanke, die Verhältniſſe des civiliſirten Europa zu fliehen und die Anſiedelung in einer Neuen Welt zu verſuchen, wiederholt ſich auch an andern Orten einigemal in dem Ideenkreis der Madame Dudevant. Aber Jacques iſt entſchloſſen zu ſterben, theils aus Verachtung gegen

ſeine Situation, theils aus Liebe für Fernande, die durch ſeinen Tod glücklich werden kann, und er ſtürzt ſich von der Höhe der Alpen herab in einen Abgrund, ſeinen Selbſtmord bemäntelnd, ſo daß Fernande nichts darin ſehen darf als einen Zufall, der jedem Reiſenden begegnen kann. In dieſem Abſchluß der Verhältniſſe liegt eben ſo viel großartige Malice der Dichterin, als ächt tragiſche Anſchauung der Geſellſchaft und des Lebens. Jacques iſt der umgekehrte Werther, oder vielmehr das Ideal eines Albert, der ſich für Werther und anſtatt Werthers erſchießt. Was aber der Dichtung fehlt, iſt die künſtleriſche Gerechtigkeit, wie ſie Goethe im Schluß der Wahlverwandtſchaften ausübt. Die einfache und mehr lyriſche Situation von Albert und Werther tritt in den Wahlverwandtſchaften zu einem dialektiſchen Syſtem ausgebildet auf, das die individuellen Sympathieen der Liebe, der ausſchließenden Berechtigung der Ehe gegenüber, zum Unheil für diejenigen wendet, welche dies lediglich individuelle Recht der Liebe repräſentiren. Im Jacques geht aber der Repräſentant der Ehe und der Pflicht unter. Jacques, ein großer, nobler

Charakter, nimmt die Sünden der Verhältniſſe allein auf ſeine Schulter und geht damit in den Tod, während das ihm gegenüberſtehende Paar glücklich weiter lebt, ohne Rache. Der alltäglichen Lebenswirklichkeit iſt dieſe Wendung allerdings nicht widerſtrebend, denn eine gewiſſe Liebenswürdigkeit und Schwäche, mit einer Gemeinheit verbunden, die auch wieder Liebenswürdigkeit ſein kann, vermag allerdings ſolche Exiſtenzen zu ſichern, wie die Fernande's und Octavio's, und macht vielleicht ſelbſt ihre Fehler gegen die ſittliche Ordnung unſchädlich. Aber aus dem höheren Geſichtspunkte iſt dies falſch, namentlich für die künſtleriſche Darſtellung, die denſelben immer zu ergreifen ſuchen muß. Wenn Goethe's Roman der Anwalt für die Sittlichkeit der Ehe iſt, Madame Dudevant aber für die Berechtigung der Liebe ſtreiten möchte, ſo kann man ihr doch nicht erweislich vorwerfen, daß ſie hier das Inſtitut der Ehe als ſolches damit habe erſchüttern wollen, indem ſie vielmehr ganz die entgegengeſetzte Wirkung davon hervorgebracht hat. Die Liebe, welche dem Jacques gegenüber die Ehe überlebt, iſt auf ſo ſchwache Individualitäten

geſtützt, daß ihr Sieg ihr mehr zur Schmach gereicht als zum Triumph, während dagegen Jacques noch in ſeinem Untergange auf eine wahrhaft erhabene Weiſe verherrlicht wird. Im Jacques iſt zum erſten Male der merkwürdige und durchaus neue Verſuch gemacht, der Hahnreiſchaft das lächerliche Zeichen, mit dem ſie ſonſt immer dargeſtellt wird, zu nehmen, und ſie tragiſch und großartig zu behandeln. In Jacques unterliegt die Ehe, aber ſie ſtirbt wie ein Held, der für eine große und bedeutſame Sache ſich zu Tode gekämpft.

Madame Dudevant hat ſich überhaupt in ihrer bekannten Lettre a M. Nisard, welche die Revue de Paris enthalten, ſo naiv und offen über ihr Verhältniß zu der Ehe als einem ſocialen Inſtitut ausgeſprochen, daß die Alltagsmoral davon abſtehen muß, in ihren Dichtungen noch mehr abſichtliche Pointen aufzuſuchen, als darin zu Tage liegen. En vérité, ruft ſie aus, j'ai été bien étonné lorsque quelques saints-simoniens, philanthropes consciencieux, chercheurs estimables et sincères de la vérité, m'ont demandé ce que je mettrais

à la place des maris; je leur ai repondu naïvement que c'était le mariage. De même qu' à la place des prêtres, qui ont tant compromis la religion, je crois que c'est religion qu'il faut mettre. Sie giebt nämlich Herrn Risard Recht, wenn er in seinen Souvenirs de Voyages von ihr sagt: La ruine des maris ou tout au moins leur impopularité, tel a été le but des ouvrages de George Sand, indem sie hinzufügt, daß sie in der Sprache ihrer Romane darin gefehlt, sich zu collectiv auszudrücken, und die Gesellschaft zu nennen, wo sie nur die Mißbräuche, Vorurtheile und Laster der Gesellschaft gemeint, so wie da, wo sie nur die verheiratheten Personen angreife, sich des Namens der Ehe im Allgemeinen zu bedienen. Diese ganze Vertheidigung ihrer Intentionen ist mit der größten Feinheit, mit edlem Selbstbewußtsein und einer gewissen Rechtschaffenheit des Herzens geführt, die wirksamer ist als die glänzendsten Waffen der Polemik. Daß bei diesen Fragen Vieles dahingestellt bleiben muß, worüber keine Entscheidung zu geben und zu finden,

iſt eine Sophiſtik, die in den Sachen ſelbſt liegt, und worüber nur der Werkeltagsſtandpunkt der gemeinen Ethik, auf den ſich Niſard in ſeiner Kritik der Madame Dudevant ſtellt, zu einem fertigen und leichten Abſchluß kommt, und auch das Recht hat, dazu zu kommen. Dies betrifft namentlich die Liebe in dem Sinne, in welchem ſie Niſard ſpöttiſcherweiſe die „Königin der Bücher des George Sand“ nennt, und worauf ſie antwortet, dieſe Liebe, die ſie auf den Trümmern der bisherigen Einrichtungen erbauen wolle, ſei allerdings ihr Utopien, ihre Poeſie; dieſe Liebe ſei groß, edel, ſchön, freiwillig, ewig, aber dieſe Liebe ſei die Ehe ſelbſt, wie ſie Jeſus geſchloſſen und der heilige Paulus erklärt habe. Dieſe Liebe fordere ſie wieder von der Geſellſchaft als eine Inſtitution, die in der Nacht der Zeiten verloren gegangen, und die man aus dem Staub der Jahrhunderte und dem Schmutz der Gewohnheiten wieder hervorziehen müſſe, um die wahre eheliche Treue, die wahre Ruhe und die wahre Heiligkeit der Familie herzuſtellen, die alsdann wieder an die Stelle eines ſchimpflichen Vertrags und eines ſtupiden Despotismus,

der ſich aus der niederträchtigen Verderbtheit der Welt erzeugt habe, treten würden! Guter George Sand! Bei dieſem Utopien, das nur in wenigen liebenden Herzen eine Wirklichkeit und eine Zukunft haben mag, giebt es nur einen Irrthum, den des Eudaimonismus, welcher der tragiſchen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts widerſtreitet!

Madame Dudevant iſt auch ſehr wenig geneigt, in ihren Darſtellungen der Wirklichkeit ſich dieſem Eudaimonismus zu überlaſſen oder von ihm einen Troſt anzunehmen für die Zuſtände und Bedingungen der Gegenwart, die ſie zu ſchildern hat. In der Vorrede zu ihrer Indiana, vielleicht dem grauſamſten ihrer Romane, erklärt ſie ſich vielmehr über ihre „traurige Freimüthigkeit," wie ſie ihren ſchriftſtelleriſchen Charakter bezeichnet, und wodurch ſie ſich getrieben fühle, mehr an die Wahrheit als an die Moral ſich zu halten. Sie entſchuldigt ſich nämlich, daß ſie in dieſem Roman den Perſonen, welche das Geſetz vorſtellen, nicht die möglichſt ſchöne Rolle zuertheilt habe. Sie könne zwar den Weg, auf dem das Geſetz uns wie eine Heerde

Schöpse einpferche, nicht mit Rosen bestreuen, aber sie zeige doch auch zugleich die Wege, die uns von jenem abführen, mit Nesseln bepflanzt. Diese bittere Gerechtigkeit auf beiden Seiten offenbart sich allerdings in ihrer Indiana, in der sie zeigen will, daß in unsern Tagen moralischer Entwürdigung die Ehre eben so schwer geworden ist zu üben als der Heroismus. Dieser Roman ist ebenfalls eine Art von Wahlverwandtschaften in George Sand's Weise, aber in demselben Maße als die goethischen noch auf positiven Zeitverhältnissen beruhen, müssen die von George Sand auf den blasirten und negativen, auf deren Grund sie sich gestalten, eine verschiedene Richtung und Entwickelung nehmen. In der Indiana verräth sich nicht die darüber stehende Ruhe, die man sonst an den Schriften der Madame Dudevant bewundern muß. Hier plaidirt die beleidigte Frau in ihr mit subjectiver Leidenschaftlichkeit und gereizter Stimmung. Sie zeigt sich als Meisterin in der grausamen Analyse, ihre Grausamkeit besteht in den Consequenzen, die sie aus den gesellschaftlichen Einrichtungen ableitet, und nur darin scheint sie

Unrecht zu haben, daß sie das Mögliche schon als das Factische in ihrer Darstellung zusammenreiht. In Raymon, der die unglücklich verheirathete Indiana liebt, verführt, verläßt und mißhandelt, will die Verfasserin zeigen, wie ein Mann, durch die Verhältnisse und seinen Charakter bestimmt, die größten Abscheulichkeiten begehen, und doch dabei eigentlich für einen liebenswürdigen Mann gelten kann, aber sie thut es mit raffinirter Ironie, wenn sie die Laster des gesellschaftlichen Menschen in ihm als liebenswürdig darstellt, eine Ironie, die zuletzt in Verachtung übergeht, indem sie diesen Charakter gänzlich fallen läßt. Wenn sie aber mit gekränktem und empörtem Frauenherzen, mit weiblicher Malice, die Verderbtheit und den Egoismus der Männer aufzeigt, so kennt sie auf der andern Seite zugleich alle Schwächen und Verschuldungen der Frauen. Sie sagt, die Frauen seien von Natur einfältig, es schiene, als ob der Himmel, um das Übergewicht auszugleichen, das ihr Zartgefühl und ihr Scharfsinn ihnen über die Männer gebe, sie mit blinder Eitelkeit und blödsinniger Leichtgläubigkeit ausgestattet habe; es

bedürfe, um ſich ihrer zu bemeiſtern, nichts, als daß man ſich darauf verſtehe, ſie zu loben und ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln. Allerdings will ſie aber auch durch Indianens Schickſale beweiſen, welcher Kraft, Ausdauer und Tapferkeit das weibliche Herz fähig ſei, wenn es liebe, oder zu lieben glaube, mag es ſich auch bitter dabei täuſchen. Sehen wir aber in Indiana die Mißhandlung des weiblichen Herzens, ſo zeigt ſich in Ralph, dieſem meiſterhaft geſchilderten Engländer, die Qual des männlichen, das nicht erkannt wird, weil es nicht die glänzende Außenſeite eines Raymon beſitzt, ſondern ſich hinter einer Brutusgeſtalt verſteckt. Mit mehr Wahrheit ließen ſich die Verhältniſſe dieſes Romans ſchwerlich darſtellen, aber ohne Zweifel mit mehr Schönheit und etwas mehr dichteriſcher Vermittelung. Doch hat ſelbſt der verſöhnende Schluß, der die für einander wahrhaft Beſtimmten ſich finden läßt, zugleich wieder etwas Beleidigendes, indem Indiana und Ralph mit ihrem ſchwer errungenen Glück fern von der civiliſirten Geſellſchaft, in eine verborgene Hütte Indiens, ſich flüchten. Dieſe Kämpfe der Natur gegen die

Civiliſation, die in Jean Jacques Rouſſeau aus einer philoſophiſchen Grundlage hervorgegangen waren, nehmen bei Madame Dudevant faſt eine politiſche Wendung an, obwohl man keine bewußte Abſicht an ihr bemerkt, dieſe Fragen auf den politiſchen Geſichtspunkt hinauszuſchieben. In Deutſchland hatte ſich ſchon in einer frühern Periode der Literatur dieſes Zerwürfniß zwiſchen Naturzuſtand und Cultur geregt, aber als Sentimentalität im Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, die jede ſcharfe, reale Wirkſamkeit der Ausführung hinderte und einen Schein von Lächerlichkeit über dieſe Flucht vor der Civiliſation verbreitete.

Wenn auch im Schluß der Indiana das weibliche Herz den Sieg davon trägt, ſo daß es noch in ſeinem Werth erkannt und dadurch wahrhaft beglückt wird, ſo kann man doch nach allen den Erniedrigungen ihrer Ehe und Liebe, die Indiana theilweiſe ſogar ſelbſt verſchuldet hat, ſie kaum noch mit Genugthuung dieſes letzte Lebensglück genießen ſehn. Vielmehr miſcht ſich ein unwillkührliches Gefühl der Verachtung ein, das wahrſcheinlich der Verfaſſerin ſelbſt bei ihrer

Darſtellung nicht unbewußt geblieben iſt. Bei aller Schönheit, Erhabenheit und Zartſinnigkeit der weiblichen Natur, giebt es eine Fähigkeit zum Servilismus in ihr, der zur Verworfenheit werden kann und doch zugleich eine Seite der Liebenswürdigkeit des weiblichen Charakters ausmacht. Dieſer Servilismus drückt ſich in dem Hange aus, noch immer Glück, Liebe und Verſöhnung zu finden, nachdem ihr Herz tauſendmal mit Füßen getreten, und nur das Unglück die würdigere Wahl wäre. Zwar iſt Indiana, als ſie ſich mit ihrem Geliebten den Tod geben wollen, auf eine übernatürliche Weiſe errettet worden, aber dieſe Wendung iſt zu künſtlich, und eigentlich gegen die Manier der Verfaſſerin, die ſich ſonſt nur an die einfachſten Realitäten hält. Sie hat ihre Indiana vom Schickſal ſo beſchimpfen und herabwürdigen laſſen, daß nur noch der Tod, aber nicht mehr das Glück der Liebe, ihre Geſtalt verklären durfte; oder wollte ſie einen milderen Schluß, ſo hätte ſie ſich enthalten müſſen, ſo viel empörende Gräuel auf das Haupt eines Weibes zu häufen. Dieſen ſüßen Zug der Verworfenheit aber, der im Weibe

durch ihr unersättliches Bedürfniß nach Liebe hervorgebracht werden kann, hat Madame Dudevant in einem andern ihrer Romane, Leone Leoni, als Thema aufgenommen und mit einer merkwürdigen Preisgebung der Schwächen der weiblichen Natur hingestellt. Hier ist es die Liebe eines edlen Weibes zu einem abscheulichen Manne, die den Gegenstand der feinsten Herzensdialektik ausmacht. Juliette liebt den Leone Leoni noch, selbst als sie die Gewißheit erlangt hat, daß sie einen Betrüger, falschen Spieler, Mörder, Banditen und Verkuppler ihrer eigenen Ehre in ihm liebt, selbst nachdem er sie für Geld an einen Andern verkaufte. Vor seinem Verbrechen zurückschaudernd, fühlt sie sich doch magisch hingezogen zu dem Verbrecher, berauscht sich in seinen Liebkosungen, trotz seiner blutigen Hände, und bleibt rein und schuldlos an seiner Seite. Sie kann nicht von ihm lassen, und zerreißt die edelsten und theuersten Bande, um immer wieder zu ihm in seine Arme zu eilen, wie oft er sie auch betrogen und ihr schmählich das Herz gebrochen hat. Dies ist die göttliche Liebesstärke und Liebesschwäche der

Frauen, die zugleich als eine Erniedrigung des weiblichen Charakters auftritt, denn man kann sich nicht verhehlen, daß Leone Leoni, der ein Schurke ist, in dieser Darstellung größer und weniger verächtlich erscheint, als die unschuldige Juliette, die statt des Gewissens nur die Liebe hat. Sollte dieser Eindruck wider Willen der Verfasserin sein? Ist dies der Fall, so hat sie sich schon an andern Orten hinreichend dafür entschädigt, wo ihr die größten Satiren auf die Männer gelungen sind, die bis jetzt das schaffende Genie und die sociale Speculation hervorbringen konnte.

Am meisten hat sie zur Verachtung der Männer in ihrem André aufgereizt, einem Roman, in dessen erster Hälfte ungemein viel Unschuld und kindliche Gemüthlichkeit hervorblickt, die aber bald von einer eben so feinen als boshaft kalten Menschenkenntniß eingeholt und überboten wird. Die Naivetät Genovevens, einer Grisette in der Provinz, welche die Liebe noch nicht kennt, ist von der Verfasserin mit einer darüberstehenden raffinirten Unschuld geschildert. Genoveva, dies herrliche Naturkind, muß sich erst gewöhnen,

zu lieben; welche naive Ironie! Genoveva lernt und ſtudirt die Liebe, und nimmt dabei die Dichter zu Hülfe, ſogar den deutſchen Goethe. Dies iſt reizend erdacht. Ihr deutſchen Weiber, kommt herbei, und lernt mit Genoveven die Liebe wenigſtens aus Büchern. Andreas, der den Funken der Liebe in dem harmloſen Mädchen weckte, zeigt ſich von Anfang bis zu Ende als ein träumeriſcher Schwächling. Er iſt nicht ſtark genug, das daraus entſtehende Schickſal zu beherrſchen, oder nur des Feuers, das er angefacht hat, ſich würdig zu erweiſen. Die Geſellſchaftsverhältniſſe, die den Andreas auf eine höhere Stufe als ſeine Genoveva geſtellt haben, treten als der hindernde Dämon der Liebe ein, und wirken als ein rein Unvernünftiges der ſchönſten Neigung entgegen. Durch die Hinderniſſe wird aber die Liebe in dem Herzen Genovevens mächtig, und mit meiſterhaften Zügen iſt hier veranſchaulicht, wie das Weib groß werden kann durch die Liebe. Die unſcheinbare Genoveva wird eine Heldin von innen heraus, es kündigt ſich ein Sieg der Erhabenheit der weiblichen Natur in ihr an. Nur durch die

miſerable Schwäche des Andreas, der ſich zu dieſer Höhe nicht erheben kann, wird der Untergang bereitet, und ein klägliches Ende herbeigeführt. Zu dem tragiſchen Ausgang wirkt ein Umſtand mit, den die Verfaſſerin hier zum erſten Mal in ihren Romanen berührt, nämlich das Unterwürfigkeitsverhältniß der Kinder gegen die Eltern. Bei Andreas iſt es der ungeheure Reſpect vor ſeinem Vater, der ihn hindert, frei und ſelbſtſtändig aufzutreten und ſeiner Liebe mit Mannesmuth ſich hinzugeben, und bei beiden Liebenden regt ſich ſogar der Aberglaube, den Zorn des Himmels herabzurufen, wenn gegen eine väterliche Autorität gehandelt würde. So verkümmern ſie ſich ihr Leben und ihre Liebe ſo lange, bis ſie nachher ſelbſt in ihrer Verbindung, die unter den jämmerlichſten Umſtänden geſchloſſen wird, kein Heil mehr zu finden vermögen. Hier iſt eine neue ſociale Frage, Eltern und Kinder, angeſtreift, die mit der Ehe als einem bürgerlichen Inſtitut im genauen Zuſammenhange ſteht.

In einem andern Romane, Roſe und Blanche, hat Madame Dudevant das Thema

des André: die Schwäche und Hinfälligkeit des männlichen Charakters, noch ausführlicher und gründlicher behandelt. Ein großer Degout an Welt und Societät bildet auch hier den Grundzug der Darstellung, aber mit mehr Wehmuth und elegiſchem Anhauch als Bitterkeit. Dieſer Roman ſcheint einer der frühern Producte der Verfaſſerin, und die Luſt am bloßen Romanhaften, am Blüthenwerk der Phantaſie, zeigt ſich darin noch überwiegend gegen die Hinneigung zur Speculation. In Horaz wird die Rohheit und Verderbtheit des Mannes geſchildert, die ſich nur noch durch einen ſophiſtiſchen Anſtrich über der Gemeinheit erhält, und dem die reine und ächte weibliche Natur leidend gegenüberſteht. Einige Partieen haben eine reizende Anmuth, namentlich die Schilderungen des Lebens und Treibens der jungen Mädchen im Couvent. Merkwürdig iſt das Ende dieſes Romans, indem es mit der Bedeutung des Kloſters, namentlich für Frauen, ſchließt. Die Verfaſſerin ſagt dort an einer Stelle: Si l'on détruisait les couvens, quelques existences rejetées de la société, quelques

ames trop délicates pour le grossier bonheur de notre civilisation, n'auraient plus de terme moyen entre le spleen et le suicide.

Die noch übrigen Dichtungen der Madame Dudevant brauchen wir nur mit einigen Worten zu erwähnen, weil ſie ohne beſonders eigenthümliche Variationen den Ideenkreis der Verfaſſerin, den wir umzeichnet haben, reproduciren. Im Simon zeigt ſich einen amazonenartigen weiblichen Charakter gegenüber die männliche Natur ebenfalls nur in einem ſchwachen und gebrochenen Lichte der eignen Selbſtſtändigkeit, aber zwiſchen beiden Elementen wird hier zum Schluß eine Ehe eingegangen, deren Folgen zwar problematiſch bleiben, die aber doch in der verſöhnenden und wohlwollenden Abſicht, welche die Verfaſſerin dabei zum erſten Mal an den Tag gelegt hat, anerkannt werden muß. Grauſamer iſt der Schluß in der Valentine, einem Roman, der nur wenig erfreuliche Partieen bietet, darunter aber eine bemerkenswerthe Stelle, wo ſich die Verfaſſerin gegen die öffentliche Feier des Hochzeitstages mit Gründen erklärt, deren

ſchlagende Wahrheit man vom Geſichtspunkt der Sittlichkeit wie des Zartgefühls nicht zurückzuweiſen vermöchte. In der Valentine läßt Madame Dudevant durch einen Zufall eine moraliſche Demonſtration ausüben, die ihr bei ihrer Vertheidigung gegen angeſonnene Abſichten einer ſocialen Umwälzung zugutekommen kann. Durch die Gunſt der Umſtände wird eine Conventionsehe, in der ſich beide Theile ſchlecht befunden hatten, ohne alle Gewaltſamkeit wieder aufgelöſt, und Valentine ſieht ſich an die Liebe ihrer Wahl freigegeben, als Benedict, durch ein jämmerliches Mißverſtändniß, plötzlich ums Leben kommt, alſo auch die Ehe der Wahlverwandtſchaft, die ſich ſchon früher ungeſetzlich anticipirt hatte, nicht geſetzlich vollzogen werden kann. Übrigens iſt es in dieſem Roman höchſt widerwärtig, zwei ſo ſchwache Charaktere, wie Benedict und Valentine, neben einander kämpfen und ringen zu ſehen. Die gemeinſte bürgerliche Ordnung hat mehr Werth und Poeſie, als dieſe ſchwächlichen Abweichungen. Auf ein behaglicheres und traulicheres Gebiet tritt man in dem Secrétaire intême, einer viel zu wenig bekannt gewordenen

Dichtung, deren freundlicher Charakter etwas Bedeutſames hat auch für die Fragen des ſocialen Lebens, die man ſonſt nur als Mißklänge aus der Seele der Verfaſſerin herauszuhören gewohnt iſt. Wir ſtehen aber ab von einer weiteren Bezeichnung des Einzelnen in den Werken dieſer merkwürdigen Frau, da es uns in dieſer flüchtigen Skizze nur darauf ankommen ſollte, die realen Thatſachen ihrer originellen Anſchauung in einem gewiſſen Zuſammenhange aneinanderzureihen, und aus ihren Schriften die Stichwörter und Signale zu ſammeln, die mit andern allgemeinen Ideenbewegungen in Frankreich eine unläugbare Verwandtſchaft haben, und in ein Syſtem einmünden, das noch keine Fixirung gefunden hat und auch innerhalb der bloßen Speculation nie finden wird. Was an dieſen Ideen noch unmoraliſch iſt, Dem wird man jedoch zugleich einräumen müſſen, daß es die Fähigkeit in ſich trägt, moraliſch zu werden.

Ludwig Tieck, Leben und Poesie.

Die Stellung und Anschauung, die Tieck in seinen Darstellungen dem bürgerlichen Leben giebt, ist von jeher eine fluctuirende gewesen. Man hat diesem Dichter oft aristokratische Sympathieen zum Vorwurf gereichen lassen, ohne vielleicht einen andern Grund dazu zu haben, als den geistreich ästhetischen Firniß, mit dem Tieck immer die Gesellschaftszustände der Wirklichkeit überpinselt, ohne ihre reale Seite naturkräftig und mit materieller Wahrheit zu erfassen. Eher könnte man sagen, daß dieser Altmeister der romantischen Schule in seinen Dichtungen und Novellen das bürgerliche Leben gar nicht kennt und hat. Die Phantasie und das lyrische Gemüth bildeten die ersten Grundtöne seines poetischen Charakters, der sich in seiner ersten

Periode in eine Schwelgerei und Genußſucht der Gefühle auflöſte, und in den ſpätern ein Raiſonnement und der reflectirten Lebensweisheit einen feſteren Boden gewann. Was aber ſeine Schöpfungen vor einem gänzlichen Verſchweben in der blauen Luft bewahrte, waren mehr die literariſchen als die realen Erfahrungen, die ihm zu Gebote ſtehen, ſeine kritiſche Wahlverwandtſchaft mit Shakeſpeare, an dem er ſeinen Sinn für das Factiſche belebte, ſeine genaue Kenntniß des Cervantes, die ſeiner Ironie den Stachel und die Feinſinnigkeit verlieh, und manche andere große Vorbilder, die ihm zu Geſtaltungen anfeuerten, welche wenigſtens im Phantaſtiſchen eine bedeutende Größe erlangten, wie z. B. die Zeichnungen Marlow's und Green's in ſeinem „Dichterleben.“ Die geſellſchaftlichen Realitäten aber hat er ſelten ſo berührt, daß man den Dichter dabei in einem beſtimmten Verhältniß zu den bürgerlichen Conſtellationen, die ihn mit der Wirklichkeit zuſammenhängen laſſen, antrifft. In ſeinen früheſten Romanen, namentlich im „William Lovell,“ giebt es eine Luſt, ſich in das Thun und Treiben der niedrigſten und unterſten

Lebensverhältniſſe zu miſchen, aber ſie entſpringt mehr aus einem genialen Cynismus, der in ſeiner Jugendkeckheit auch noch aus der Verworfenheit poetiſche Funken herauszuſchlagen wagt, als daß es demokratiſche Neigungen wären, die ihn Bilder dieſer Lebensſtufe zu zeichnen trieben.

In einigen ſeiner neueren Dichtungen hat ſich Tieck entſchiedener über das bürgerliche und ſociale Leben zu erklären geſucht. Sein „junger Tiſchlermeiſter," der theilweiſe noch in eine frühere Periode hineinreicht, iſt merkwürdig durch die poetiſche Auffaſſung des Handwerkerſtandes, der in der Geſtalt des Tiſchlermeiſters auf einer Stufe veredelt gezeigt wird, wo er ſelbſt bis in die Ariſtokratie der Geſellſchaftskreiſe ebenbürtig hinüberragt. Man darf aber darin nicht mehr finden wollen, als eine geiſtreiche poetiſche Laune, denn man würde ſich ſehr irren, wenn man Conſequenzen daraus für die Geſinnung des Dichters ziehen wollte. Manche Gedanken, mit denen die heutige Generation gern an die Schöpfungen auch der Dichter tritt, ſind für Ludwig Tieck ſo widerſtrebend, daß er in der Vorrede zu dieſem „jungen Tiſchlermeiſter" ausdrücklich

bemerkt hat: er habe ſich das längſt „an den Schuhſohlen“ abgelaufen, was ſeine jüngeren Zeitgenoſſen neuerdings oft mit ſtürmiſcher Kritik von ihm begehrt hätten und in ſeiner Poeſie ausgedrückt wiſſen wollten. Dieſe Entgegnung bezieht ſich auf das Verhältniß des Dichters zur neueren Kritik, das in der letzten Zeit vielfältig unterminirt worden iſt. Die wichtigſte Veranlaſſung dazu bot ſeine polemiſche Novelle: „Eigenſinn und Laune,“ in der Tieck, manchen neueren ſocialen Ideen gegenüber, ſeinen alten ariſtophaniſchen Kitzel auslaufen ließ, ernſthafter, bitterer und verworrener als in jener früheren Periode. Denn damals, in den polemiſchen Märchendramen, ſcheint die höchſte Bosheit der Ironie oft noch harmlos, wenn er z. B. der redſeligen Kritik Böttiger's den Mund zuknebeln läßt, wofür, in großartiger und liebevoller Ignorirung, der alte Böttiger ihm noch bis zu ſeinem Tode regelmäßig die Sonntagsviſite machte.

Unſere Zeit ſehnt ſich aus ihren Wirren nach dem Herzen eines großen Mannes, an deſſen Bruſt ſie ſich mit ihren Hoffnungen und Ver-

zweiflungen werfen könnte, und der sie mit der behütenden Liebe eines Gottes, mit der tapfern Stärke des Helden, und der Auskunft gebenden Klarheit eines Weisen umarmte! Aber sie sehnt sich nicht nach dem guten, deutschen, zweideutig lächelnden Aristophanes der Elbe, wenn er in einer ästhetisch-egoistischen Sonderung von der Nation, die naßkalte Wolke an sein ironisches Herz schließt, statt ihre Gottheit zu umfassen. Sie ekelt sich vor der wollüstigen Lyrik seiner Mondnächte, vor den geheim und krankhaft prickelnden Sinnen- und Katertrieben seiner Märchen, vor den handgreifenden Bade- und Schaukelscenen seiner Sternbalds-Wanderungen. Was soll sie aber sagen, wenn er als Moralprediger vor sie hintritt und ihr den Text liest über unsittliche, ungesetzliche und antisociale Verirrungen, wie er es sich in jener Novelle: „Eigensinn und Laune," zum Thema genommen! Das haben wir nun davon, daß wir die erste rosenrothe Liebe unserer Jugend an die romantische Schule hingegeben hatten, daß wir unsere Mannheit in die Elfenträume des Phantasus einwiegten, unsere Religion mit

dem ohnmachterregenden Räucherwerk der Genoveva parfümirten, unsere Philosophie mit den vornehm-ästhetischen Novellen-Raisonnements verwässerten!

Inmitten mancher schmutzigen Conflicte und widrigen Auswürfe unserer Tage muß man doch auftreten, und mit hoch emporgehobener Hand und festem Auge an die allgemeine Sittlichkeit dieser Zeit appelliren. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten sein, und wenn ich mein Sittlichkeitsgefühl in die Tiefe meines heutigen geschichtlichen Bewußtseins untertauche, so finde und behaupte ich, daß keine Zeit von so großen und ächten Tendenzen nach einem schöneren, sittlichen Leben bestimmt war! Die Schlafkammer-Abstractionen der Moral weiten ihre Engbrüstigkeit zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfniß nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in *ein* Lebensgesetz zu verschmelzen. Ich will

der Zeit einen Beweis aus ihrer innerſten und geheimſten Herzſtelle zuführen, wobei die Reinheit und Koſtbarkeit des Gegenſtandes mich gegen die Befangenen vor beliebten Moralverdächtigungen ſchützen ſoll! Ich rede von den Frauen, den Engeln und den Richtern aller wahren Sittlichkeit, und von der Anerkennung ihrer höheren geiſtigen Natur, die unſere Zeit und gerade die neueſte Generation unſeres Volkes mit eigenthümlicher Liebe ihnen zollt. Die unſittliche Stellung, welche die Frauen in den Geſellſchaftsverhältniſſen einnahmen und einnehmen, ſo lange ſie nur als Mittel und mechaniſche Verrichtungen für die häusliche Exiſtenz und die fleiſchliche Gleichgewichtserhaltung angeſehen werden, iſt in keiner Zeit ſo lebhaft empfunden und verneint worden, als in einem Augenblick, da die menſchliche Sittengeſchichte durch der Frauen geiſtige Freiſprechung ihr Blüthenalter anſtrebt. Die meiſten Menſchen, die vor der Welt den Ruf ehrenfeſter Tugend haben, leben mit ihren Weibern in einer unſittlichen Ehe. Gilt jenem großen Gelehrten, der die Jugend für Moral bildet und alle Grundſätze der Ethik in ein un-

angreifbares System gepackt hat, geht ihm nur nach in sein Familienzimmer, an seinen Mittagstisch, in seine vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, scheues Weib, verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr selbst auf die ihr aufgedrungenen, unsittliche Überzeugung, daß sie mit der Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außergesetzlichen Zustand gestellt, wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und in dieser Überzeugung schweigt und schweigt sie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tische bedienend. Und wenn Du ihr vor Rührung die beringte Hand küssest, wirft sie erschrockene Blicke zurück auf den, dem sie ein Besitzthum, eine um bestimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrocks- und Pantoffel-Angelegenheit nach Abspannung von Büchern und Geschäften geworden; der ihr eigenes inneres Leben ignorirt und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen Pflichtliebkosungen seinen starkriechenden Tabäck in die

Augen geblasen, sie Abends mit in seine Kammer nimmt, wo, ohne den Genius der Liebe und der Andacht, der Liebe heiligstes Werk zur thierischen Function wird! Man will sich nicht gestehen, daß solches Eheleben, welches sich so in tausendfältigen Formen unter uns variirt, ein unsittlicher Wandel sei, da man auf der andern Seite anerkannt unter Legitimation der Moral steht, und Gott weiß, welche belobungswerthe Verdienste sich um die Ethik selbst erworben. Kann es aber ein Redlichdenkender bestreiten, daß die meisten unserer Ehen unsittlicher Art sind, indem die Frauen darin nicht als geistige Selbstständigkeiten, sondern nur als Mittel gewußt werden; denn nur die Anerkennung der geistigen und innern Bedeutung eines Wesens macht es sittlich und läßt ihm sittliche Freiheit zu! Ich sage, unsere Zeit hat diese geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande empfunden, und eine neue Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit bethätigt, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, arbeitet nur der wahren Versittlichung der Zustände entgegen. Nur mit

der Moral derjenigen ſteht es ſchlecht, welche ihre egoiſtiſchen Angewohnheiten und Familientraditionen für moraliſch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und iſt eine ſtufenweiſe Annäherung an das Ideal der Menſchheit.

Die heutige Schriftſtellergeneration Deutſchlands hat bei weitem ſittlichere Tendenzen, als die romantiſche Schule. Man ſehe nur hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter, wie Tieck, der in ſeinen Wirklichkeitsdarſtellungen nach dem Leben faſt nie vermocht hat, ein edles, ſittliches, geiſtig ſchönes Frauenbild klar und plaſtiſch hinzuſtellen! Nicht einmal künſtleriſche Durchſchmelzung des Fleiſches, wie bei Heinſe, ſondern die allergemeinſte, materiellſte Anſchauung des Weibes iſt bei Tieck vorherrſchend. In den meiſten ſeiner Romane führt er uns zweideutige Bekanntſchaften vor, und ſelbſt im „Dichterleben“ ſteckt unverſehens einmal ſeine Muſe den verwandelten Schweinskopf zu ſolchen Circen empor, die er mit ſchöner, glänzender, koketter Beweglichkeit zu ſchildern verſteht, während er größtentheils die anſtändigen

und edlen Frauen seiner Dichtung entweder, wie in den Novellen, nur flüchtig und mit Unbehagen skizzirt, oder, wie früher, im Octavianus und der Genoveva, in dreidoppelte Schleier der gestaltlosen Mystik hüllt. Von ächter Weiblichkeit hat nur selten einmal die Ahnung sein Gemüth durchblitzt, und wenn ich an den Lebensbildern der romantischen Schule noch einmal vorbeiwandele, so finde ich hinter den üppigen Blüthenhecken buhlerischer Stanzen und Kanzonen auch die ächte Liebe, nach der ich mich sehne, nirgend, sondern ein geistreich verschmitztes, lauerndes, halb in tiefsinnende Lust, halb in Ironisirung seiner eigenen Lust gemaltes Gesicht, mit unheimlichen Zuckungen um den Mund, sieht mich an, zu meinem Ekel. Ist dies Gesicht dazu geeignet, sich jetzt als Tugendspiegel vor diese Zeit hinzustellen, und im letzten Glanz moralisirender Strafnovellen sich zu zeigen? Die romantische Schule sollte still sein von solchen Dingen, damit man nicht nachforsche in den Archiven ihrer Jugendsünden, und alte, geheimnißvoll redende Pergamentblätter aus der Periode ihrer mondbeglänzten Zaubernächte aus

Tageslicht ziehe! Es ist keine angenehme Pflicht, die geheime Geschichte der Romantik zu schreiben, und wir bitten, unserm wohlunterrichteten Gedächtniß aus dem Wege zu gehen! Gut möchte es sein, dem Publikum manche verheimlichte Zustände unsres Privatlebens vor Augen zu rücken, damit es sehe, wie die jetzt so beliebt werdende, öffentliche Koketterie mit der Moral in manchen ihrer Hauptrepräsentanten auf einem morschen, faulen, und sittlich unwürdigen Hintergrund ruhe! Aber meistentheils stemmen sich dawider Mitleid und Pietät gegen die Laren, und nur in einigen Fällen gestattet es die erlaubte Nothwehr, daß man, um seine eigene stillgehaltene moralische Würde der feindseligen Scheinheiligkeit gegenüber abzuzeichnen, mit jenen Überlieferungen sich siegreich wappene!

Und nun naht euch wieder, himmlische Gestalten, die ich fast vergessen hätte, aus der Novelle: Eigensinn und Laune! Tieck schildert eine Emmeline, auf fortschreitenden psychologischen Stufen, in denen sich manche alte meisterhafte Anklänge von ihm verrathen. Aber des Dichters Gesinnung, welche dabei den schreien-

den rothen Faden macht, ist eine Perfidie gegen die Menschheit. Man höre und bedenke folgende Verhältnisse! Dies Mädchen, eine naturkräftige Schönheit, voll Anlagen zur höchsten weiblichen Bildung, wird von dem bestimmtesten Widerwillen gegen die Ehe erfüllt. Die catilinarische Rede, welche sie zu Anfang der Novelle gegen alle ehelichen Anmuthungen hält, ist der Ausdruck eines natürlichen, scharfsehenden und aufrichtigen Gemüths, das vor der Hypercivilisation und Unnatur der meisten Gesellschaftsverhältnisse zusammenschaudert. Dies ist so begreiflich motivirt, daß man überrascht wird, wenn die gleich einem Iltis herbeischleichende Ironie Tiecks daran nur ein Beispiel statuiren will zur Verhöhnung aller socialen Fragen der Zeit. Gehen wir aber mit Emmelinen auf die Reise, und horchen auf die ersten Herzschläge ihrer Liebe, die ein frisches Naturkind ihr erweckt! Ein junger, in der That liebenswürdig geschilderter Kutscher, der gar keine angebildete Cultur besitzt, regt in der Schweiz und in der träumerischen Stille des Waldes, durch den er ihr Wagenlenker ist, das erste Gefallen des geistreichen Mädchens an einem

Manne auf. Offen und natürlich, wie sie ist, erklärt sie sogleich ihre Gefühle, und setzt ihrem erstaunten, aber nachgiebigen Vater auseinander, wie, nachdem sie jene civilisirt verbildeten Jünglinge in der Stadt immer als Krüppel habe verachten müssen, ihr jetzt endlich die Bedeutung des Mannes und der Ehe das Herz getroffen habe. Die ironische Erfindung verknotet sich nun folgendermaßen. Jener Bauerbursche wird in einer kleinen Stadt zurückgelassen, und ihm Lehrer aller Art beigegeben, die seine Ausbildung bewirken sollen. Welch ein Faux-Pas der Ironie! Es ist unwahrscheinlich, daß Emmeline, die ihr Naturkind so, wie es war, besitzen wollte, seiner künstlichen Cultivirung vor der Ehe nachverlangen konnte, und wenn dies des öffentlichen Anstandes wegen zu einer Heirath geschehen mußte, so ging wieder der ganze Sinn derselben verloren. Aber Tieck, in dessen traumhafter Gestaltenwelt sich die Personen bekanntlich auf Einmal wie wahnsinnig gebärden, brauchte ironische Pottasche, um diese grüne Novellenseife, womit er die Zeit reinigen und weißwaschen will, gar zu kochen. So kommt der Verlobungsabend heran,

wo der mit seinem Bildungscursus fertig gewordene Martin Sendling von der Braut und einer versammelten Gesellschaft erwartet wird. Er hat in kurzer Zeit viele Talente entwickelt, erscheint ganz verwandelt, und ist, mit einem Wort, aus einem Naturmenschen ein gebildeter Mann geworden. Emmeline stößt ihn entsetzt von sich, sobald sie seiner in dieser Metamorphose ansichtig wird, und da er ihrem Ideal nicht mehr entspricht, sondern wie die Übrigen geworden ist, muß er sie fliehen. Der arme Bursche, der nun für Alles verdorben, geht mit seinem ihm so schlecht bekommenen Stückchen Bildung in die weite Welt, Emmeline aber begiebt sich nach Paris mit ihrem Vater. Wie viel vortreffliche Elemente sind nicht in dieser Emmeline, welche gesunde Oppositionskraft des ächten Weibes, welche tragische Zerfallenheit mit einer überlebten gesellschaftlichen Cultur! Aber dies Alles, wie es aus den Schmerzen der Zeit richtig genug herausgesehen und herausgegriffen ist, spießt sich Tieck nur so zum hämischen Spaß auf die Schreibfeder, und macht ein Persiflirstück scandalösen Humors aus dem, was die Aufgabe

eines Dante wäre. Die ganze Emmeline iſt ihm nur eine Bußgeſtalt ſeiner ironiſchen und polemiſchen Abſichten, und ſo läßt er ſie, mit bizarrer Verläugnung aller humanen und poetiſchen Gerechtigkeit, allmählig in lauter abſcheuliche Verhältniſſe zerfaulen. Man höre weiter!

Emmeline, die arme, an Allem irrgewordene Emmeline, muß in Paris der niedrigſten Verführung zur Beute werden, und erlebt auf eine empörende Weiſe, die erſten Mutterfreuden durch den allerverächtlichſten Menſchen, der ihr ſelber ein Gräuel iſt. Emmelinens Ehre wird jedoch vor der Welt durch einen ihrer älteren Liebhaber, einem edelmüthigen Pedanten, gerettet, der ſie heirathet und wieder zurück nach Deutſchland führt. Hier lebt ſie in der Einſamkeit auf dem Schloſſe ihres Mannes, ein todtes hoffnungsloſes Scheinbild ihrer ſelbſt, als ein franzöſiſcher Offizier, der gaſtlich bei ihnen aufgenommen wird, ihr von neuem Anforderungen an das Leben erregt. Sie geſteht ihm liebend, er ſei der erſte wahre Mann, der ihr vorgekommen, und Beide fliehen miteinander. In einer Waldſchenke erkennen ſie ſich an einem ihrem Geliebs-

ten entgegenſpringenden Hund, Namens Muntſche, dieſer lächerlich fabelhaften Machination, die in der Novelle unaufhörlich ſpukt, ohne daß man begriffe, was ſich der Verfaſſer eigentlich bei dieſem witzelnden Hundefatalismus ſeiner Dichtung gedacht. Dergleichen gehört aber zu den krankhaften Gelüſten der Tieck'ſchen Novelliſtik, die ſich überall bei ihm zeigen, ſo wie es auch eine oft wiederkehrende Grille ſeiner Erfindungen iſt, daß zwei ehemalige Liebende ſich plötzlich nach langer Zeit in einer völlig unkenntlich gewordenen und verblichenen Geſtalt wiederfinden müſſen. So erblicken ſich jetzt Emmeline und — Martin Sendling einander gegenüber, und mit dieſem Moment des bizarren Wiederſehens hört Glück und Frieden ihres Verhältniſſes auf. Sie kehren ſich feindlich den Rücken. Jetzt aber tritt die große culturgeſchichtliche Wendung der ganzen Novelle ein. Mit dem neuen Abſchnitt der Ereigniſſe, welcher nun beginnt, führt uns Tieck geradewegs in ein — Bordell, das ſeine Ironie fortan zum Schauplatz der neueſten zeitgeſchichtlichen Tendenzen macht. Ich erinnere mich nicht, in einer andern deutſchen

Dichtung jemals ſo unverhohlen auf ſolchem Grund und Boden geſtanden zu haben. Freundin, verhülle dein Antlitz, während ich unverzagt einem ſolchen Führer, wie Ludwig Tieck, in ein ſolches Haus folgen will! Seine Helden und Heldinnen bis in ein * haus zu bringen, gehört ebenfalls zu den krankhaften Gelüſten der Tieckſchen Muſe, und nirgends iſt das Straßenleben der Venus Vulgivaga und Cloacina mit einer glänzendern Detailkenntniß geſchildert, als im William Lovell, der in ſeiner metaphyſiſchen Verzweiflung alle ſeine ehemaligen Geliebten zuletzt als triefäugige Prieſterinnen in irgend einem Gaſſenwinkel wiederfindet. Die eigentliche Anklage gegen neuere Moraltendenzen, worauf die Novelle „Eigenſinn und Laune“ baſirt iſt, wird aber in einem ſchlechten Hauſe bei Madame Blanchard zu Protocoll genommen. Dieſe ſchreckliche Wittwe Blanchard iſt kein Dortchen Lakenreißer, deren naive, unſchuldige Gemeinheit ich bei dem naturſtarken Shakſpeare noch liebenswerth finden könnte. Mutter Blanchard iſt eine ironiſirte Mutter, ach! es iſt die arme, unglückliche, in die ſocialen Wirren unſerer Zeit verſtrickte — Emmeline!

Der Dichter wollte zeigen, daß solche simonistischen Tendenzen, wie sie der Gesinnung Emmelinens sich bemächtigt hatten, zu keinem andern Ziel hinführen, als zum — Bordell! Guter Gott, welche Tendenzen hatten denn die romantische Schule dahin geführt? — Wem, auf irgend einer Seite des Lebens und der Ansicht, kann wohl mit dieser Ironie gedient sein, die solcher Farben bedarf, um sich wirksam anzustreichen? Die Gesellschaftszustände unserer Zeit haben allerdings schwierige und verwundende Auseinandersetzungen zwischen einer wahren, vernünftigen, ächt menschlichen Ethik und den abergläubischen Traditionen nöthig gemacht, aber man führe den Kampf nicht mit der Ironie einer erbitterten Subjectivität, sondern aus einer grossen und allgemeinen Anschauung heraus! Der Fonds der heutigen Menschheit ist keineswegs abgeschwächt, sondern sie war zu keiner Zeit so stark, um die Umarmung des Gottes in seiner wahren, unverhüllten Gestalt zu leiden und zu genießen. Das heißt: sie war zu keiner Zeit so reif für vernünftige und humane Zustände! —

* * *

Um die Beurtheilung über Ludwig Tieck nicht mit einer unbedingten Negation abzuschließen, an der wir nach dieser Seite hin nichts nachzulassen wüßten, mag hier noch die Erinnerung an eine seiner früheren Novellen folgen, die ihn am meisten auf dem ihm eigenen Terrain zeigt, nämlich: der Tod des Dichters, worin er das Leben des portugiesischen Dichters Camoens behandelt hat. So unbrauchbar die Tieckschen Darstellungen für das praktische Leben sind, so feinsinnig und bedeutsam werden sie da, wo ihnen die Poesie zum Gegenstand der Poesie wird. Wir bezeichnen hier eine Haupteigenthümlichkeit der romantischen Schule, nämlich die künstliche Selbstreflectirung der Poesie, zu der sie es in ihrem Schaffen lediglich gebracht hat. Darin markiren sich zu einem festen Unterschied die Bestrebungen Dessen, was man gegenwärtig bei uns Literatur nennt und das, wir mögen jetzt hervorbringen was wir wollen, nur immer insofern Werth haben kann, als es dem Leben irgendwie dient, aus ihm hervorgeht oder es erzeugt.

Schon frühe hat Tieck angefangen, die Kunst

ſelbſt ſich zum Vorwurf der Kunſt zu nehmen, über das Dichten zu dichten und über die Phantaſie zu phantaſiren. Er wußte in damaliger Zeit, als er die Phantaſieen über die Kunſt und den Sternbald ſchrieb, ſogar eine eigene Stimmung frommer Kunſtandacht im Publikum zu verbreiten, die, obwohl ſie auch nicht ſelten in Kunſtandächtelei ausartete, (wie z. B. bei ſeinem Freunde Wackenroder in den Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders) doch ein ächt deutſches Element in unſrer Nationalität berührte, und ein tieferes Erfaſſen des Kunſtlebens ohne Zweifel begünſtigte. Tieck ſelbſt war jedoch eine zu kritiſche und immer die Höhenpunkte des Humors ſuchende Natur, als daß dieſe kunſtpietiſtiſche Richtung den ſcharfen Geiſteskern in ihm hätte gefangen nehmen können, und wenn er das Thema, über die Poeſie zu dichten, das ihm ein nothwendiges Bedürfniß ſeines Talents zu ſein ſchien, nicht verließ, ſo ſehen wir doch bald, wie verſchiedenartig und kraftvoll er daſſelbe zu ergreifen verſtanden, ja wie er eigentlich an dieſem Thema fortgeſchritten iſt von jugendlich enthuſiaſtiſchen Anfängen aus

bis zur höheren Bildungsstufe des weise gewordenen Genius. Schon im Zerbino wird dies Thema ironisch, die Verirrungen der Poesie werden Gegenstand parodirender Poesie, kranker Geschmack der Zeit soll durch ein Überbieten mit geschmackvoller Tollheit gesund gemacht werden, und das Selbstreflectiren des Dichtens im Dichten erscheint hier als eine köstliche **Fata Morgana** des Humors gewandt, in der Alles auf dem Kopf steht, um dadurch zur Vernunft gebracht zu werden. Am bedeutendsten aber, und durch productive Gestaltenkraft gehoben, tritt diese Aufgabe in den Novellen Tiecks, mit denen er seit dem Jahr 1820 eine neue Periode seiner Poesie begonnen, wieder auf, und erhält jetzt von ihm die auffassendste, am eigenen Dichterleben genährte Lösung. Seine drei Shakspeare-Novellen genießen unter uns des Ruhmes, den sie bei dem heutigen kalten Literaturklima Deutschlands, wo man Beispiele hat, daß sogar Wein eingefroren ist, nur immer genießen können. In diesen Darstellungen liegen die tiefsten Schätze und Räthsel der Dichterbrust enthüllt, die schaffenden und zerstörenden Elemente des Genius

zeigen ſich in ihren wunderbaren Conflicten der beſtehenden Weltordnung gegenüber, und alle die geheimnißreichen innern und äußern Verwickelungen einer hohen Begabung, durch die ſich das Talent ſein eigenes Glück und ſein eigenes Elend bereitet, hat Niemand mit einer ſolchen Weisheit bei allem Grauen dämoniſcher Schrecken, und mit einer ſolchen Lieblichkeit in der Ergreifung zarteſter Seelentöne entfaltet, als Tieck.

Die Novelle, „der Tod des Dichters," obwohl an Form und Geſtaltenbildung dem früheren „Dichterleben" nachſtehend, iſt ihm an Tiefe und innerer Umfänglichkeit des Themas gleichbedeutend zur Seite zu ſetzen. Im „Dichterleben" war es zugleich die Großartigkeit der Contraſte, welche in den Gegenſätzen zwiſchen Shakſpeare und den beiden andern Dichtern Marlow und Green dieſe Novelle zu einer ſtürmiſchen Tragödie der Dichterkämpfe bewegte; hier, wo wir den unglücklichen, von ſeinem Vaterlande mißkannten Sänger der Luſiade vorübergeführt ſehen, iſt es der Schwanengeſang eines Dichterlebens, das in ſeiner letzten ſchmerzlich ſüßen Verath-

mung noch einmal die schönsten Kräfte des innern Reichthums zu einer Todesfeier aufbietet. Daher tritt hier Alles leiser und sanfter gefärbt auf, die Gegensätze, auf die der Dichter sonst seine stärksten Motive verlegt, wirken einfacher und stiller, und die Ironie hat sich fast ganz in eine lächelnde Wehmuth verloren, die ein mildes, wohlthuendes Licht über alle Verhältnisse der Dichtung ausbreitet. Eine an Glück und Unglück reiche Vergangenheit hat sich bereits abgerollt, die Hauptgestalten der Novelle stützen sich alle mehr oder weniger nur noch auf große Erinnerungen, die ihnen als letztes Erbe eines mit dem Höchsten zusammengehangenen Lebens übrig geblieben sind, und Camoens selbst gilt in seinem Vaterlande seit zwei Jahren für todt und wird von wenigen Freunden als ein im Elend Hingeschiedener bejammert. Nach vielen Wechselfällen eines stürmischen Lebens, das ihn vornehmlich in Indien im Kriegsdienst umhergetrieben, war er nach Portugal, dessen Ruhm ihm der schönste und theuerste Gegenstand seiner Muse gewesen, wieder zurückgekehrt, aber, wie immer, zu stolz, um durch Selbstherabwürdigungen

bei den Vornehmen ſeines Vaterlandes ſich eine verſorgende Stelle zu ſuchen, ſoll er endlich, wie das Gerücht in Liſſabon geht, im dortigen Hoſpital St. Lazari, wo man ihm eine Freiſtelle gegeben, geſtorben ſein. Die Novelle läßt jedoch in ſinnigen Andeutungen bald die Illuſion ahnen, welche der Sage vom Tode des Dichters zu Grunde liegt. Camoens hatte ſich nur vor der Welt ſterben laſſen, mit der er längſt ſeine Abrechnung geſchloſſen, aber ungekannt wandelt er noch durch die Straßen von Liſſabon, wie ein abgeſchiedener Geiſt Allem verſöhnt, eine edle freundliche Geſtalt, mit dem Leben klar auseinander geſetzt, und darum ſchon faſt von Verklärung umleuchtet, und nur ein dunkler ungeſtillter Trieb, ſich noch einmal mit den geliebteſten Geſtalten ſeines früheren glücklichen Lebens zu vereinigen, ſcheint ihn noch unruhig auf und nieder zu bewegen. Er meidet jedoch mit einer gewiſſen Scheu alle höheren Kreiſe der Geſellſchaft, und wir ſehen ihn zuerſt in einem öffentlichen Garten, im niederen Zirkel gutmüthiger, ſpießbürgerlicher Beſchränktheit, auftreten, wo er, unter dem Namen Don Luis bekannt und

geliebt, ſich wohl befindet und in lebhaften Geſprächen über vaterländiſche Gegenſtände ſich mittheilt, ohne jedoch je ſeine eigenen Verhältniſſe zu berühren.

Tieck hat es mit großer Kunſt und Innigkeit verſtanden, überall nur ein wohlthuendes Gefühl über die Erſcheinung ſeines Camoens zu verbreiten, indem ſich zeigt, wie der alte geſcheiterte Dichter, abgeſehen von ſeinen verſchwiegenen poetiſchen Verdienſten, jetzt blos durch den Reiz ſeiner Perſönlichkeit die allgemeine Achtung Aller, mit denen er in Berührung kommt, erwirbt, und dies Liebgewinnen, das dem ſanften einäugigen Mann überall begegnet, wirkt ſchon als eine milde Verſöhnung auch auf den Leſer. Ein ſtarkes Gefühl hält den luſitaniſchen Dichter aber dennoch auch an die Gegenwart gefeſſelt, während ſeine übrigen Herzensangelegenheiten entweder der Vergangenheit angehören oder verblichene Schmerzen ſind; dies iſt die Vaterlandsliebe, die ihn noch rührig an dem Vorgang der öffentlichen Begebenheiten Antheil nehmen läßt. Der von jugendlich ſchwärmeriſchem Heldenmuth eingegebene Zug des jungen Königs Sebaſtian

nach Afrika beſchäftigt eben zu dieſer Zeit die Gemüther der Portugieſen, und hat ſowohl Beſorgniſſe als Enthuſiasmus für dies unglückliche Unternehmen rege gemacht, das endlich, wie die Vaterlandsfreunde gefürchtet, den hoffnungsvollen König in einen frühen Tod geſtürzt und dadurch die Selbſtſtändigkeit des Reiches den Feinden Portugals in die Hände gab. Für dieſe Angelegenheit ſehen wir auch den edeln Camoens, den eifrigſten Freund ſeines obwohl gegen ihn undankbaren Vaterlandes, lebhaft bewegt, und es iſt ein eigenthümlicher Zug von Tieck, daß er an den großen Dichtern, über die er gedichtet, immer vornehmlich den Patriotismus als einen der ſchönſten Edelſteine in der Dichterkrone hervorzuheben bemüht iſt. So hat er auch in den drei Shakſpeare-Novellen mit beſonderer Vorneigung die Vaterlandsliebe Shakſpeare's gefeiert, die dem Leben des Dichters den herrlichſten, von ſittlicher Kraft und ächt menſchlicher Begränzung getragenen Grund und Boden verleiht. Aber in Tieck ſelbſt haben ſich die Elemente, die er nur in der poetiſchen Anſchauung ſchön findet, zu keiner Eigenthümlich-

keit ausgeprägt, wenigstens nicht in denjenigen Leistungen, mit denen er öffentlich gewirkt hat.

Zwei Verhältnisse sind es besonders in dieser Camoens-Novelle, die uns mit sinnreicher Kunst angelegt zu sein schienen. Dies ist zuerst das Verhältniß des Dichters zu seinem Gedicht, des Camoens zu seiner Lusiade, das sich auf eine eigenthümliche Weise durch die Fäden der Novelle hinschlingt. Der Dichter selbst schleicht unbekannt, vergessen und für todt geachtet, im Hintergrunde umher, mit den gemeinsten Bedürfnissen der Existenz im Kampfe, aber sein Gedicht, der unsterbliche und unzerstörbare Theil seines Lebens, geht den verlorenen Pfaden seines Urhebers leuchtend voran, wie ein immer heller erglänzender Stern, und hat unterdeß bei den Gebildeteren des Volks in seiner Größe anerkannt zu werden begonnen. So tritt dem in Lissabon umherwandelnden Dichter sein eignes Gedicht oft zufällig im Gespräch der Menschen in den Weg, und er sieht dann sein geliebtes Kind, das er hoffnungslos in die Welt hinausgegeben, von Ruhm geschmückt und verherrlicht wieder, wie er es kaum noch zu sehen geträumt

hatte; es ist ein Liebling, und bald der noch einzig übriggebliebene nationale Stolz und Trost eines Volkes geworden, dessen Großthaten und Heldencharakter darin der Bewunderung der Nachwelt erhalten sind. Während man den Dichter und sein vermeintliches Schicksal jetzt betrauert, preist man die Herrlichkeit seines Gedichtes um so mehr, aber Camoens selbst mag den Höhepfaden des Ruhms, auf denen er sein Werk fortgetragen sieht, nicht mehr folgen, und tritt immer wieder scheu, und ohne sich bei dem alten abgelegten Namen zu nennen, in die niedrige Einsamkeit zurück, die ihm wie ein kühles Grab zur Wohlthat geworden. Aber das reichgewordene Gedicht eilt seinem verarmten Dichter überall suchend nach, es trifft ihn, wo er es meiden wollte, und bringt ihm wie liebkosend einen freundlichen Strahl des Glückes auf, von dem es selbst umflochten worden, bis es sich ihm endlich, freilich beim Verscheiden, auf das sterbende Haupt legt als Krone des Lebens und ihn mit der Glorie der Vollendung umleuchtet. Dies rührende Widerspiel von Dichter und Gedicht ist ein altes Künstlerschicksal, das sich immer

wiederholen wird, ſo lange es Schaffende giebt. Das Werk löſt ſich ab von ſeinem Schöpfer und wird ein Selbſtſtändiges, das ſeine eigenen Lebenswege und Geſchicke geht; ja es iſt begünſtigter und geſicherter als ſein Künſtler ſelbſt, weil ihm dieſer eine Vollendung und Abgeſchloſſenheit des Daſeins eingehaucht hat, die ihm ſelber nie werden kann und darf. Das Gedicht hat die Macht eines Objects in der Welt erlangt, und ſteht als ein ſiegreiches Leben im Leben da, während der Dichter über den Kampf mit einer nie zu beruhigenden Perſönlichkeit niemals hinauskommt. So kann der Dichter aus Gründen, die für ſeine Individualität gerechtfertigt ſind, ſein eigenes Werk aufgeben und verwerfen, während es nichtsdeſtoweniger der Welt als ein ewiges angehört; und Calderon bereute auf ſeinem Todbette nichts ſchmerzlicher, als daß er die Dramen alle geſchrieben, die noch heut ſein Angedenken verherrlichen.

Das zweite Verhältniß, das wir zugleich mit dieſem hervorheben wollten, iſt das des Dichters zu ſeinem Diener, dem Neger Antonio. Camoens hat ihm in Indien das Leben gerettet,

und den dankbaren Sklaven, der Chriſt geworden, mit ſich nach Liſſabon gebracht. Hier wird der Neger bald in allen Straßen der Hauptſtadt als einer der eifrigſten und zudringlichſten Bettler geſehen, und bei ſeinem wunderlich gutmüthigen, komiſch rührenden Weſen, trägt er von Jedermann reiche Gaben davon. Der ſchwarze Bettler bettelte für den — Dichter. Der arme Camoens hat keinen ihm helfenden Freund, als ſeinen Diener, und zu ſtolz, von jedem Andern Unterſtützung anzunehmen, verſchmäht er es doch nicht, den Erwerb des bettelnden Negers heimlich mit dieſem zu theilen. Dies Verhältniß hätte leicht bei Verfehlung der leiſeſten Nüance unedel werden können, aber um ſo mehr bleibt die aufgewandte Kunſt der Darſtellung hier zu bewundern, die überall nur den edelſten, reinſten, ja erhebendſten Sinn eines ſolchen Verhältniſſes aufkommen zu laſſen verſtanden hat. Tieck weiß glücklich, wie wenige, ſolche zweideutige Aufgaben Darſtellung durch Das zu vermitteln, wodurch ſie einzig vermittelbar ſind, nämlich durch Humor, der hier die ſchönſten Geheimniſſe ſeiner Bedeutung entfaltet. Die

Geſtalt des Negers mußte humoriſtiſch gehalten werden, wenn das Verhältniß zwiſchen ihm und Camoens zu ertragen ſein ſollte, und dieſe Färbung ſehen wir mit dem gewohnten Reichthum des Dichters über dieſe Partie ausgeſtreut. Ein ſo wunderbarer Werkmeiſter iſt der Humor, daß er, alle Zuſtände, die er berührt, auf den freieſten Höhepunkt der Lebensanſicht hinaufhebend, alle zu herben Tinten in einen leiſeren Schein verſchmilzt, und die Gegenſätze, indem er ſie ſpielend in die Luft wirft, in Äther zerſchäumen läßt. In dieſem kindlich ſpielenden Gemüth des Negers, das ſich nur in ſinnig närriſcher Rede zu äußern weiß, haben ſich zugleich die tiefſten innerlichen Wahrheiten des menſchlichen Weſens wunderbar erſchloſſen und treten bei ihm hinter der Naivetät des Naturkindes, das ſeine geiſtigen Wahrnehmungen und ſeinen heiligſten Ernſt immer in eine bunte und darum oft luſtige Äuſſerlichkeit von Bildern kleidet, in einer ſeltſam ergreifenden Sprache hervor. Man höre nur, wie er ſeine Taufe erzählt und freue ſich an des Dichters meiſterhaftem Geſchick, mit dem er die Rede der tiefſinnigen Einfalt getroffen: „Seht,

ſagte der Neger, konnte mir ſchon lang mit meine Götzenbilder nicht vertragen: hatte das Kerl nicht ein Schnautz als wenn er mir auffreſſen wollt, wenn ich ihm mein Reverenz macht. Hat mir auch nichts geholfe, wenn ich den Granzhans um was höflich erſucht hab; ſitzt immer ſtumm und grob als wenn das Thier von Holz wär, war auch aus Holz gebaut, konnte nit anders. Lang ſchon hatte ein fromm Chriſtenprieſter ſich mein erbarmt und auf meine gläubige Seel herum gepredigt und handthiert; legte mir alles aus und gab meinem dummem Geiſt ſo rechten Stoß und Ruck in das Unbegreifliche nein, daß ich's in Bruſt und Herz und Rippen fühlte. Nun tauft mir der Mann in ſeiner ſchönen Kirch, wie meine Lebensgeiſter darauf präparirt war. Ach! Ach! wie das allerheiligſt Waſſer und Wort mir Gebein und Verſtand naß macht, anrührt, durchdringt oder penetrirt, ſeht, werthachtungswürdige Chriſtenherren, da brummt, ſummt und grollt es mich ſo im Herzen, als wenn drei Bienenſchwärme darin herumſuſelten. Kam in mich Feuerbrand und Zorn, und wieder ſanft, ſanft, wie weiße Täublein

durch blauen Morgenhimmel ziehn in erſter Frühe, wenn Thau noch an Blumen weint. Fühlte, daß meine Seele neu war geworden, fühlte, wie gütige lieber Heiland mich in ſeine zarte Arme nahm und ſagte: arme ſchwarze Creatur, Menſche hab dich geſchlage und gefoltert und mit Füße getrete, bleib Du bei mich, ſieh mir in mein Auge, wenn Du wieder traurig biſt: will Dir wie Kind, wie Bruder lieb habe, denn Du haſt nicht Eltern, nicht Schweſter und Bruder. Ja, meine Gönner, meine Eltern hatten mir ja ſelbſt nach der Fremde hinaus für bischen Geld verkauft. — So bin ich Chriſt und glücklich geworden, bin nicht weiß, nicht Portugieſe, bin Bettler, ſchwarz Sklave, kann aber ſelig werden, und bin's ſchon, wenn an ſchöne liebe Jeſus denke." —

Unter den übrigen Geſtalten der Novelle macht ſich Gräfin Catharina, die ſeitdem ebenfalls altgewordene Jugendgeliebte des Camoens, bemerklich, die, ihren Dichter todtwähnend, im ſchmerzlichen Sinnen über die Vergangenheit ihre Tage hinlebt, während Camoens, von einem dunkeln Zug der Sehnſucht getrieben, oft vor

ihrem Hauſe auf und ab wandelt, und ſie den einäugigen Greis gewahrt, ohne den Gegenſtand ihrer geheimſten Gedanken, von dem ſie damals durch ein widriges Schickſal geſchieden worden, in ihm zu ahnen. Der Dichter iſt in Zeichnung dieſer Geſtalt gar zu ſparſam mit Farben geweſen, und ſie geht kalt und reizlos an uns vorüber, ohne den Eindruck zu machen, den das auf ihr beruhende Verhältniß hervorzubrüſgen im Stande geweſen wäre. Selbſt zuletzt in der Todesſcene des Dichters, wo ſich beide erkennend wieder begegnen, ſcheint in ihrer Haltung etwas vernachläſſigt, das uns ſtört, und es iſt, als hätte der Dichter in ihr einen Winter der Gefühle darſtellen wollen, wie er auch nach der ſchönſten und reichſten Jugend oft das Alter beſchleicht. Dagegen iſt auf ihre frühere Jugendgeſtalt in den „Seelen zu künftigen Gedichten“ eine zauberiſche Rückbeleuchtung geworfen. Dieſe als Einlage mitgetheilten „Seelen,“ angeblich eine Reihe von Entwürfen und Jugendphantaſieen des Camoens, ſchildern die Scenen und Gefühle eines beneidenswerthen Umgangs der Liebe in Wundertönen der ſeelenhafteſten

Empfindung. Alle Schönheiten südlicher Liebesdichtung sind in diesen Ergüssen vereinigt, und das Herrlichste, was die Alten in der Erotik gedichtet, was Properz in tiefglühenden Elegieen gesungen und Ovid in leichtfertigeren Versen getändelt, das Süßeste und Weichste, was die Neueren kennen, was Petrarcas flötende Sonette in der Sprache der Liebe hervorgezaubert, ist nicht dieser Fülle zu vergleichen, die Tieck hier aus dem tiefsten Bronnen des Gemüths ausgeströmt und mit allen Zauberlichtern und Himmelssternen, die in den holden Wahnsinn lieblicher Leidenschaft des Menschen hineinscheinen, durchhaucht hat. Diese flatternden Psychen künftiger Gedichte sind ein Triumph der deutschen Sprache, und beweisen, wie sie, auch ohne vom Wohllaut schöner Verse und Reime einen Reiz zu borgen, doch der allerzartesten Melodie und alles süßen Geflüsters südlicher Mundarten fähig gemacht werden kann. Zugleich aber geht durch dies sinnlich blühende Schwellen und Drängen der Gefühle eine innere Seelenreinheit, die den erquickendsten Eindruck verbreitet, und jenes träumerische „Gedankenvoll sein" spinnt sich

unwillkührlich von tändelnden Empfindungen aus in die bedeutendsten Beziehungen geistigen Lebens hinein.

Noch ist die Erscheinung eines Kindes zu erwähnen, das diese Novelle, wie manche anderen des Dichters, holdselig verschönt. Camoens Liebe war unglücklich gewesen, da Catharina zu einer andern Verbindung gezwungen worden war, aber das vertrauliche Verhältniß Beider hatte sich dennoch in einer Frucht ihres Umganges verrathen, ohne daß der seitdem aus dem Vaterlande in einen andern Welttheil geflohene Dichter Kunde davon gehabt hätte. Das Pflegekind Maria, das Gräfin Catharina jetzt bei sich erzieht, ist ihre Enkelin, sowie die Enkelin des Camoens, und das Verhältniß, das sich zwischen diesem und dem Kinde wie zufällig entspinnt, indem es ihm öfter im Garten begegnet und den alten milden Mann in traulich plaudernden Gesprächen liebgewinnt, ja von ihm wunderbar träumt und sich immer mit ihm beschäftigt, ist das Rührendste, was erdacht werden kann. Das Mädchen ist mit aller naturgetreuen Anmuth geschildert, die man an Tieck

bei Zeichnung ſeiner kindlichen Charaktere kennt, nur dürfte ſie hin und wieder etwas zu ſehr ins Altkluge verfallen ſein, und die Erzählung ihres Traumes ſcheint nicht ganz kindlich natürlich. Die übrigen Figuren ſind, wie es in Tiecks Novellen oft geht, meiſt nur Träger von Geſprächen und Reflexionen, mit ſchattenhafter Individualität, wie ſich denn dieſe Novelle überhaupt an einigen Stellen, und faſt die ganze Mitte hindurch, in Geſpräche auflöſt. Camoens vergangenes Leben ſelbſt wird auf dieſe Weiſe in Erzählungen und Geſprächen wunderlich ſtückweiſe in das Ganze hineingeſtreut, und obwohl es auch ſo durchaus nicht ohne Intereſſe läßt, hätte es doch vielleicht durch andere Anlegung weit eindrucksreicher hervorgehoben werden können. In der alle Fäden löſenden Todesſcene des Camoens zeigt ſich aber der Darſteller noch einmal in ſeiner ganzen Größe und Meiſterſchaft Die Geſtalten des Lebens, die ihm die theuerſten waren und nach denen er ſo lange ſchmerzlich geſucht, treten jetzt endlich vor den ſterbenden Dichter alle als gefunden hin, und vereinigen ſich zu einem Kranz der Liebe und Ver-

ehrung, der ſich ihm verherrlichend um das ſcheidende Haupt legt. In ſanften frommen Tönen entwirren ſich alle Mißlaute eines vielbedrückten Daſeins, was als das Dauernde im Glorienſchein übrig bleibt, iſt der ewige Kern jedes ächten menſchlichen Strebens, und im irdiſchen Tode des Dichters feiert das Schönſte in ihm ſchon vor Aller Augen ſeine geiſtige Auferſtehung und Verewigung. Selbſt die Welt draußen ſchickt noch Boten der Huldigung an das Lager des Scheidenden, ein Prieſterzug geht auf der Straße vorüber, Poſaunentöne und Kirchengeſang erſchallen, und ein Biſchof übernimmt aus Ehrfurcht vor dem Sterbenden ſelbſt die heilige Ceremonie, ihm das Abendmahl reichend. So ſieht ſich der Dichter überall mit dem Beſtehenden ausgeſöhnt, und lächelt dem großen Frieden entgegen. Nur ein irregeleitetes Gefühl könnte einen Anſtoß daran nehmen wollen, daß es der Darſteller für nöthig hielt, auch noch die Befriedigung des kirchlichen Cultus in die Todesfeier ſeines Camoens hineinzuziehen. Tieck hätte den Camoens zwar auch ohne Biſchof und Abendmahl ſterben laſſen können; aber hier zeigt

sich der gesetzgebende Takt des Genies, der einzig und allein richtig leitet. Der Darsteller mußte vor Allem den Anforderungen der Zeit und Nationalität genügen, auf deren Grund und Boden er seine Figuren mit so scharfer Abgränzung zu halten verstanden, und diese Anforderungen durfte er auch bei dem Tode des ächt nationalen und tief religiösen Sängers der Lusiade nicht aufgeben, da er, wie gesagt, die friedvolle Ausgleichung eines verfeindeten Dichtergeistes mit dem Bestehenden im Sinne hatte.

Rückblicke von Eduard Gans.

Die deutsche Literatur hat sich fast in allen Regionen der Anschauung ansässig gemacht, aber man muß immer, neben der Fülle an Talenten, zugleich die Bizarrerie derselben bewundern, die sich in Bewegung setzen für das Allerfremdartigste und Entfernteste und das Nächstliegende niemals mit der Darstellung berühren, die in den Manieren aller Völker und Zeiten sich ergehn und die heimathlichen und nachbarlichen Thatsachen, welche die Literatur mit dem Gesellschaftszustande verknüpfen könnten, nicht aufzunehmen vermögen. Unsere Zeit schmachtet nach Thatsachen in allen Gebieten des Lebens und erreicht etwas Reales vorläufig wenigstens in den materiellen und industriellen Interessen. Am fernsten aber von einer gestalteten Wirklichkeit steht noch die Literatur bei uns ab, die zum Theil in einen un-

glücklichen Bruch des Ideals mit dem Wirklichen gerathen, anderntheils in den heimischen Lebensstoffen wenig bildsame Realitäten für die Behandlung findet. Die deutsche Literatur bedarf noch eines geschichtlichen Prozesses, um ihren idealen Charakter in einen thatsächlichen umzusetzen. Ein deutsches Buch, auf Personen und Zuständen beruhend, die nur aus der lebendigen Mitte der Weltbeziehungen sich dargeboten, wird an sich selbst eine eben so seltene Erscheinung sein, als man von vorn herein behaupten kann, daß die Stoffe einer solchen neuen und originellen Darstellung kaum zur Hälfte national sein werden. Herr Gans hat in seinen „Rückblicken auf Personen und Zustände“ ein solches Buch geliefert, das ihm gewissermaßen unter den Händen dazu geworden, und an dem die von uns angestellte Betrachtung charakteristisch zutrifft.

Was von den Bildern und Skizzen, die Herr Gans frisch aus der Lebenserinnerung niedergeschrieben, deutschem Boden grundthümlich angehört, ist auf dieser Seite eben so bezeichnend, als auf der andern der Antheil, den das Aus-

land und besonders das französische Leben in der Reihe dieser Darstellungen schon den Stoffen nach behauptet. Das deutsche Leben hat sehr charakteristisch die Sympathieen für „Goethe an seinem Geburtstag“ und eine Geschichte der „Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ beigesteuert. Die politischen Diners in Frankreich und England, auf denen sich die Parteimeinungen bedeutsam um die Suppenschüssel gruppiren, werden bei den Deutschen naturgemäß durch ihre sogenannten Zweckessen ersetzt, wo, in aller gevatterschaftlichen Glorie eines literarischen Pickenick's, die berühmten deutschen „nicht mehr als sechs Schüsseln“ einen Zusammenhalt der schönen Geister abgeben. Herr Gans, der sich selbst einen vieljährigen Goetheesser nennt, hat wohl daran gethan, gerade von diesen deutschen Goethe-Meetings, die in diesem Jahrhundert das eigentliche Pascha aller literarischen Esser waren, das Denkwürdige der Nachwelt aufzuzeichnen, und zwar aus unmittelbarer Nähe des großen Dichters selbst, zu dem an diesem Tage, eigens dazu ausreisend, ein deutscher König ins Zimmer trat und die Dichter-

bruſt mit dem Großkreuz des Civilverdienſtordens ſchmückte. Nur beiläufig erwähnt Herr Gans des Goethe-Hegelfeſtes, das in Berlin von einem, wie uns damals dünkte, etwas künſtlich combinirten Freundeskreiſe des Dichters und des Philoſophen, in der Nacht vom 27. auf den 28. Auguſt 1826, gefeiert wurde, und von dem wir in der Gallerie dieſer Skizzen ebenfalls eine bleibende Abbildung von ſeiner Hand gewünſcht hätten, da es, die modernen geiſtigen Zuſtände ſcharf zuſammendrängend, einen nicht unbedeutſamen Punct in ſeinen Denkwürdigkeiten ausgemacht haben würde. Dagegen berührt Herr Gans von einer andern Seite das berliner geiſtige Leben eben ſo anſchaulich als durchdringend, indem er die Stiftung der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik erzählt, worin ſich die Höhe der norddeutſchen Intelligenz eine feſte Stellung zur Geſammtliteratur zu geben beabſichtigte. Dieſe Verhältniſſe haben mit den Perſonen, in denen ſie ſich darſtellen, einen plaſtiſchen Ausdruck erhalten, der in der Behandlung eines Gegenſtandes der deutſchen Gelehrtengeſchichte merkwürdig iſt, und hier in der Aus-

einanderlegung deutſcher Gelehrtenverbindungen ſchon durch den Ton dasjenige leiſtet, was Herr Gans überhaupt an ſich ſelbſt dnrchzubilden geſtrebt hat, und wovon ſein hier vorliegendes Buch eine ſchöne Blüthe aufweiſt, nämlich die weltfreie und weltthümliche Geſtaltung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, worin vielleicht deſſen ächte und wahrhafte Popularität beruht. In der genannten Skizze findet man den norddeutſchen Gelehrtenbeſtrebungen auch die ſüddeutſchen, namentlich aber die baieriſchen Univerſitätszuſtände, mit einer naiven Freimüthigkeit entgegengeſtellt, und ſo hat der Verfaſſer mit raſcher Schwingung die ganze Peripherie des wiſſenſchaftlichen Deutſchlands, was ſeinen Verkehr und äußern Zuſammenhang oder Unzuſammenhang anbelangt, umzeichnet. Als ein rother Faden durch dieſe deutſchen Gelehrtenbeziehungen windet ſich noch charakteriſtiſch die Geſtalt eines Buchhändlers, des Herrn von Cotta, der ohne Zweifel ein großer Mann ſeines Faches war, und mit aller ihm gebührenden Auszeichnung vorübergeführt wird. Das iſt aber auch Alles, was von deutſchen Lebenselementen Herrn Gans

mit Freiheit der Behandlung zum Stoffe dienen konnte.

Den eigentlichen Culminationspunct seiner Manier erreicht Herr Gans in der Verarbeitung der fremden Nationalitäten, mit denen ihn vielfache Anschauungen und Erlebnisse verknüpfen. Den größten Raum seiner Darstellungen nehmen die pariser Zustände seit den letzten zehn Jahren ein, dann die belgischen Nachwirkungen und Nachahmereien derselben in dem gedrängten Tableau von Brüssel, ferner die englische Reformbill, auf welche die französischen Julitage zeitigende Strahlen hinübergeworfen hatten, und im Hintergrunde stehend die Mischzustände der Schweiz und des Elsasses, an denen sich combinirte Spielarten deutscher und französischer Bildung zeigen. Dies ist der räumliche und zeitliche Kreis von Beobachtungen, der den größten Einfluß auf die Anschauung wie auf die Darstellung des Verfassers ausübt und seine deutsche Natur auf eine eigenthümliche Weise flüssig macht. Das persönliche Erlebniß bildet den Ausgangspunct aller dieser Schilderungen, und theilt ihnen den Charakter von Denkwürdig-

keiten mit, der in gesellschaftlicher Unbefangenheit der Mittheilung leichtfüßig durchgeführt wird. Das eigentliche Temperament der Behandlung ist nicht ganz heimisch, sondern es hat sich eben auch im Stil der Vortheile bemächtigt, welche die Eindrücke eines öffentlich bewegten Nationallebens ihm erzeugten, aber ungeachtet dieser aus der Fremde zugeführten Elemente sind es dennoch die Memoiren eines deutschen Mannes, eines deutschen Gelehrten, der seine merkwürdigen Bildungsstufen darin abdrückt. Man kann sagen, daß es zuvörderst die deutsche Wissenschaft war, die Herr Gans in seinem angesponnenen Verkehr mit dem höheren gesellschaftlichen Leben des Auslandes repräsentirte. Sie eröffnete ihm zuerst die Salons der großen Welt, und indem er mit ihr eintrat, wußte er ihr selbst unvermerkt eine neue und nüancirte Stellung zu diesem höheren Weltverkehr zu geben. Herr Gans wurde in Paris und London, und wo er sonst reiste, als berühmter Jurist vorgestellt und aufgesucht, auf Spazierfahrten und Diners explizirt er die Hegel'sche Philosophie oder erklärt die Bedeutung seines Kampfes gegen die histo-

rische Schule, aber er würde dort mit dieser deutschen Wissenschaft und Metaphysik isolirt geblieben sein, hätte er sie nicht in seiner Person mit den Talenten des Lebens und der Gesellschaft vermittelt. In der Vereinigung dieser Seiten nimmt sein Buch eine sehr eigenthümliche Stellung in der deutschen Literatur ein. Diese Fashionablemachung des deutschen Gelehrtencharakters möchte Vielen von der Zunft ein Unding erscheinen, die sich nicht darauf einlassen werden, mit welcher heitern Gewandtheit sie hier gelungen ist, ohne dadurch der Würde der Wissenschaftlichkeit etwas zu vergeben. Die deutschen Gelehrten, wenn sie auf Reisen gehen, lassen entweder den Gelehrten in ihren Studirstuben zurück, und bemühen sich als zerstreute Weltleute zu erscheinen, indem sie verdrießlich oder verlegen werden, wenn man an einer Table d'hôte von ihrer Wissenschaft mit ihnen zu reden anfängt, oder sie nehmen den Gelehrten mit auf die Reise, wohl eingepackt mit allen seinen Habseligkeiten, wie er ist, ohne das strenge Gewissen ihrer Pedanterie durch einen Fehler gegen die Form zu verletzen. Herr Gans hat

es wagen können, als deutscher Gelehrter zu reisen und seine Wissenschaft zu bekennen, ohne in Conflicte mit ihr oder der Gesellschaft zu gerathen. Wird dies in Deutschland nachtheilige Folgen für ihn haben? Ich hoffe, man wird künftig seinen Citaten nicht minder trauen, als man es bis dahin gethan, wo er noch keine Bücher für ein Salonspublikum geschrieben hatte. Bei uns bedarf freilich noch Manches einer Entschuldigung, was die größte Anerkennung verdiente, daß ein deutscher Gelehrter, der im strengen Beruf einer Fachwissenschaft arbeitet, sich zugleich mit den Dingen der Welt, der Politik und Societät so befaßt, daß er seine Erinnerungen aus dieser Sphäre bedeutend genug finden kann, um sie in der Darstellung festzuhalten, ist ohne Zweifel wie ein Triumph für die deutsche Wissenschaft selbst anzusehn. Herr Gans hat auch, bei aller Hinneigung zur französischen Behandlung in seiner innern Anschauung den deutschwissenschaftlichen Standpunct behalten. Dieser zeigt sich in dem zusammenfassenden und übersichtlichen Bewußtsein, mit dem er sich zu den angerührten Fragen der Tagesgeschichte stellt,

die er an ihren äußerſten Endpuncten zu ergreifen und zugleich aus ihren innerſten Gründen zu erklären ſucht, ohne an den Spitzen der Parteimeinung hängen zu bleiben. Unter dieſem deutſchen wiſſenſchaftlich ordnenden Geſichtspunct hat ſeine Freimüthigkeit nicht gelitten, ſondern eher dazu angeſetzt, ſich damit auf eine breitere und feſtere Grundlage zu ſchieben, wie in manchen Äußerungen erfreulich zu Tage liegt. Zugleich weiß Herr Gans mit mehr deutſcher Behutſamkeit die perſönlichen Angelegenheiten und Geheimniſſe anzuſtreifen, als z. B. der Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, in deſſen Salondarſtellungen die Verletzung der Delikateſſe einen humoriſtiſchen und oft weltſatiriſchen Charakter erſtrebt. Bei Herrn Gans iſt es zuweilen ein unvermuthet hervorbrechender, witziger Beleuchtungseffect, oder der naive Schlagſchatten eines Wortes, wodurch Perſönlichkeiten leiſe herausgehoben oder abgefertigt werden. Zu ſtärkeren Aufwallungen bringen ihn hier ſelbſt ſeine Antipathieen nicht, ſondern die geſellſchaftliche Haltung wird auch in den Widerſprüchen beobachtet. Dabei iſt die Reinheit und Eleganz der

Sprache bemerkenswerth, die nur selten zu fremden Wörtern ihre Zuflucht nimmt, während die Salonsprache des Fürsten Pückler mit französischen Phrasen überhäuft ist. Bei Diesem ist überhaupt die geniale Subjectivität ihren Gegenständen überlegen und maßt sich alle willkürlichen Rechte über dieselben an; bei Herrn Gans sucht sich die höchst gebildete Individualität in Harmonie mit ihrem Gegenstande zu setzen und denselben in einer absichtsvollen und feinbegränzten Darstellung zu bewältigen.

Die Einrahmung seiner Gemälde durch Localitäten und städtischen Lebenshintergrund unterläßt der Verfasser meistentheils, indem er sie entweder als bekannte Decoration voraussetzt oder seine Zwecke sogleich auf das ihm Hauptsächliche und Eigenthümliche sich richten. Seine Beobachtung geht über den Ort hinweg unmittelbar zu dem Geschehenen, das an ihm haftet, und sucht die Personen und Coterieen auf, welche die Träger der Zustände sind. Die drei Artikel, welche Paris im Jahre 1825, im Jahre 1830 und im Jahre 1835 schildern, bilden den eigentlichen Grundstock der Beobachtungen

des Verfaſſers. Die erſte Skizze berührt in prägnanter Zuſammenfaſſung die bedeutendſten Spitzen der Reſtauration, namentlich die ahnungsvollen Bewegungen der Villèle'ſchen Staatsverwaltung. Eine große Anregung des franzöſiſchen Lebens fand um dieſen Zeitpunct nach allen Seiten ſtatt, und die ſchwankende politiſche Zukunft warf die Gemüther einen Augenblick auf die Gegenwart zurück, wo Literatur und Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer ergriffen wurden. Es ſchien faſt, als wolle ſich in dieſer Periode der Charakter des Franzoſen wiſſenſchaftlich verallgemeinern und den Anfang zu einer nationellen Gränzaufhebung machen, um einen allgemeinen geiſtigen Völkerverkehr hervorzurufen. Die deutſche Literatur wurde von der franzöſiſchen Jugend begierig aufgenommen, das Intereſſe an der Philoſophie erwachte, und auch die Literatur ihrer eigenen Vergangenheit wurde von den Franzoſen mit neuer Thätigkeit hervorgezogen. Aber alle dieſe geſchäftige Unruhe, dies vielfältige Umhergreifen der Reſtaurationsperiode waren nur Beſchwichtigungen für einen völlig ſophiſtiſchen Zuſtand, der wie ein Zauber-

garn das ganze Leben umstrickte. Die Zeit des Ministeriums Villèle kann man als die Geburtswehen aller Richtungen betrachten, welche nachmals den Schauplatz bewegten und mit dem Jahre 1830 auftraten. Herr Gans sagt sehr treffend: „Das Ministerium Villèle hatte eine Aufgabe unternommen, die, wenn sie auch staatsrechtlich und politisch als unmöglich wird befunden werden müssen, doch sicherlich ein gewisses dramatisches Interesse hatte, und namentlich in Beziehung auf den Haupturheber des Gedankens eines geschickten und wesentlich gewandten Organs nicht entbehrte. Es war, wenn uns das Mandat würde, die Aufgabe zu formuliren, die Auflösung und Zerreibung der Verfassung durch die Verfassung selbst.“ Diese Sophistik war es aber eben, welche alle Verhältnisse spannte und in einen dialektischen Kampf hineinstürzte, der die Kräfte des Widerstandes allmählig abmatten sollte, aber dagegen nur alle Theile zu einem äußersten Reizpunct hinaufführte. Aus den Bewegungen des geistigen Lebens dieser Epoche gingen eben sowohl die Doctrinairs hervor, welche sich nachher der Julirevolution bemächtigten,

als auch die Richtungen der abmattenden Politik, die ſpäter die thatſächlichen Äußerungen Frankreichs zügelten, in der Schule dieſer Zeit gepflanzt wurden. Das literariſche Paris dieſer Zeit hat Herr Gans vortrefflich geſchildert, und läßt es in den Perſönlichkeiten von Victor Couſin, Benjamin Conſtant, Abel Remuſat, Raoul Rochette, Cuviers, des Malers Gerard, Royer Collards, der in Paris lebenden Deutſchen Ölsner und Eckſtein, und einiger anderer, vorübergehen. Mit beſonderem Antheil gedenkt der Verfaſſer ſeines Freundes Jourdan, der unter allen theoretiſchen Juriſten Frankreichs am meiſten mit deutſcher Wiſſenſchaft genährt war, und dem das Studium der deutſchen Sprache ein ſo heftiges chroniſches Kopfweh zugezogen hatte, daß er daran ſeinen frühzeitigen Tod fand. Die politiſchen Verhältniſſe werden beſonders durch zwei Ereigniſſe bezeichnet, die damals als helle Brennpuncte und Feuerzeichen aus dem Rauch, der Alles umwölkte, herausſchlugen. Dies war der berühmte Tendenzprozeß gegen den Conſtitutionnel, und die Leichenfeier des Generals Foy, bei welchen Anläſſen die Partei des Fort-

ſchrittes in Frankreich zuerſt wieder lauten Athem ſchöpfte.

In ſeiner zweiten Skizze behandelt Herr Gans die Zuſtände des Jahres 1830. Er hatte ſchon im Mai deſſelben Jahres in Berlin einem jungen Franzoſen, Herrn St. Marc-Girardin, nicht nur die Juliordonnanzen, ſondern auch die Herrſchaft des Herzogs von Orleans, vorausgeſagt, und begiebt ſich jetzt, nach Erfüllung ſeiner Prophetie, auf die Wahlſtatt der Begebenheiten. Nachdem er die allgemeine Phyſiognomie von Paris entworfen und die Veränderungen raſch angedeutet hat, geht er zu den Geſtalten und Geſellſchaftskreiſen über, in welchen ſich die neuen Erſcheinungen der Dinge charakteriſtiſch abdrücken. Der Herzog von Broglie und der Graf von St. Aulaire werden in ihren häuslichen und geſellſchaftlichen Umgebungen am ausführlichſten gezeigt. In dieſem geſelligen Zuſammenhängen offenbaren ſich für den Deutſchen neue Lebensmächte, die auf die Hervorbildung der Meinungen einen Einfluß ausüben, den die bedachteſte Gründlichkeit in einſamer Studirſtubenmuße auch nicht der Tiefe nach erſetzt. Denn

Auge in Auge mit den handelnden Perſonen erzeugen ſich hier Combinationen, die in abſtracter Betrachtung unerreichbar ſind und unmittelbar aus dem Geſpräch in das Fleiſch und Blut der Geſchichte überdringen, aus Ideen ſogleich in Thatſachen umſchlagen. Dieſe höchſte Ausbildung der Geſelligkeit zu einer realen Bedeutſamkeit, zu einer ſpielenden Verarbeitung der öffentlichen Lebensſubſtanzen, zeigte ſich in den Salons von Paris beſonders zu der Zeit, wo die Politik, welche der Julirevolution folgte, ihren eigentlichen Kampfplatz in den Coterieen auffchlug. Herr Gans weiß mit eben ſo vieler Ruhe als ſcharfen, kurzen und ſchlagenden Wendungen dieſe Zirkel und Perſönlichkeiten zu ſchildern. Mit einigen wenigen Strichen wird Guizot, der damalige Miniſter des Innern, erſchöpfend charakteriſirt. Noch intereſſanter iſt ein Salonsabend bei Lafayette, von dem Herr Gans ſagt: „man hätte in der höflichen Ritterlichkeit des Greiſes ſchwerlich den gefürchteten Feind der Throne, und den Widerſacher der heiligen Allianz erkannt, ſondern vielmehr den Marquis der guten alten Zeit, der noch im Alter Liebes-

händeln nicht entſagt, und mit Anſtand und Grazie die Menuett tanzt. Selbſt dann, wenn er ſich in die anſtoßenden Zimmer begab, und ſofort von Menſchen umgeben ward, wenn ihm deutſche Studenten mit bedeutenden Übertreibungen die Revolutionen von Braunſchweig, Caſſel und Dresden erzählten, und ſeinen übergroßen Eifer für ſolche Nachrichten erwarteten, war er ruhig und kalt, ſchien nicht gleich Alles zu glauben, was geſagt wurde, und bewahrte Anſtand und Würde.“ Der Verfaſſer wird in dieſen Gemächern Zuſchauer einer Begebenheit, die als ſolche damals von allen Journalen beſprochen und beſtaunt wurde; dies war ein Beſuch Talleyrands in dem Salon von Lafayette, eine Anerkennung für den letztern als die eigentliche Macht der Julirevolution, welcher der größte Diplomat der Weltgeſchichte, der alle Epochen zu würdigen wußte, ſeine Verehrung bezeugen wollte. Ein Gegenüber beider Männer, die den ſtrengſten Geſchichtsgegenſatz ausdrücken, gehört zu den merkwürdigſten Schauſpielen, die aus den Zeitcontraſten hervorgehen können. Sie bezeichnen beide zwei durchaus welthiſtoriſche

Elemente, ohne deren Hebelkraft die Geſchichte ſtillſtehen müßte; der Eine die conſequente Einſeitigkeit eines unbeugſamen Charakters, der dazu gehört, um Thatſachen und Begebenheiten zu geſtalten, der Andere jene großartige Inconſequenz, welche das eigentlich Verbindende und Combinirende der geſchichtlichen Thatſachen iſt, indem ſie jederzeit die Veränderung rechtfertigt, weil ſie aus dieſer mit welthiſtoriſchem Takt das Factum herauserkennt. Unter den öffentlichen Ereigniſſen dieſer Zeit war es aber beſonders der bevorſtehende Prozeß der angeklagten Miniſter, welcher alle Parteien bewegte und auf dem die Volksleidenſchaften ſich herumtummelten. Daran knüpften ſich in der Deputirtenkammer die Verhandlungen über die Abſchaffung der Todesſtrafe, die Herr Gans mit Recht eine Comödie nennt, auf die man als Rettungsmittel verfallen war, um das auf die Hinrichtung der Miniſter beſtehende Volk zu bearbeiten. „Mir war" — ſagt der Verfaſſer — „eine ſolche gelegenheitliche und für einen beſtimmten Zweck berechnete Entſcheidung einer großen geſellſchaftlichen Frage zuwider, und wenn ich auch glaubte,

daß die Civiliſation der Zeit es nicht bloß möglich, ſondern wirklich mache, bei politiſchen Verbrechen, bei Münzfälſchungen und bei ähnlichen Übertretungen eine gelindere Sühne eintreten zu laſſen, ſo konnte ich mich nicht davon überzeugen, daß dem Mord irgend anders, als durch die Todesſtrafe begegnet werden dürfe." Die geſellſchaftlichen Fragen, welche um dieſe Zeit auch auf dem Wege der Theorie den Boden Frankreichs unterhöhlten, obwohl mit der Abſicht eines neuen Aufbau's, würdigt Herr Gans mit großer Unbefangenheit in ſeinen ausführlicheren Bemerkungen über den St. Simonismus, an dem er beſonders die nationalökonomiſchen Grundſätze beleuchtet. Sehr treffend hebt er hervor, daß das ganze philoſophiſch-hiſtoriſche Gerüſte der St. Simoniſten eigentlich nur eine wiſſenſchaftliche Nebenſache geweſen, dagegen aber der feine praktiſche Takt geprieſen werden müſſe, mit dem ſie ihre eigene Zeit beurtheilten und dem Liberalismus eine productive Grundlage und poſitive Richtung mitzutheilen verſucht hätten. Zu dieſen poſitiven Verſuchen rechnet der Verfaſſer beſonders den Gedanken einer

Weltverbindung vermittelst der Eisenbahnen. „Nur in der Angabe des Standpunctes“ — bemerkt Herr Gans — „den der Liberalismus, um inhaltsmäßig und organisch zu werden, annehmen müsse, haben die St. Simonisten, wie ich glaube, geirrt. Sie haben allen Zufall und alles Besitzthum, welches durch Zufall kommt, ausschließen wollen, und nicht gesehen, daß derselbe dennoch wiederum zu der Thür hereinschlüpft, die man ihm verschließen wollte. Denn, wenn Fähigkeit auch der letzte Träger der Glücksgüter sein soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit? Würden Genuß und Abneigung, Leidenschaft und menschliche Regungen, die doch nicht verbannt werden können, in der Beurtheilung der Fähigkeit nicht irren? giebt es einen objectiven Regulator, und ist nicht die Concurrenz selbst das sicherste Mittel, die Fähigkeit herauszustellen? das Eigenthum, welches die Einzelnen nur im Namen des Staates je nach ihrer Fähigkeit genießen sollen, das Erbrecht, welches durch diese Bestimmung wegfällt, wird auch dem Individuum die Basis seiner Individualität und Besonderheit nehmen.“ — Und an einer anderen Stelle

ſehr trefflich: „Das Alterthum arbeitete mit ſeinen Sklaven; wir mit unſern eigenen Perſonen. Dafür gehört aber auch die Perſon ſich ſelber an, und ihr Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißgeſchick nehmen, hieße ihr heute die einzige Poeſie entziehen, deren ſie fähig iſt. Denn die negativen Seiten des Lebens gehören auch dazu; wie das Gute das Böſe vorausſetzt, ſo muß ein volles Unglück möglich ſein, damit das Glück eine concrete und angemeſſene Geſtalt empfange. Doch inmitten dieſer Gedankenwirren haben die St. Simoniſten wieder etwas Großes geſagt, und auf einen offenen Schaden der Zeit ihren Finger gehalten. Sie haben richtig bemerkt, daß die Sklaverei eigentlich noch nicht vorüber ſei, daß ſie ſich zwar formell aufhebe, aber materiell in vollkommenſter Geſtalt vorhanden wäre. Wie ſonſt der Herr und der Sklave, ſpäter der Patrizier und Plebejer, dann der Lehnsherr und Vaſall ſich gegenüber geſtanden haben, ſo jetzt der Müßige und der Arbeiter.“ — —

Vergleicht man mit dieſen allſeitig angeregten Zuſtänden der Geſellſchaft die Schilderung, welche

Herr Gans in seiner dritten Skizze von Paris im Jahre 1835 entwirft, so erstaunt man über die Nivellirung und Abplattung aller Verhältnisse, die uns daraus entgegentritt. Eine Suspension der Geschichte selbst scheint stattgefunden zu haben, und vergeblich sieht man sich nach den Resultaten um, die als Preis großer Anstrengungen geblieben wären. Zwar hat die Gesellschaft eine scheinbare Ruhe und Ausgleichung gewonnen, aber es war der Frieden der Gleichgültigkeit, der sich ihrer bemächtigt hatte. Das Interesse der Vergnügungen war an die Stelle der Politik getreten, um das aus seinem eigentlichen Mittelpunct gewichene Dasein in einem rauschenden Strom zu übertäuben. Öffentliche Ereignisse, die sich darboten, wie z. B. der Prozeß des Fieschi, wurden im Publikum fast mehr aus dem Gesichtspuncte theatralischer Belustigung angesehen, und die Theaterhäuser füllten sich am meisten und liebsten vor Schauderstücken, deren Helden eine Wahlverwandtschaft mit Fieschi aufzeigten, wie Robert Macaire, von welchem Stück Herr Gans sehr ergötzliche Nutzanwendungen macht, indem er

beim Herausgehen aus dem Theater ſich ſorgfältig beide Taſchen zuhält, in der Überzeugung, ein ſolches Stück müſſe nothwendig praktiſchen Erfolg haben, und mehr wie Einer dadurch zu Verbrechen und Diebſtahl aufgefordert werden. Einige andere mehr heitere Schilderungen, namentlich weiblicher Bekanntſchaften, wie der Prinzeſſin von Belgiojoſo und der bekannten Dichterin, Madame Delphine de Girardin, geborene Gay, gelingen dem Verfaſſer, um den Hintergrund dieſes Abſchnittes zu beleben. Bei aller Anmuth des geſellſchaftlichen Lebens, bei allen Genüſſen der Kunſt und des Umgangs, die ſich auf dem überfüllten Bazar von Paris darbieten, erſcheint ihm jedoch jetzt zum erſten Mal die Form des dortigen Daſeins weniger anziehend und unentbehrlich, vielmehr das Ganze der Verhältniſſe im Erblaſſen begriffen. Mit ſolchem Gefühl beſchließt der Verfaſſer dieſe Trilogie dreier Epochen, die einen merkwürdigen Prozeß des modernen Geſchichtslebens durchlaufen: die Reſtaurationsperiode, welche die Fäden der Revolution angelegentlich zu einem feſten Knäul in einander ſchlingt, um ihn mit einem Schlag

durchhauen zu laſſen, dann das Revolutionsjahr, das ſich mit gewaltig ausholender Hand an dieſe Löſung des gordiſchen Knotens begiebt, und endlich die Periode der Suspenſion, die mit der einen Hand wieder nimmt, was ſie mit der andern gegeben, und mit zitternder Unſchlüſſigkeit an eine ungewiſſe Zukunft appellirt. —

In einer andern Skizze kehrt Hr. Gans noch einmal zu einer poſitiven Bedeutſamkeit des franzöſiſchen Lebens zurück, indem er ſich im Salon der Madame Recamier auf das bevorzugte Gebiet dieſes Nationalcharakters begiebt und ihn auf der Höhe ſeiner geſellſchaftlichen Ausbildung mit einer ebenbürtigen Feinheit des Pinſels ſchildert. In Madame Recamier ſelbſt zeichnet der Verfaſſer einen Muſtertypus ächt geſelliger Kunſt: „durch eine feine, nur nicht Alles beherrſchen wollende Bemerkung weiß ſie ſehr oft den wechſelnden Reden den richtigen Geſichtspunct vorzuſchreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Satz und Leben in abgedroſchene Gegenſtände, und die Kunſt, mit leiſer, faſt unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum

andern übergehen zu machen, ſichert vor Denen, die ſich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die ſanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geiſt durch die Weichheit geſellſchaftlicher Formen verdrängt. Beide Weiſen anzuziehen, ſind ſich gewachſen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren ſie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und ſelbſt hier nicht oft in anderer Geſellſchaft zu finden iſt.“ Dieſe Skizze iſt eben ſo meiſterhaft gelungen in der Vorüberführung der Geſtalten, die ſich auf dieſem ſpiegelglatten Eſtrich des Umgangs bewegen, und unter denen beſonders Chateaubriand anſchaulich abgebildet iſt, von dem Hr. Gans ſehr treffend ſagt, er habe das Glück, gleichſam zu den großen Geſtorbenen gerechnet werden zu können; als auch die Folgerungen ſinnreich und bemerkenswerth ſind, die der Verfaſſer für den Charakter der franzöſiſchen Geſelligkeit überhaupt daraus zieht. Wir ſtimmen mit Hrn. Gans überein, daß das eigentlich menſchliche und humane Weſen des geſelligen Umgangs nur in Frankreich voll-

endet herausgebildet iſt, und dort mit einer Freiheit und Leichtigkeit, mit einer Virtuoſität des Wohlwollens, könnte man ſagen, geübt wird, von der bei andern Völkern noch die analogen Begriffe fehlen. Die Blüthe der Geſelligkeit iſt darin zu ſuchen, daß die menſchlichen Perſönlichkeiten in freier und ungezwungener Geltung ſich gegenüberſtehen, und die Härten von ſich ausgeſchmolzen haben, welche die außerhalb der Geſelligkeit liegende bürgerliche Stellung als ſchweres Blei den Perſonen beigiebt. Die heitre Macht der Perſönlichkeit, welche in Frankreich das einzig Bindende des Umgangs iſt, flieht aber die harten Bande des deutſchen Geſellſchaftslebens, in dem das Menſchliche nur unter Vorbehalten und anderweitig entnommenen Bedingungen ſich äußert. „In Deutſchland" — ſagt der Verfaſſer — „wird noch immer Etwas auſſer dem Zuſammenſein gefordert, damit man zuſammen komme. Man will eſſen und trinken, lange bei Tiſche ſitzen, man braucht Spielkarten und Muſik, wenn man es aushalten ſoll. Wirth und Gäſte rücken ſich wie Potentaten entgegen, beobachten ſich, und man macht wechſelweiſe an

einander Ansprüche. In England giebt es eigentlich gar keine Geselligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor als irgendwo, aber außer denselben ist nichts als der baare, enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß besonders, wie eine Festung, erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf dasselbe verlassen. — In Italien giebt es nicht nur keine Geselligkeit, sondern auch keine Gesellschaft. Die Familien sind außerhalb, im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, so wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corso mitmachen dürft. Das geistreichste, lebendigste und genialste Volk muß, so will es leider das Gesetz der Geschichte, seine Thüren den Fremden verschließen, die Gastfreundschaft verlangen. — Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, gleich, leicht sich findend, wendend und wiederfindend, ohne Ansprüche und

Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne." —

Wir gehen mit dem Verfasser zu einigen Mischbildungen neuerer Zustände über, die er besonders auf einem Besuch der Schweiz beobachtet und schildert. In diesem Lande fühlt Hr. Gans zuerst die Veranlassung, sich der Naturanschauung und den Empfindungen, denen man vor dieser Malerei von Berg und Thal und Himmel nicht entgeht, zu überlassen. Aber er unternimmt die Beschreibung der Naturscenerie eben so wenig wie die der städtischen Localitäten, obwohl ihm nicht gänzlich der Sinn dafür gebricht. Seine Naturgefühle überschleichen ihn vor den großartigen Landschaftsbildern des berner Oberlandes, aber er verweilt nicht dabei, um seine Anschauungen auszudrücken. Das descriptive Talent der Natur gegenüber wird in unserer Zeit immer seltener, und weicht der ethnographischen Skizzenzeichnung und volksthümlichen Auffassung, die statt dessen in die Mode gekommen und seitdem mehrfache Talente gefunden hat. Auch

Herr Gans wendet ſich ſogleich dem Volksleben zu, beſonders aber den politiſchen Zuſtänden der Schweiz, zu deren klarer Durchſchauung eine mehr als gewöhnliche Optik erforderlich iſt. Eine bedeutſame Frage faßt der Verfaſſer hier ins Auge, die Errichtung einer allgemeinen Schweizeruniverſität, die damals Gegenſtand eifriger Verhandlungen wurde, aber an der kleinlichen Rivalität der einzelnen Cantone, deren keiner dem andern den Sitz eines ſolchen Inſtituts gegönnt haben würde, ſcheiterte. Herr Gans hebt hervor, wie davon ein Vereinigungspunct deutſcher und franzöſiſcher Wiſſenſchaft hätte erwartet werden können, wie man ihn nirgend anders würde gefunden haben. Daß eine ſolche Durchdringung des franzöſiſchen politiſchen Naturells mit dem deutſchen literariſchen Leben der Zeit nicht fern liegt, ſondern vielmehr eines ihrer Symptome ausmachen würde, iſt erſichtlich in allen Bewegungen der heutigen Cultur, aber für die Verwirklichung eines ſolchen Gedankens hat es bis jetzt eben an dem Punct gefehlt, wo man ihn fixiren ſollte. „Hier in der Schweiz — bemerkt Herr Gans — durfte eben eine

Hoffnung der Art entstehen, weil nicht von der Präponderanz eines Elements, sondern von der Coordinirung beider die Rede war, weil die französische Sprache nicht als siegende und die deutsche nicht als besiegte erschien, weil sie beide, als im Gemeinbesitze befindlich, ihren Werth und ihre Vorzüge gegeneinander austauschen konnten." Doch widerstehen die Elemente der Schweiz dieser Ausführung eben so stark, wie die des Elsasses, über dessen Deutschheit der Verfasser einen interessanten Aufsatz geliefert, und den man noch mehr für den richtigen Coincidenzpunct einer solchen Idee ansehen könnte. Aber Hr. Gans hat es selbst sehr anschaulich gemacht, wie im Elsaß die deutschen und französischen Elemente sich hartnäckig ausweichen. Nach seiner Darstellung muß man schließen, daß der Elsässer sich hierin einen glückseligen Eklektizismus zu eigen gemacht, mit dem er von beiden Lebensrichtungen, auf denen er ruht, das Wesentliche in seinem Charakter und innern Haushalt aufgenommen. So ist er in seinen politischen Sympathieen eben so entschieden und unveränderlich ein Franzose, als er in seinen gei-

ſtigen und gemüthlichen Bedürfniſſen und in der Art, wie er ſie befriedigt, Deutſchland angehört. Scheint dies ein organiſches Auseinanderfallen beider Elemente, ſo deutet es doch auch zugleich auf eine Einigung derſelben hin. „Es liegt hier — bemerkt der Verfaſſer — wie in der Schweiz, eine Möglichkeit der Verſchmelzung, und des Übergangs zweier großer Nationen in einander, die von dem Standpuncte europäiſcher Civiliſation aus zu begünſtigen iſt. Wenn die Elſaſſer auch weniger geeignet ſein möchten, uns mit den Producten des franzöſiſchen Geiſtes bekannt zu machen, die wir aus erſter Quelle empfangen können, ſo dürfen ſie doch als Repräſentanten deutſcher Art bei unſeren überrheiniſchen Nachbaren betrachtet werden, die dieſe Beſtandtheile eben ſo wenig, wie die ſpaniſchen ihres Südens und die brittanniſchen ihres Nordens, vermiſſen möchten.“ —

Die Lebenstendenzen Englands treten in dem Buche des Hrn. Gans, in dem ſich die weſentlichſten modernen Bildungsſtufen begegnen, weniger als ein nothwendiger Einſchlag heraus. Außer einem in etwas humoriſtiſcher Färbung

abgeschilderten Diner mit Jeremias Bentham treffen wir auf eine Sitzung des Oberhauses vom 7. zum 8. October 1831, worin es sich um die Reformbill handelt. Hr. Gans hatte in dieser Sitzung, der er zwölf Stunden in der Nacht stehend, in der unbequemsten Stellung, und ohne sich fortbewegen zu können, beiwohnte, alle Gelegenheit, um das colossale Naturell der politischen Redner Englands kennen zu lernen. Hr. Gans wurde von der bloßen Anstrengung des Zuhörens krank, und stellte im Bette Betrachtungen über die englische Beredsamkeit, im Gegensatz zu der deutschen und französischen an. Er mußte sich gestehen, daß die Deutschen weder körperlich noch geistig etwas Ähnliches zu leisten vermöchten, wie diese englischen Redner, die sich mit der größten Leichtigkeit schon in der fünften Nacht solchen gewaltigen Discussionen hingegeben hatten. Mit Recht führt er an, daß der Grund hievon in der Ermangelung einer historischen und politischen Erziehung liege, in welcher der Engländer schon von Jugend an aufwachse. „In Deutschland — bemerkt Hr. Gans — können in der Regel nur Offiziere und Professoren

leidlich sprechen; die Ersten, weil sie Geistesgegenwart, die Letzten, weil sie Übung besitzen." Obwohl wir gegen das Detail dieser Anführung Mehreres einzuwenden und anders zu nüanciren hätten, so liegt es uns doch näher, mit einem Dank gegen Hrn. Gans selbst zu schließen, der in einem deutschen Buche eine Freiheit der Darstellung und Gesinnung herauszubilden gestrebt hat, wie man sie im Leben bei unsern Nachbarvölkern als heimische Muster findet. Wenn sich Manche dem Anerkennen seiner Leistung verschließen, so thun sie es, weil sie selbst derjenigen Leidenschaften noch ermangeln, durch welche sich sein Buch schon in einem bemerkenswerthen Grade auszeichnet.

Erinnerung an Schönborn und das Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Woher kommt es, daß ein ſo wohlthuender und behaglicher Schimmer auf vielen Geſtalten des achtzehnten Jahrhunderts ruht? Dieſer einfache Lebensbedarf eines vollkräftigen Naturells, dieſe ſchönen Sympathieen gleichgeſinnter Kreiſe, dieſer gottfrohe Mannesmuth, dieſe Freundſchaftsbruſt, dieſe Heimathſeligkeit, dies Streben in die Weite und dies fromme Anſiedeln im Nächſten, dies genießende Gleichgewicht einer bewegten Exiſtenz, wie beneidenswerth tritt uns nicht Alles an ſolchen Charakteren entgegen, wenn wir ſie von der unruhigen Warte unſeres eigenen Standpunctes herab beſchauen! Eine kleine Schrift, die uns an Schönborn und ſeinen holſteiniſchen Freundeskreis erinnert, regt dieſe ſeltſamen Ge-

fühle einer großen Verschiedenheit des deutschen Daseins, einer nicht mehr auszufüllenden Kluft zwischen uns und unsern nächsten Vorältern, auf. Ein Blick in das Thun und Treiben der damaligen Lebenskreise überzeugt uns, wie dynamisch veränderte Geschöpfe, Kinder ganz anderer Bedürfnisse, Schmerzen und Ideale, wir heutzutage, auf der fliegenden Nothbrücke unserer Epoche geworden sind! Das, was Jene hatten, besitzen wir nicht mehr, kein Erbtheil ihres Glückes, kein kühlender Tropfen ihrer persönlichen Zufriedenheit, ist auf uns gekommen, und wenn es wäre, würden wir keinen Gebrauch und Genuß daraus für uns ersehen. Aber die Erinnerung an solche eingefriedigte Stätte des Lebens und Wirkens durchdringt uns, wie die heimliche Wärme eines Familienzimmers, mit einem Wonneschauer, indem wir zugleich fühlen, daß wir selbst nicht dafür taugen, sondern zum Umherschweifen draußen und durch Nacht und Nebel bestimmt sind. —

Mit jenen ächt vaterländischen Typen des deutschen Lebens wird man uns sonderbare Nachkömmlinge jedoch nie genug erfreuen können.

Es iſt uns nützlich und wohlthätig, auf dieſe edeln Patriarchen hinzublicken, die uns in der Bedeutſamkeit ihrer Ruhe eben ſo überlegen ſind, wie wir ihnen in der Bedeutſamkeit unſerer Unruhe. Schönborn iſt ein eigenthümliches und betrachtenswerthes Bild in der Gallerie dieſer altväterlichen Köpfe. Wer war Schönborn? Wer kennt ihn? Welche Schriften ſtehen von ihm verzeichnet in den literariſchen Annalen? Von dem Allen Nichts! Sein Werth verſteckte ſich in das Privatleben ſeiner Zeit, und eben darum muß es uns willkommen ſein, daß ſich die verloſchenen Umriſſe ſeiner Geſtalt wieder auf einen Augenblick für uns erhellen. Wir treten mit ihm in einen ſchönen Kreis, bei dem unſere Gedanken und Vergleichungen gern verweilen werden. Was er ſelbſt geleiſtet, gewollt, gedacht, man weiß wenig davon, und es iſt in Raum und Zeit nichts haften und übrig geblieben. Einige feurige, von freier Geſinnung geſtählte Oden liegen in den Muſenalmanachen und Anthologieen ſeiner dichteriſchen Freunde zerſtreut, andere Papiere, Projecte und zufällige Blätter mögen zum Theil in ſeinem Nachlaß

vorgekommen sein. Wir haben es in unserer allerneuesten Zeit mit so vielen erkünstelten und gemachten Notabilitäten zu thun gehabt, daß es eine Freude ist, schlechthin nur einem Menschen zu begegnen, der als solcher bemerkenswerth ist, einer Charakternotabilität, welche die Resultate des Genie's, ohne die Wirren seines Schaffens, genießt. Schönborn war bedeutend durch sich selbst und durch seine Freunde. Um Klopstock hatte sich in Hamburg und im Holsteinischen ein herrlicher Kreis von Männern und Frauen gereiht, übereinstimmend in Geist, Neigung und Gesinnung, den der einem Gott gleich verehrte und herrschende Messiasdichter zu einem umfassenderen und förmlichen Bund auszudehnen damals beabsichtigt haben soll. In dieser Reihe umstanden ihn außer Schönborn der Graf F. L. Stolberg, Ehlers, Cramer, Gerstenberg, Noodt, Büsch, Meta Dimpfel, Claudius, zum Theil auch Voß, und manche andere. Einen freundlichen Hintergrund bildete die dänische Aristokratie, diesem Zirkel theilnehmend und durch thätige Verwendungen zugeneigt, der edle und geistvolle Graf A. P. Bernstorff, dem auch Klopstock eine

ſchöne Mußezeit ſeines Lebens verdankte, und durch den Schönborn in den däniſchen Staatsdienſt eingeführt wurde, ferner der Graf Friedrich von Reventlow, däniſcher Botſchafter in London, und deſſen liebenswürdige Gattin Julie, geborene Gräfin von Schimmelmann, denen ſich Schönborn während ſeines Aufenthalts in England zu einem innigen Bündniß angeſchloſſen hatte.

In den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand ſich Schönborn als däniſcher Conſul in Algier, und ſchrieb von dort merkwürdige Briefe an Klopſtock, die zum Theil aufbewahrt ſind, worin er ſchon damals einen ausführlichen Plan zur europäiſchen Eroberung Algiers, wie er erſt um beinahe ſechszig Jahre ſpäter von den Franzoſen ausgeführt wurde, mit den ſachkunſtigſten Details entwickelte. Doch meinte Schönborn, daß die damals den Archipelagus beherrſchenden ruſſiſchen Geſchwader zur Vollführung dieſes Unternehmens berufen wären. Während Schönborn auf dieſe Weiſe ſeine Freunde in Deutſchland mit militairiſchen Projecten und zornglühenden Schil-

derungen der algierischen Barbarei unterhielt, versammelten sich diese im Sommer 1776, durch Zufall und Lustreisen zusammengeführt, in Kiel, und beschlossen auf Klopstocks Antrag, einen Gesammtbrief nach Algier an ihren geliebten Schönborn zu richten. An diesem Brief, der in der oben angeführten kleinen Gelegenheitsschrift abgedruckt ist, schrieb Jeder der Freunde und Freundinnen ein Stückchen Gruß und Nachricht in bunter Reihe. Es war interessant genug, ein solches Freundschaftsdenkmal aus jener Zeit uns aufzubewahren. Dieser zärtliche Ton des Verkehrs, namentlich zwischen Männern, ist uns heutzutage in dem Maße fremd geworden. Man hing damals inniger aneinander, die Freundschaft nahm etwas von der Liebe an, obwohl sie sich auch zuweilen in Cliquenhaftigkeiten und Gevatterschaftsmanieren etwas philiströs gebärdete. Aber man liebte sich wirklich, und der sentimentale Charakter der damaligen Freundschaften, wie weichlich und weibisch er uns auch bisweilen erscheinen mag, war doch eine glückliche und zusammenhaltende Unterlage für das Leben des achtzehnten Jahrhunderts. Der heu-

tige Freundschaftston ist dagegen weltlicher, männlicher, aber auch in vielen Fällen ungemüthlicher und diplomatischer geworden. Die Freunde Schönborns schrieben keineswegs hohe und geistreiche Dinge an ihn, sondern was man im gewöhnlichen Familienumgang bei einer Tasse Kaffee oder auch einer Pfeife Taback traulich zu verhandeln pflegt. Ein ganzer Brief Klopstocks handelt von nichts, als von dem Vergnügen, welches ihm das Baden gewährt, namentlich im Eutiner See. Dabei muß man bedenken, daß es im Privatleben dieses Jahrhunderts zwei merkwürdige neue Elemente gab, die erst seit Kurzem in Aufnahme und Gewohnheit gekommen waren, nämlich das Baden, das zwar immer in der Welt zur Gesundheit und Ergötzung betrieben worden, aber eine Zeitlang in Deutschland außer Übung gekommen scheint (vgl. die angeführte Schrift S. 38); und dann das Schlittschuhfahren, dessen Meister und begeisterter Lobdichter Klopstock selbst war. So erwähnt ein aufbehaltener Brief von Goethe's Vater, der ebenfalls (Frankfurt a. M. 24. Juli 1776) an Schönborn nach Algier schrieb, daß

ſein Sohn in Weimar, den er einen „ſingulären Menſchen“ nennt, im vergangenen Winter die hohen Herrſchaften dort ſehr gut unterhalten, indem er „das Schlittſchuhfahren und andern guten Geſchmack einführte.“ Dies Alles waren damals Ergötzlichkeiten, welche das heitere und freundliche Zuſammenleben erhöhten und erfriſchten. Und noch ein ernſteres Band unter befreundeten und gleichſtrebenden Kreiſen gab damals die Freimaurerei ab, der eifrig und mit beſondern Hoffnungen gedient wurde, und welcher auch Schönborn angehörte. Man fühlte ſich behaglich in Mittheilungen, Äußerungen und Plänen jeder Art, zwiſchen hohen und niederen Lebenskreiſen waltete ein herüber und hinüberlebendes Vertrauen, und der Argwohn, der das heutige Leben unterhöhlt hat, mußte ſich noch ſeiner verzehrenden Gifte enthalten. —

Im Jahr 1777 verließ Schönborn Algier und wurde zum Legationsſecretair bei der däniſchen Geſandtſchaft in London ernannt, wo er vier und zwanzig Jahre lang in der Nähe der wichtigſten Entwickelungen der europäiſchen Politik ſtand. Seine ſpäteren Jahre verlebte er

wieder im Vaterlande in ruhiger Beſchaulichkeit und behaglichem Genuß einer geſättigten und reichgenährten Exiſtenz, namentlich in Hamburg im Hauſe des verdienſt- und geiſtvollen Buchhändlers Friedrich Perthes, deſſen Gattin eine Tochter von Claudius war, und wo auch der Philoſoph Jacobi häufig einſprach; ſodann in dem bekannten Sieveking'ſchen Hauſe, welches damals einen auserleſenen Zirkel von Geiſtern, wie er ſich ſeitdem nie wieder in Hamburg zuſammengefunden, gaſtlich verſammelte. Ferner Emkendorf, wo ſich ebenfalls ein ſchöner Kreis der beſten und begabteſten Menſchen um die krank daniederliegende Gräfin Julie von Reventlow reihte. Die Armuth der heutigen Privateriſtenz muß man ſonderbar empfinden, wenn man an dieſe früheren vielfältigen Gelegenheiten auserwählter Verbindungen erinnert wird.

Nach allem Wiederſchein aber, der aus dieſem mannigfachen Umgang auf Schönborn's Geſtalt zurückfällt, tritt er uns als ein ächt deutſcher, naturkräftiger, in jeder Hinſicht unverkümmerter, mit herzhaftem Scherz und tiefſinni-

gem Ernſt gefärbter Charakter entgegen. Ihm ſcheint ein durchdringender Einblick in alle Richtungen des menſchlichen Geiſtes vergönnt geweſen, und auch die philoſophiſche Speculation war ihm nicht verſchloſſen, wie ſeine Fragmente einer Geſchichte des Spinozismus darthun. Sein hauptſächlichſtes Element aber war der menſchliche Umgang, in dem er, bald durch ſeine Skepſis anreizend, bald durch ſeine umfaſſenden Welterfahrungen belebend, bald auch nur als ſinniger und ſchweigender, treuer Tagesgenoſſe, ſeine Lebensvirtuoſität bethätigte. Seine letzte Zeit wurde noch durch ein eigenthümliches, in Emkendorf ſich anknüpfendes, Verhältniß bezeichnet, das ihn mit Katharina, Gräfin von Stolberg, der unverheirathet gebliebenen Schweſter der beiden Dichterbrüder, zu einer Genoſſenſchaft, die den Charakter einer Ehe annahm, ohne es zu ſein, verbunden. Sie wird als eine ungewöhnliche Erſcheinung geſchildert, durch ein ſtarkes inneres Leben dem äußern abgewandt und entfremdet, von wunderlichen Gewohnheiten, unſtät und umherſchweifend, unfähig, an einem beſtimmten Ort lange in Ruhe zu verweilen,

fromm und energiſch zugleich, in Ermangelung äußerer Schönheit mit einer ſeelenvollen Stimme begabt. Beide machten ein originelles Paar, Schönborn ſcheint in die ſeltſamen Manieren ſeiner Freundin verwickelt worden zu ſein, und das Innerliche band ſie ſo feſt, daß ſie ſich nicht mehr von einander losſagen konnten, wenn auch der Eine durch den Andern Plage hatte. „Es wäre eine heitere nicht nur, auch eine rührende Aufgabe“ — ſagt Schönborns Biograph — „das Leben dieſes ſeltenen Paares zu ſchildern, wie es, nur geiſtigen Spuren folgend, jeglicher Rückſicht auf äußerliche Erſcheinung, auf Zeit und Ordnungsverhältniſſe, unbewußt, durch die Gaſſen der Stadt zog, er in ſchlotterndem Oberrock, willenlos, ſie wahrhaft ſibylliniſch von Kleidung und Anſehn, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenſtab geſtützt, beide oft ſtillſtehend und umſchauend, und ſich im Stillſtand vergeſſend, die Verwunderung der Vorübergehenden; wie ſie dann das Haus, das ſie ſuchten und endlich betraten, nun erfreuten und belebten, jede Ordnung zerſtörten, ſo herzlichen Scherz als Ernſt und ſchöne Erinnerung weckten:

das ist eines jener Charakterbilder, die nie verlöschen." — Daß Schönborn auch mit Wolfgang von Goethe in naher persönlicher Berührung gewesen, beweist ein merkwürdiger Brief vom 1. Juni 1773, den ihm Letzterer ebenfalls nach Algier geschrieben, und der so inhaltsreich ist, daß er in mancher Hinsicht zum Gegenstand einer eigenen Abhandlung dienen könnte. Die Art und Weise des Verhältnisses beider Männer bleibt uns freilich unklar.

Wetterprobleme der Zeit.

— Es ist eine wunderliche Zeit! Ich bin heut früh aufgewacht, die Sonne schien blitzend herein in mein Kämmerlein, und ich bekam ordentlich einen Schreck vor ihrer Heiterkeit. Warum ist die Februarsonne so heiter? fragte ich, und wurde traurig. Im Kalender steht Frost, und siehe, draußen gehen warme Frühlingslüfte über die Erde. Die Wetterbeobachter verzweifeln an ihrem System, und meine armen Nerven, die sich längst nach etwas Entschiedenem und Festem gesehnt haben, seufzen vergeblich nach — Kälte! Im Winter kein Winter, in der Frostzeit kein Frost! Und wo bleibt die weiße Romantik der Jahreszeit, die ihre träumerischen Schneeflocken über die Gasse streut, und einen stillen leichten Feierteppich,

daß Jedem ſeltſam dabei zu Muthe wird, für die Wandelnden ausbreitet? Auch die friſchen Gräber, in die wir unſer Geliebteſtes hinabgeſenkt haben, ſtehen kahl und warten auf die weiße, andächtige, ſtilleinhüllende Schneedecke, die ſie erwärmen ſoll für den nächſten Blumenfrühling auf ihrem Hügel. Im Winter kein Winter, und im Frühling werden wir vergebens den Frühling ſuchen! Dagegen glimmte im vergangenen Spätherbſt ein wunderbares Nachblühen auf, und zum zweiten Male wollte der Weinſtock ausſchlagen. Und im Frühjahr hatten wir Froſt und Schnee gehabt. Das iſt eine wunderliche Zeit, man weiß ſich nicht mehr zurecht zu finden, Kalender, Syſteme, Himmelsbeobachtungen, Theorien und Conſequenzen, ja ſelbſt Thatſachen hören auf, ihre Gültigkeit zu haben.

Die Jahreszeiten gehen ineinander über, und die geiſtigen Richtungen miſchen, brechen und trüben ſich in einer nervenverſtimmenden Verallgemeinerung! Ein beklommener Athem preßt die Bruſt des Geſchlechts, die ungewiſſe Atmoſphäre macht es feige, und darum ſchreien Alle:

Hochverrath! ſobald noch eine ſelbſtſtändig geſonderte Kraft ſich regt und muthig anſpornen möchte die ſchläfrigen Roſſe des Lebens! Was für legitim gelten ſollte, nämlich die ſtrenge Fortentwickelung nach der reinen und ungetrübten Idee, gewinnt durch die allgemeine Verwirrung einen demagogiſchen Anſtrich. Die ſchärfſten Gegenſätze werden ſich bald nicht mehr von einander unterſcheiden laſſen. Alle Extreme verſchwimmen, und die richtige Mitte wird zum Extrem. Das großartige Pathos menſchlicher Leidenſchaft verliert ſeine Heroenpoeſie an die Spießbürgerproſa eines gleißneriſchen Indifferentismus. Eine ausgehungerte Mäßigkeitstheorie ſetzt ſich auf den Thron des Daſeins, und tyranniſirt durch Moderation, und macht Gewaltſtreiche durch ſeine Milde. Die reich ſind, müſſen betteln gehn, denn ſie können ihren Reichthum nicht anwenden auf das Leben, und die es haben, müſſen es verlieren, denn es iſt kein Grund und Boden da, um einen Tempel dafür zu bauen. Die Freiheit thut Knechtsarbeit und dient um die Geliebte lange ſchwere Jahre, bis ſie, wie Rahel, alt und grau geworden. Die

Dichter, die das Prieſterthum der Schönheit verwalten ſollen, ſind von innen zerriſſen und von außen häßlich, und die Philoſophen, welche die unendliche Weisheit ſuchen, vernageln ſich ſelbſt die Welt mit Brettern durch ihre Syſteme. Die Conſervativen verbieten den Fortſchritt, und zerſtören ſich doch täglich und ſtündlich durch den Rückſchritt. Die Progreſſiven ziehen ſich Siebenmeilenſtiefeln an, und ſchreiten über Land und Meer, und holen, durch ein lächerliches Schickſal gezwungen, immer zu weit aus, um den rechten Fleck mit den Füßen treten zu können. Die Verzweiflung iſt groß, und doch, Gott weiß es, die Hoffnung noch größer! Die Melancholie der Ausgelebten ſieht in jedem nahenden Abendroth einen anlodernden Weltbrand, der endlich zu Schutt und Aſche verzehren wird die gebrochene Schöpfung; und der neue Jugendmuth der Lebenvollenden ſieht in jedem kommenden Morgenroth eine Brautfackel der Zukunft, die hoch aufleuchten wird über der ewig ſich verjüngenden Schöpfung. Noch nie hat die Geſchichte in der einen Wagſchaale ſo viel Werdeluſt einer unabweisbaren Hoffnung, und in der

andern ſo viel Todesſchmerz einer lange vorbereiteten Ermattung gehalten. Welche Schaale wird fallen, welche ſteigen? Wird ein Gott ſich in's Mittel legen, wird eine Hand vom Himmel heruntergreifen? Wird ein neues Evangelium die Gegenſätze verſöhnen, die tiefinwendig das ganze Geſchlecht zerfleiſchen? Ach, es iſt eine wunderliche Zeit. Es friert im Frühling, und mitten durch den Winter ſchleicht ein unheimlich warmer Sommer hin. Es iſt das wechſelnde Warm und Kalt eines geheim niſtenden Fiebers. Wie im April oft alle Jahreszeiten an einem einzigen Tage vereinigt zu walten ſcheinen, ſo gleicht unſere Zeit dem April, dem Zwiſchenmonat zwiſchen Froſt und Blüthe, zwiſchen Lachen und Weinen, zwiſchen Beſtand und Unbeſtand, zwiſchen Nichts und Etwas. Und die ganze Wetterphyſiognomie eines jeden Sonnenjahres trägt jetzt dieſen Aprilcharakter, welcher der Zeit aus dem Herzen kommt, auf ihre Züge geſchrieben. Daher durch wirres Schneegeſtöber lächelnde Lenzblicke, daher winterliche Hagelſchloſſen über Blüthenfeldern, und jene naßkalten Herbſtſchauer, unter denen ſich

ſchon im Mai die überſchwemmte Knospe zu Tode ſchluchzt.

Eine wunderliche Zeit! Und nun ſchaut auch die wunderlichen Geſichter unſrer Dichter und Schriftſteller an! Die jungen ſehen alt aus, und die alten machen ein kindiſches Geſicht. Es iſt weder Jugend noch Alter da, und ich erblicke — oder trübt der Sehnſuchtsſchmerz meine Augen? — weder hier ächte Jünglinge, noch dort ächte Greiſe. Denn der Jugend wird verwehrt, jung zu ſein, und das Alter hält es für ſeine fromme Pflicht, ſtatt der Friedenspalme das Kriegsſchwert zu ſchwingen über das Neue. Der Greis behängt ſich mit der Eitelkeit ſeiner alten Traditionen, und der verachtete Jüngling, der gern das Knie beugen möchte aus Ehrfurcht vor der ſilberlockigen Autorität, muß eine Oppoſition des Geiſtes gegen die Ehrfurcht des Herzens beginnen. So geht die Zeit ſchwanger mit Zerwürfniſſen, vor denen keine Sympathie des perſönlichen Lebens ſich mehr zu retten vermag. Ich kann mir nichts Schönres denken, als nie aus der Zeit zu fallen, wie nie aus Gottes Hand. Wie könnte ich der Jugend, die

fröhlich an mir vorüberzieht, wenn ich alter Mann einmal vor meiner Hausthür ſitze, wie könnte ich ihr harte Worte zurufen, daß ſie leben will und muß! Bin ich einmal alt und kann ich nicht mehr im Weinberge arbeiten, ſo will ich mich oben auf ſeinen freien Gipfel hinſetzen, und bald ins immer neu ergrünende Thal hinunterſchauen, bald zu dem ewig ſonnigen Himmel hinauf. Nur das nimm mir nie, o gütiges Schickſal, die aus ſtiller Selbſtverläugnung erwachſende Luſt zu ſchauen und zu beobachten das Entſtehende und Werdende, das höchſte Schauſpiel für Götter und Menſchen. Denn die Selbſtſucht iſt es am meiſten, die dem Alter das Alter und der Jugend die Jugend erſchwert, die als Teufel der Reaction die leichte Geburt den Geſchichtsepochen hindert, und als Dämon der Verwirrung die klare, gedankenmäßige Sonderung der Gegenſätze trübt. Ach, es iſt eine wunderliche Zeit! Es friert im Frühling, und der Winter treibt Blüthen einer unheimlichen Wärme. Es iſt das wechſelnde Warm und Kalt eines geheim niſtenden Fiebers. —

* * *

— Es iſt eine kluge Zeit! Ich mag heut nichts arbeiten, eine große Unluſt hat ſich meiner Gedanken, meines Wollens und meines Vollbringens bemächtigt. Ich habe mich zum Fenſter hinausgelegt, und blicke auf die Straße hinunter. Meine Nachbarin, die mir gegenüber wohnt, belächelt meine überwallende Gluth, die mich an einem Februartage das Fenſter öffnen läßt. Und dort eilt mein Freund Z., die Akten unter dem Arm, ſchon am frühen Morgen vorüber, ohne mich gewahr zu werden. Er hat ſich mit einem großen Regenſchirm bewaffnet, und doch ſteht die Sonne hellglänzend am Himmel und lächelt auf dieſen Tag herab wie eine gedankenlos zerſtreute Schöne, die freudige Blicke wirft und nicht weiß warum. Aber mein Freund, der kein Hypochondriſt iſt, hat Recht. Denn ſehe ich recht, je mehr ich um mich blicke, dort im Weſten bereits leiſe ſich ſchwärzende Regenwolken anrücken, die, trotz der anfänglichen Heiterkeit der Atmoſphäre, bald loszubrechen drohen? Man muß vorſichtig, man muß klug ſein! Man darf heutzutage nie ohne Regenſchirm ausgehen. Freund Z. hat Recht.

Auch die Zeit iſt klug. Sie iſt ſehr klug. Es iſt eine kluge Zeit! Sie ſchirmt und ſchützt ſich von allen Seiten, um immer auf dem Trockenen zu bleiben. Sie hat den Wahlſpruch: „Waſch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!“ Sie möchte gern gereinigt ſein, aber es ſchaudert ſie, einmal den Kopf ganz unterzutauchen in der mächtig gehenden Strömung. So ſteht ſie zagend vor der rollenden Fluth der Geſchichte, und ſucht ſich zu ihrer Zerſtreuung, wie ein Kind, bunte Steine und Muſcheln am Ufer, und ſchrickt vor jedem ziſchenden Tropfen zurück, der ihr aus der Brandung der empörten Wogen in ihr Geſicht ſprützt.

Die Zeit iſt ſehr klug, ſie iſt ſehr vorſichtig! Man kann kaum mehr drei Schritte weit gehen, ohne auf eine Warnungstafel zu ſtoßen, die ſie um der puren Vorſicht willen ausgehängt hat. Vor den Fruchtgärten der Zukunft, in die ich mich neulich aus einem frohen Spaziergängertrieb zu wagen gedachte, fand ich an der Pforte eine große Warnungstafel angeſchlagen: „Dieſer Ort darf nicht ohne vorgängige Erlaubniß des Magiſtrats betreten werden!“ Ich

kehrte um und ſchüttelte den Staub von meinen Schuhen. Nicht durfte ich, ein deutſcher Schriftſteller, erwarten, daß man mir einen Erlaubnißſchein bewilligen würde. In manchen königlichen Park, der vom größeren Publikum nicht beſucht werden ſollte, gelangte ich durch die Gunſt des Kaſtellans und für einen Gulden Trinkgeld. Und nicht einmal in die Fruchtgärten der Zukunft, wo die Acciſefreiheit der Gedanken gilt, nicht einmal in dieſe??

Und dort ſteht eine Warnungstafel: „Dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!“ Aber ſeht doch hin, der Ort iſt ja ſchon unrein, ſeit Jahrzehnten! Sperrt ihn doch nicht ab, damit er endlich gereinigt werden kann! Ihr ſeid klug, ſehr klug!

Könnte ich auch klug werden durch eure Klugheit! Vielleicht gelänge es mir dann, im ruhigen Thale Hütten zu bauen und eine friedfertige Schäferidylle aus meinem Leben zu machen. Meine Strebens- und Schaffensluſt zöge ſich aufs Land zurück und beſtellte den lieben Kartoffelacker der Mutter Erde und triebe die gute alte patriarchaliſche Rindviehzucht. Es

hat ja etwas Süßes, in ganz verborgener Abgeſchiedenheit zu wirken, wo die Welle der Zeit nicht hinreicht und wo ich nicht hinreiche in die Welle der Zeit. So ſchlägt auch die Nachtigall am liebſten im verdunkeltſten Haine, in Nacht und Stille, wo Keiner ſie erſchaut und belauſcht. Und ſo tröſten ſich die deutſchen Schriftſteller gern mit dieſem idylliſch-ſentimentalen Nachtigallencharakter, wenn man ihnen nichts als eine trauliche Obſcurität mehr vergönnt.

* * *

— Es iſt eine reiſe Zeit! Was ſoll ich heute arbeiten? Am beſten nichts. Ich habe große Anlagen zum Faullenzer, wie der weiſe Sokrates zur Schwelgerei. Im Selbſtgenuß meiner Faulheit durchſchreite ich mein mit Büchern und Papieren überfülltes Zimmer. Dort auf dem Tiſche liegt der neueſte Bücherkatalog, den mir mein dienender Geiſt ſoeben aus der Buchhandlung überbracht hat. Ein Bücherkatalog iſt mir an ſich oft lieber geweſen, als das beſte Buch, das er anzeigt. Man blättert ſich

in einen gedankenreichen Müßiggang hinein, und ſieht, wie der verſchlafene Thurmwächter, unten über die Mondſcheinwieſe Rieſen, Ritter, Knappen, ſchöne Prinzen, holde Damen, luſtige Elfen ſich hintummeln, ſollte es auch nur gemeines Strauchwerk ſein, das im Winde ſich regt und im Mondlicht Figuren bildet. Aber ſeit einiger Zeit geben mir die Bücherkataloge zu ganz beſonderer Betrachtung Anlaß. Und dieſer neueſte beſtätigt eine Bemerkung, die ſich bis auf ſehr weitgehende Gedanken verfolgen läßt und von mir verfolgt worden iſt.

Noch zu keiner Zeit ſind ſo viel Schriften über die Unſterblichkeit der Seele geſchrieben und gedruckt worden, als eben jetzt. In dieſem Katalog allein zähle ich wieder deren mehr als zwanzig, die entweder den Zuſtand der Seele nach dem Tode, oder die Beziehungen zur Geiſterwelt und einem zu uns herüberſcheinenden Jenſeits, oder die Frage von der perſönlichen Fortdauer zu ihrem Thema haben. Ein haſtiges Drängen, ein allgemeiner Eifer iſt unter dem Geſchlecht entſtanden, ſich dieſe letzten und äußerſten Gegenſtände, die große

Philoſophen unerörtert und ſelbſt das Evangelium des Chriſtenthums dunkel gelaſſen, zu ergründen. Es iſt eine reife Zeit! Sie beſchäftigt ſich ſo dringend mit ihrer ewigen Zukunft.

Wenn man ſein Beſtes, ſein Alles an den Tod verloren, hat man jahrelang keinen andern Traum, als über die Unſterblichkeit der Seele. Die Unmöglichkeit, ſeine geliebten Todten aufzugeben, und der ſchmerzhafte Drang, einer Gewißheit habhaft zu werden, ob man wieder mit ihnen eins ſein könne, zieht uns tief in eine tranſcendente Speculation, und läßt uns die triſtigſten Syſteme, Theorien, Beweisgründe und Combinationen erfinden. Endlich bleibt uns fürerſt nichts gewiß, als daß wir unſere an das Jenſeits mit ſo magiſchen Banden gekettete Liebe wieder in das unentfliehbare Dieſſeits, das uns hält und trägt, hineinwachſen laſſen müſſen, daß aus unſerm Verluſt an den Tod ſich Gewinn für das Leben, daß aus unſerer geſtorbenen Geliebten ſich eine neue Poeſie hervordrängen muß. Eine neue Poeſie, die uns, in wiedererweckter Thatkraft des Daſeins, aus ungeheuerer Trennung die ewige Nähe und aus der

Zerriſſenheit aller Lebenselemente die geiſtige Einheit als den unendlichen Schwerpunkt wieder gewinnen und empfinden läßt. Dann ſchlagen wir das verweinte Auge wieder langſam zu einem freudig umſchauenden Weltblick auf.

Auch die Zeit hat manches heilige Gut an den Tod verloren, die Zeit hat manche Geliebte, die unerſetzlich iſt, begraben. Die Ruhe, der Friede, der poſitive Lebensgenuß und manches harmlos naive Glück der alten Zeit ſind ihr auf immer gebrochen. Tiefgebeugt, in verwittweter Geſtalt, ſteht ſie da. Sie vertieft ſich in Gedanken über die Unſterblichkeit der Seele, über das Jenſeits, über die ewige Geiſterwelt. Es iſt ihr geheimſter Schmerz darin, daß ſie durch die edelſten Geiſter unſeres Volkes ſo viele und immer mehr ſich häufende Schriften über dieſe Dinge einer großen, hinübergreifenden Ferne entſtehen läßt. Dieſe Schriften ſchlagen eine zu wichtige Saite, ich möchte ſagen, in dem Nervenſyſtem der Gegenwart an.

Aber der Zeit mit ihren vielen Gedanken an das Jenſeits muß es endlich gehen, wie den Hinterbliebenen der geliebten Todten. Auch die

Zeit muß ihre Liebe wieder in das unentfliehbare Dieſſeits, das die nächſte Fortentwickelung hält und trägt, hineinwachſen laſſen. Die großen Todesverluſte, die ſie erlitten, legen ihr nur wieder eine neue Nothwendigkeit auf, zu leben. Das Leben behält doch immer einen unendlichen Werth, weil es einen unendlichen Inhalt hat. Und aus der hingeſchiedenen Geliebten der alten Zeit muß ſich die neue Lebenspoeſie eines neuen Wirkens und Vollbringens gebären, eine neue Lebenspoeſie, welche große, gewaltige Schmerzen des Geſchlechts zu verſöhnen, ſteifgewordene Formen der Geſinnung zu vergeiſtigen, und über gebrochenen Herzen einen kräftigenden Gottesfrieden aufzurichten hat!

Es iſt eine reife Zeit! Aber nicht bloß reif, um jede Stunde an das jüngſte Gericht zu denken, ſondern auch reif zum Handeln, zum Leben! Was reif zum Tode, muß wieder reif zum Leben werden. Leben! Leben! Handeln! Es iſt eine reife Zeit! —

Philoſophie der Geſchichte.

Der ſchärfſte Stachel in unſer Herz iſt die Betrachtung der Geſchichte, die allerdings aus einer beſtimmten Geiſtesanſchauung heraus vorgenommen werden muß, da das bloß pragmatiſche Hinundherblättern in der großen Weltbibel des Geſchehenen das Menſchliche wie das Göttliche in der Geſchichte gleich unverſtändlich läßt. Welches iſt aber das Prinzip ſolcher Geſchichtsbetrachtung, das den practiſchen Griffel der Klio zugleich zu dem deutenden Seherſtab für die Geheimniſſe der Vergangenheit und Zukunft macht, welches iſt die philoſophiſche Formel, die der hiſtoriſchen That ſo gewachſen iſt, daß ſie dieſelbe erklärt, ohne ſie zu vernichten? oder kann hier weder Prinzip noch Formel gefunden werden noch nützen? Etwas Allgemeines aber iſt

in der Geſchichte, welches entweder aller Dinge Einheit iſt oder nach ihr ſtrebt, wodurch ſie für die verſchiedenſten Bedürfniſſe des Geſchlechts wie des Individuums etwas Ausreichendes, etwas Feſtſetzendes oder etwas Prophetiſches hat, und bald als Tragödie, bald als ironiſches Weltgericht, bald als Theodicee unſere Gemüther bewältigt. Dieſes Allgemeine zu erkennen, es nennen es die Einen Philoſophie der Geſchichte, die Andern Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Geſchichte, die Andern Geiſt der Geſchichte.

Die Wiſſenſchaft vom Geiſt der Geſchichte iſt eine ächt deutſche, ihre Ausbildung gehört unſerer Zeit. Von zwei Seiten hat es uns gezogen, die geheimen Kräfte und Mächte, die unſere Menſchheitsentwickelung bedingen, uns zur Anſchauung und in eine gewiſſe Norm zu bringen. Von der einen Seite die ungeheuere Bewußtwerdung, die das Zeitalter in das Syſtematiſiren alles Lebens geſtürzt hat, die, den Begriff der Geſchichte ſuchend, die Geſchichte als einen Begriff, als ein logiſches Rechenexempel, als die Paragraphenauseinanderlegung eines

conſtruirenden Gottes, feſtſtellt und fixirt. Dieſer abſchließenden Richtung, die mit der Vergangenheit fertig geworden iſt, bei allem ihrem Ernſt und ihrer Tiefe leichtſinnig oder ſtumpf genug, nicht an die Zukunft zu denken, dieſer ſteht die andere gegenüber, die man die prophetiſche zu nennen veranlaßt iſt. Auch die prophetiſche Zuckung in unſern heutigen ſeltſamen modernen Herzen treibt uns in die philoſophiſche Combination der Geſchichte hinein. Dies iſt die St. ſimoniſtiſche Geſchichtsphiloſophie, welche die der Zukunft iſt, wie ſie aus der combinirten Vergangenheit zu einer allgemein befriedigenden Epoche des Völkerlebens entwickelbar gedacht oder geträumt wird. Beiderlei Art der Betrachtung, die aus der Conſequenz des Begriffes, und die aus dem Geſichtspunct der Zukunft, ſind gleich gefährlich für die freie und gewinnreiche Bewegung auf dem hohen Meer der Geſchichte.) Die eine, welche die Geſchichte Grau in Grau malt mit den Farben eines beſtimmten Syſtems, ertödtet alle individuelle Entwickelungsfähigkeit des Geſchlechts, ohne die es überhaupt keine Welthiſtorie gegeben haben würde,

ja ſie ertödtet, möchte ich ſagen, alle Natur in der Geſchichte, indem ſie aus den Thaten logiſche Momente, aus den Menſchen Zeichen, aus dem waltenden und lebendigen Gott einen nothwendig ſich vollbringenden Prozeß macht. Die andere, welche mit dem Morgenrothshauch der Zukunft malt, läßt dieſe ferne Aurora zugleich zur Brandfackel werden, an welcher Alles verlodert, was die Welt von bisher beſtehenden Formen und Zuſtänden, von bisher gekanntem Menſchheitsglück, in ſocialer, ethiſcher und geiſtiger Lebensbedeutung, beſeſſen. Auf welchen dieſer Höhepuncte ſtellen wir uns, um uns in der Weltgeſchichte zu begreifen, und die Weltgeſchichte in uns? Hieße Philoſophie der Geſchichte nichts weiter als das Denken der Geſchichte, wohlan, ſo laßt uns Philoſophen der Geſchichte ſein, denn wie vermöchten wir in dem Geſchehenen über das Denken hinauszukommen, welches das Erſte und das Letzte iſt! Aber das Denken muß ſo frei ſein, wie die That. Der Begriff der Roſe muß die Roſe ſelbſt ſein. Die Form darf nicht Formel, der göttliche Geiſt

der Geſchichte darf nicht menſchliches Syſtem werden!

Hegel hat in ſeiner „Phänomenologie des Geiſtes“ und nachher in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, die conſequenteſte und auf das Äußerſte getriebene Durchführung eines philoſophiſchen Syſtems der Geſchichte gegeben. Namentlich in der Phänomenologie ſtehen großartige Ideen wie ein ägyptiſcher Pyramidenbau, mit den Gräbern ganzer Geſchlechter und Königsſtämme in ſeinem Schooße, da. Aber uns wird, nach den erſten erhabenen Schauern, wieder ſo eng und unheimlich dabei zu Muthe, als hätten wir uns beikommen laſſen, den lieben Gott ſelber zu ſchulmeiſtern. Wir ſind an das Ende aller Geſchichte geſetzt. Der Begriff iſt die Identität von Anfang und Ende; die ſich ſelbſt bewegende Idee, ſobald ſie im Begriff zu ſich ſelbſt gekommen, hat das Unglück, damit alle geſchichtliche Bewegung aufzuheben. Zwar darf man Hegel nicht den Vorwurf machen, daß, indem er die Geſchichte a priori conſtruirte, er ſich nicht der hiſtoriſchen Lebensfülle ſelbſt bewußt und verſichert geweſen ſei. Aber die Lebensfülle

mußte System werden, und die Geschichte, obwohl als der Prozeß des Absoluten entfaltet, trug schwer an den Kategorieen des subjectiven Geistes, die sie annehmen mußte, denn welcher absolute Gedanke der menschlichen Systeme wäre nicht zugleich behaftet mit der Form der endlichen Subjectivität? Diese Philosophie der Geschichte, die man auch eine Geschichte der Philosophie nennen könnte, war der Philosophie förderlicher als der Geschichte. Hegel gerieth durch die historischen Gesichtspuncte in der Phänomenologie recht in die Mitte seines eigenen Systems hinein, das er nachher aufführte als eine organisch gegliederte Denkgeschichte, die fertig geworden ist.

Rosenkranz, der in einer noch nicht lange erschienenen Gelegenheitsschrift auf diese Philosophie der Geschichte hinweist, ist einer der achtungswerthesten Anhänger und Verbreiter der Hegel'schen Lehre. Er besitzt viel eigene geistige Lebendigkeit, große Gewandtheit in Darstellung von Gedanken und einen Vorrath von Kenntniß und Gelesenem, der ihn überall zu Hause sein läßt. Aber er hat sich den Beruf, Missionair

eines beſtimmten Syſtems zu ſein, zu gewiſſenhaft zu Herzen genommen, und darüber ſeine eigene Individualität abgeſchwächt, oder, wie es das Loos in dieſer Philoſophie iſt, verallgemeinert. Die Zeit bedarf aber ſo vielſeitig gebildeter, reger und vorurtheilsfreier Köpfe, wie Roſenkranz; ſie bedarf ihrer nicht zum fortgeſetzten Syſtematiſiren des Lebens, aus dem ſie ſich eben durch den Prozeß der Auflöſung wieder zu retten beginnt; ſondern ſie hat ſie nöthig, um der erſtarrten deutſchen Wiſſenſchaft freiere und lebensvollere Formen zu ſchaffen, ihr eine kunſtgebildete Darſtellung für das Leben, wie die Griechen die Wiſſenſchaft trieben, zu erwerben, und ſie zu emancipiren aus den Studirſtuben und von den ledernen Leſeeſeln, auf denen ſie ſich bei den deutſchen Gelehrten feſtgeſeſſen, zu einer blühenden Geſtalt für die Welt und für den Menſchen. Begeiſterung, ihr deutſchen ſteifgliedrigen Gelehrten, heißt der Verjüngerungstrank der Wiſſenſchaft! Mit ihr befruchtet eure Syſteme, und ſie werden geſprengt werden!

Die Weltgeſchichte iſt kein philoſophiſches

System, ſie iſt ein lebendiges Kunſtwerk. Im Kunſtwerk iſt die ganze Freiheit und Allgewalt der Individualität nachgelaſſen, die Wunderblume der Perſönlichkeit ſteht in Blüthe. Die Individualität iſt das Gottwohlgefällige, Gott hat ſeine Freude und ſein Schauſpiel daran. In der Weltgeſchichte iſt nichts als Individualität, Volk, Menſch, Verhältniß und Schickſal ſind durch die Individualität in Bewegung, in Kampf und in Ideenverbindung geſetzt. Der Streit um die Rechte und Geltendmachung der Individualitäten iſt die Geſchichte. Ein Kunſtwerk voll Streit und Hader, und doch darüberſchwebend der Friedensgeiſt des herrſchenden Gottes, der genau Epoche gegen Epoche abgränzt und doch wieder aneinander knüpft, wie ein cykliſcher Dichter. Fürchtet ihr Philoſophen, daß ihr nichts mehr zu denken haben werdet, wenn auch die Geſchichte zum Kunſtwerk wird? Iſt euch das Kunſtwerk nur bloß das unmittelbare Leben, das noch nicht vermittelt ſei durch die Idee, ſo frage ich, was giebt es Höheres und Reizenderes auf unſerem unvermittelten Erdglobus, als das unmittelbare Leben,

und wo hat Gottes Finger vom Himmel heruntergegriffen, um die Vermittelung durch die Idee zu fixiren für einen Zuſtand, der unabläſſigem Werden unterworfen iſt, mithin aus jeder Vermittelung (die nur ein momentaner Gewinn, ein Ausruhn von der Epoche, iſt!) wieder hinausenteilt in die bewegungsfähige Unmittelbarkeit? Und da iſt auch der ſpielende Augenblick, der Zufall, dem in der Geſchichte, wie im Kunſtwerk, ſein Recht nicht ganz geläugnet werden darf, worauf ſchon Herbart, gegen die philoſophiſche Begriffsverſteinerung der Geſchichte, treffend aufmerkſam gemacht hat! Und fürchtet ihr, daß euch ein Zufall nichts zu denken giebt? Kennt ihr denn den Wind, von wannen er kommt und wohin er fährt? Wie viel Zufälliges iſt in eurer Subjectivität, und doch iſt es nur Subjectivität, welche den Begriff zurecht macht! Wer hat es ſchon mit Winkelmaaß und Pendel ausgemeſſen, wo in dem Geſchehenden, der Geſchichte, das Unbewußte aufhört, und das Bewußte anfängt? Ihr ſtolzen Mathematiker des Begriffs, die ihr klüger ſeid als Gott ſelber, meßt mir doch wenigſtens hier das menſchliche

Kunſtwerk aus! Sagt mir genau, wo das Unbewußte darin aufhört, und das Bewußte anfängt! Gebt mir eine chemiſche Zerſetzung dieſer ächt menſchlichen Miſchung, die in Allem, was da iſt und geſchieht, zu Grunde liegt; gebt ſie mir, mit allem Aufwand eurer phyſikaliſchen Inſtrumente, eurer kategoriſchen und logiſchen Neutralſalze und Scheidewaſſer; gebt ſie mir, wenn ihr könnt! Aber Leben, Geſchichte, Kunſtwerk, ſind ſtärker als ihr! Es ſind ewige Urwälder, eure Inſtrumente fällen ſie nicht! Sie rauſchen und rieſeln von hohen Gedanken, wie heilige Quellen, in die ein Gott ſich ergießt. Fangt ſie auf in euren Syſtemen, aber laßt in ihnen kein abgeſtandenes Regenwaſſer daraus werden! Laßt es rauſchen, wie es durch die Welt ſelber rauſcht! Oder beſſer: legt euch an die Quelle mit horchendem Ohr und Herzen, trinket ſelber den Strom des Lebens, und gebt euch ſinnend an die Gedanken hin, die euch aus dem Meeresſpiegel entgegenblicken. So ſtudirt Philoſophie der Geſchichte!